

Banco.
Ein Roman aus dem
Hamburger Leben.
Von
Ernst Willkomm.

Gotha
Verlag von Hugo Scheube
1857.

ERSTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. DIE JUGENDFREUNDE.

Die Post kam ungewöhnlich spät an. Starker Schneefall, dem helles Frostwetter folgte, hatte den Strom mit Treibeis erfüllt; welches die Ueberfahrt von der Insel Wilhelmsburg nach dem Grasbrook beschwerlich machte. Einige der Passagiere waren über diese Verzögerung sehr ungehalten und machten ihrem Aerger in scharfen Bemerkungen Luft, Andere verhielten sich gleichgiltig. Ein Einziger nur amüsirte sich, während er die heftig strömende Elbe passirte. Er war offenbar aus Mitteldeutschland, was schon sein Dialect verrieth, und kam, den Fragen nach zu urtheilen, die er an seine Mitreisenden richtete, zum ersten Male nach dem Norden. Alles erregte seine Aufmerksamkeit, jeder Gegenstand beschäftigte ihn. Er hatte immer etwas zu fragen, oft mehr als diejenigen, an welche er seine Fragen richtete, antworten mochten. Erst als er bemerkte, daß er vielleicht für zudringlich gelten könne, ward er einsylbiger und beschränkte sich auf stummes Beobachten.

Endlich rollte der Wagen in die belebte Stadt. Friedrich lehnte sich an's Fenster, um die rasch wechselnden Bilder hell erleuchteter Kaufläden, die Menschengruppen, kurz, die ganze fremde Welt, in die er eintrat, an seinem Auge vorüberziehen zu lassen. Der Eindruck war ein wohlthuender; Friedrich vergaß alle gehabtten Unbequemlichkeiten, und hätte sich gern noch länger von diesem Glanze anziehender Nachtgemälde unterhalten und

in angenehme Träumereien verstricken lassen. Er bedauerte, daß plötzlich der Wagen hielt. Während die meisten seiner Reisegefährten brummend, manche sogar schimpfend ausstiegen, sprang er in bester Stimmung auf die Straße der fremden Stadt, nannte das Hôtel, wo er logieren wollte, dem dienstbaren Geiste, der sich seines Gepäcks schon bemeistert hatte, bestieg eine Droschke und hielt wenige Minuten später vor einem erleuchteten Portal.

Der Portier in seinem reich galonnirten Rocke war ungemein dienstfertig. Als er den Namen des fremden Ankömmlings auf der Hutschachtel las, ward er noch freundlicher.

»O, Herr Friedrich Vollton,« sprach er, sich verbeugend. »Sie wurden schon gestern erwartet Kellner! Nummer 11 und 12 für Herrn Vollton! Ich werde Ihrem Freunde sogleich Bescheid sagen lassen.«

Friedrich, wie wir ihn kurz nennen wollen, hatte keine Zeit, dem dienstwilligen Manne zu danken. Andere Ankömmlinge nahmen den Vielbeschäftigten bereits wieder in Anspruch. Er folgte also dem vorauseilenden Kellner und betrat in der ersten Etage ein comfortable eingerichtetes Zimmer von so angenehm duftiger Wärme durchzogen, daß es ihm in diesem behaglichen Raume ganz wohl ward.

Von der Straße herauf scholl fortwährend der Wiederhall geräuschvollen Lebens. Wagen rollten hin und wieder, rufende Stimmen, die nicht selten in einen monoton klagenden Ton fielen, wurden dazwischen laut. Durch

die halbverhüllten Fenster blinkte der Alsterspiegel mit der Lichtgarnirung seiner zahlreichen Gasflammen. Von diesem feenhaften Anblick angezogen, trat Friedrich an's Fenster und blickte lange hinaus in die ihm neue Welt, die so verführerisch lockend vor ihm lag. Er stellte Vergleiche an zwischen diesem großstädtischen Leben voll Glanz und dem kleinen, stillen Orte, wo er seine Jugend zugebracht hatte. Dort hatte er des Abends selten Menschen gesehen; beleuchtete Straßen oder Gäßchen kannte man nur in hellen Mondnächten. Eine einzige trüb brennende Oellampe befand sich auf dem Marktplatze am Röhrtröge, wo Jedermann unentgeltlich Wasser schöpfen durfte. Ihr Licht oder Glimmern trug aber eher zur Vermehrung, als zur Verminderung der Finsterniß bei. Nun sah er sich nach einer mehrtägigen Reise in dieses Meer von Licht versetzt, hörte das Rauschen und Brausen einer immer von Neuem sich ergänzenden Menschenwoge, und ging mit sich zu Rathe, wie er es wohl anzufangen habe, um hier sein Glück zu machen oder doch festen Boden zu gewinnen. Ein Anflug von Bänglichkeit mischte sich bei diesem Gedanken dem behaglichen Gefühle bei, das durch seine Nerven zitterte, und die nächste Zukunft wäre dem Neulinge in der großen Welt vielleicht in einer sehr düstern Gestalt entgegengetreten, hätte ein starkes Klopfen an der Thür seines Zimmers ihn nicht in seinen Grübeleien gestört.

»Grüß' Gott, Friedrich!« rief jetzt der Eintretende, Hut und Mantel achtlos von sich werfend, und den Freund mit herzlicher Traulichkeit wiederholt umarmend. »Du

hast nicht Wort gehalten, alter Junge, und mich um volle zwei Tage meines Lebens gebracht. Aber das schadet nichts. Versäumtes läßt sich in unsern Jahren wieder einholen, und das soll früh genug geschehen. Nun sag'; wie geht's halt oben im Gebirg? Was macht mein Pathe, Dein sehr ehrenwerther Herr Vater? Und wie befindet sich meine edle Fürsprecherin, Frau Dorothea? Geschwind, erzähle, nachher wollen wir unser sterblich Theil pflegen und selbender eine Collation zu uns nehmen, daß Dir morgen früh noch der Mund danach wässern soll.«

Die Freunde nahmen Platz auf dem schwellenden Divan, Friedrich jedoch nicht, ohne nach dem ersten Niedersitzen sogleich wieder aufzuspringen. Er kannte diese weichen Lotterbetten des modernen Luxus nicht und prüfte mit der Hand, ob man auch nicht gar zu tief einsinke. Alfred, mit seinem ganzen Namen Alfred Drollig, brach in ein lustiges Gelächter aus über dies naiv bäuerliche Benehmen des Jugendfreundes, das denselben als *homo rusticus* in so possirlicher Weise darstellte.

»Ich bitte, Alfred, laß es nun gut sein,« sprach Friedrich gutmüthig. »Man kennt das nicht bei uns, also darf ich mich wohl ein paar Secunden lang wundern.«

»Nein, man kennt das nicht in Kleinglogau, das weiß ich,« versetzte, noch immerfort lachend, Alfred, »was man aber dort ganz genau kennt und was ich nicht weiß, davon möcht' ich jetzt Etwas hören.«

Friedrich erfüllte den Wunsch des Freundes. Er theilte ihm mit, daß sein Vater noch immer mit hingebender Liebe seine Kanarienhecke pflege, und erst neulich dem

Herrn Pfarrer ein prächtiges Pärchen geschenkt habe. Die Glasharmonika, die Alfred in früher Jugend ihrer schmelzenden Töne wegen so unangenehm berührt habe, spiele er regelmäßig jeden Abend wenigstens eine halbe Stunde lang, bis die Mutter über den sanften, äolsharfenartigen Tönen auf dem harten Lederstuhle einschlafe und der Hahn auf der Schwarzwälder Uhr sein Kikeriki anhebe. Das sei Alles geblieben, wie es vor zehn und fünfzehn Jahren gewesen, und wenn Gott die Aeltern noch zwanzig Jahre am Leben erhalten wolle, werde es hoffentlich nach Ablauf dieser Zeit nicht anders geworden sein.

Aldred lehnte vergnügt, mit halb zugekniffenen Augen, in der Divanecke.

»s sind halt zwei Capitalmenschen, Deine Aeltern,« sprach er, »wir Beiden, fürcht' ich, werden's ihnen nicht nachthun.«

Er holte dabei tief Athem und sah den Freund mit großen Augen an.

»Warum nicht?«

»Weil die Welt, in der wir leben werden und müssen, einen ganz andern Zuschnitt hat, Friedrich, als in unserer kleinstädtischen Heimath. Deine Aeltern leben still gemüthlich wie Kinder. In dem niedrigen Stübchen mit der weiß gescheuerten Diele und dem darüber gestreuten noch weißeren Bergsande ist ein Rest Paradies hängen geblieben. Hier draußen in der Welt findest Du keine Spur mehr davon, und wär's auch noch da, man könnt'

es halt nicht brauchen. Hier ist Alles glänzende, rauschende, jubelnde, sündige Menschheit von heute und gestern.«

»Das wäre ja zu bedauern,« meinte Friedrich, »ich werde mich da schwer zurecht finden.«

»Leichter als Du glaubst,« versetzte Alfred. »Auch will ich damit nicht etwa gesagt haben, daß es hier zugehe, wie in Sodom und Gomorrha, nur auf den Unterschied möchte ich Dich aufmerksam machen zwischen einem Orte, den ein paar tausend unbegüterte Menschen bewohnen, und einer Handelsstadt, wohin alle Schätze der Welt auf Tausenden von Schiffen zusammenströmen. Nach diesem Maßstabe, alter Junge, sind die hiesigen Zustände, die hiesigen Ansichten zu beurtheilen, und eben weil so ganz verschiedene Gesichtspunkte das Urtheil des hiesigen Publikums bestimmen, muß es in fast allen Dingen anders lauten, als das einer kleinen schlesischen Stadt.«

Wieder klopfte es, der Kellner trat ein und fragte: ob es den Herren gefällig sei, das Diner einzunehmen?

»Sehr angenehm,« sagte Alfred kühl. Der Kellner ging.

»Diner?« wiederholte Friedrich. »Es muß doch mindestens acht Uhr sein?«

»Acht oder zehn, das bleibt sich gleich,« versetzte Alfred. »Ich habe ein kleines einfaches Diner für uns Beide bestellt, und da ich selbst heute noch nicht zu Mittag gespeist habe, bei Dir aber in Folge der Reise einen guten Appetit voraussetze, so mein' ich, ein gutes Mittagbrod wird uns Beiden nicht schaden. Ist's gefällig?«

Friedrich war bereit und die Freunde gingen hinunter in das Speisezimmer, wo an einem runden Tische unsern des behagliche Wärme ausströmenden Ofens das leckerste Diner für sie aufgetragen wurde. Anfangs machte der weite Raum des Speisesaales, in welchem außer den beiden Freunden nur noch einige Herren an der entgegengesetzten Seite ebenfalls speis'ten, einen unangenehmen Eindruck auf Friedrich. Er fand es nicht gemüthlich und gestand dies unverholen dem Jugendgenossen.

»Komm schon,« versetzte dieser, seinem Gaste vorlegend. »Laß nur ein paar Tage vergehen, und Du hast Alles vergessen, was hinter Dir liegt.«

»Das möchte ich nicht, Alfred.«

»Wird aber doch passiren, und – offen gesprochen – es muß geschehen oder Du bist hier überflüssig. Jetzt aber laß hören, was Du im Sinne hast, wie Du Dich hier einzurichten, auf welche Weise Du Dich zu produciren gedenkst? Empfehlungen aus Breslau, Dresden, Leipzig bringst Du hoffentlich mit? Ich habe Dich auf die Nothwendigkeit derselben aufmerksam gemacht. Es sind Visitenkarten, die man nicht ganz unbeachtet bei Seite legen kann.«

»Briefe habe ich so viele, als Wochen im Jahre,« versetzte Friedrich, »mir bangt schon, wie ich mich aller entledigen soll. Ich werde ein halbes Jahr dazu brauchen.«

»Ueberlasse das mir, wenn Du glaubst, daß ich Dein Gutes will,« sagte Alfred. »Seit drei Jahren habe ich hier einige Erfahrungen gesammelt. Gib mir also Deine Briefe, ich will sie sortiren. Was nicht convenirt, wird halt

confiscirt, nur das Praktische ist brauchbar. Ueberhaupt, Freund, merke gleich von Anfang an auf das Praktische, sonst verlierst Du nur Zeit, verdienst nichts und bleibst in der Dunkelheit.«

Der Kellner brachte Champagner. Alfred untersuchte den Kühler und fand, daß zuviel Eis darin war. Er beorderte, das Ueberflüssige zu entfernen. Friedrich machte ein finsternes Gesicht.

»Mir wär' es lieber,« sprach er leise, »wenn wir unser Wiedersehen ganz einfach begingen. Schwelgerisch geht es in meiner Aeltern Hause nicht zu, wie Du weißt, und Champagner ist ein theures Getränk, das bei uns nur sehr reiche Leute dann und wann zu genießen pflegen.«

»Gehört aber hier mit zum Leben für Leute unseres Schlages,« versetzte Alfred. »Laß ihn Dir also schmecken und denke nur immer daran, daß Du nicht in Kleinglogau, sondern in der Welthandelsstadt Hamburg bist. Und nun Deine Pläne, wenn ich bitten darf.«

Friedrich war offen gegen den Freund und Landsmann. Er theilte ihm mit, daß er einige Concerte zu geben Willens sei, denn er war Virtuose und hatte sich gleichzeitig mit dem geistesverwandten Alfred Drollig, der bei seinem Vater die ersten Anfangsgründe der Musik erlernt hatte, um später sich ganz zum dramatischen Sänger auszubilden, dem Studium der Musik gewidmet. Alfred war ein paar Jahre älter, trat ziemlich früh auf einigen kleineren Bühnen der Provinz mit Glück auf, fand

später ein Engagement in Brünn, dann in Graz, gastirte in Wien und Prag, und nahm endlich als erster Tenor ein vortheilhaftes Anerbieten in Hamburg an. Der häufige Ortswechsel und die verschiedenen Menschen und Künstler, mit welchen sein Beruf ihn in Berührung brachte, schliffen das Rohe, das dem Sohne der Provinz anfänglich noch anklebte, bald ab, so daß er sich zum gewandten Welt- und Salonmenschen entwickelte. Nur den provinziellen Dialect konnte er, soviel er sich auch abmühte, nicht völlig ablegen. Dieser brach immer, am meisten in vertraulicher Unterhaltung wieder durch, was zwar keineswegs unangenehm klang, ihm aber doch manches spöttelnde Wort von näheren Bekannten zuzog.

Alfred hörte dem Freunde theilnehmend zu, ohne sich als materieller Mensch zu versäumen. Als Friedrich schwieg, sprach er:

»Im Entwurf kann ich Deine Pläne nur billigen, mache Dir aber ja nicht zu große Vorstellungen, damit Du nicht zu früh ermattet die Flügel sinken läßt. Sieh, lieber Freund,« fuhr er fort, dem noch unerfahrenen Landsmann das Glas wieder mit dem moussirenden Weine füllend, »Du trittst hier in eine Welt, die man drinnen bei Euch wenig kennt. In ganz Deutschland mit all seinen großen und kleinen Residenzen steht man auf einem andern Boden, als in dieser Handelsrepublik. Besonders wir Eingeborenen der Berge finden uns hier nicht so leicht zurecht. Uns prägt man von Jugend auf ein, man müsse aller Welt zu Gefallen leben, sich immer schmiegen, biegen und bücken, und dürfe bei Leibe nicht zu hartnäckig

eine eigene Meinung vertheidigen. Es mag das vor einem Jahrzehnt oder noch länger angewandt gewesen sein sowohl daheim, wie anderwärts, hier kommt man mit buchstäblicher Befolgung solcher Lebensregeln in Ewigkeit auf keinen grünen Zweig. Praktisch ist hier nur Derjenige, welcher seine Fähigkeiten, Kenntnisse und Kunstfertigkeiten geschickt zu verwerthen versteht. Selbstbewußtsein und ein gewisser Grad von Stolz hilft hier besser fort, als schmeichelndes Fuchsschwänzeln. Es verdenkt's Dir Niemand, wenn Du recht viel zu verdienen suchst, aber man wird Dich auslachen und, geht es schlimm, die Achseln über Dich zucken, bist Du mit geringem Lohne zufrieden. Du hast also bei Allem, was Du unternimmst oder zu unternehmen Willens sein magst, zuerst danach zu fragen, ob es halt tüchtig Geld einbringt.«

»Mit Verlaub,« unterbrach hier Friedrich den belehrenden Landsmann, »ich glaubte, Du wolltest mir einige Winke geben, wie ich mich zu nehmen hätte, um meine Kunst zur Geltung zu bringen, und nun hältst Du mir eine Vorlesung über das prosaische Thema: ›Die Kunst, schnell reich zu werden.««

»Einerlei, Freund, ich weiß, was ich thue, und weil ich als Freund an Dir handeln will, spreche ich aus, was ich auf dem Herzen habe. Trinke jetzt, wenn Du mich lieb hast, und lasse Dich einweihen in die schwere Kunst, gute Geschäfte zu machen.«

Friedrich stieß mit Alfred an und nachdem Beide den Schaum des edlen Weines geschlürft hatten, sprach Letzterer weiter:

»Vor dem Feste denke ja nicht an öffentliches Auftreten. Sei überhaupt vorsichtig und sondire das Terrain, ehe Du darauf tanzest. Die vornehme Welt muß nicht bloß wissen, daß ein Phänomen, um künstlerisch zu sprechen, in ihrer Mitte lebt, sondern, daß Du ein ganz außerordentliches Phänomen bist. Die Neugierde thut immer die größten Wunder. Also zuerst leise angeklopft, dann stärker; später wird ein lauter Tusch vortrefflich am Platze sein, und hat man das Publicum, auf dessen Zahlungsfähigkeit Du speculirst, gehörig ›durch allerlei Brimborium‹ vorbereitet, dann tritt keck auf, und das Resultat wird Deinen Wünschen vollkommen entsprechen.«

Friedrich's Wein war schon lange im Glase verduftet. Es wurde ihm ganz bänglich bei des Freundes Rathschlägen.

»Du verstehst mich doch?« fragte dieser, Kaffee und Cigarren vom Kellner verlangend.

»Ich verstehe nur, daß ich mir als Künstler recht erbärmlich klein vorkomme.«

»Weßhalb? Meinst Du, es gäbe hier nicht Freunde der Kunst? Weit gefehlt, Freund! Es leben ihrer genug bei uns, wie anderwärts.«

»Die Kunst soll aber doch nicht betrieben werden wie ein kaufmännisches Geschäft?«

Alfred schob seinen Stuhl näher zu dem seines Landmannes und bot ihm eine der trefflichen Havanna-Cigarren an, von denen er so eben selbst eine angezündet hatte.

»Rauchst Du nicht?«

Friedrich machte eine verneinende Handbewegung.

»Barbar!« sprach Alfred. Er stellte die Cigarren auf den Tisch und fuhr fort:

»Sag' mal ehrlich, lieber Junge, warum hast Du eigentlich bei schlechtem Wetter die weite Reise aus Deinen waldigen Bergen hieher gemacht? Schwerlich doch, um hier zu hungern und Deine paar mitgebrachten Mutterpfennige aufzuzehren? Ich bitte Dich, keine Fratzen und keine überspannten Redensarten! Sei praktisch! Damit Du es leichter werden kannst, geb' ich mir Mühe, Dich zu orientiren. Ich denke, Du kannst mich begreifen, wenn Du nur willst. Also mußt Du Dir selbst sagen, daß Du geigst, um Geld zu verdienen, wie ich zur Erreichung des nämlichen Zweckes singe.«

»Es kommt aber doch immer darauf an –«

»Es kommt Alles darauf an, daß man gescheidt ist und tüchtig Geld verdient,« unterbrach Alfred den unerfahrenen Freund. »Laß Dir das ein für allemal gesagt sein, oder ich ziehe meine Hand von Dir ab! Ich hab's halt versucht auf mancherlei Weise, und bin durch Schaden klug geworden. *Anch' io son' pittore*, – aber ohne Geld müßte ich eitel Wasser trinken, und das ist hier zu Lande erbärmlich schlecht.«

Friedrich reichte Alfred die Hand, indem er mit schwerem Herzen sagte:

»Sei denn mein Führer, ich will Dir gern folgen, nur erlaube, daß ich zuvor noch ein Bekenntniß in Dein Herz versenke, das sich in den Worten zusammenfaßt: die große Welt, von deren Beifall wir Ruhm und Ehre ärndten wollen, ist anders geartet, als wir in der ersten Jugendbegeisterung, aus der doch unser Streben Nahrung schöpfte, uns einbildeten.«

»Alle Einbildungen lösen sich in Nichts auf,« tröstete Alfred. »Der Tausch aber, den wir treffen, kann unmöglich Reue nach sich ziehen, denn statt leichten tragenden Leuchtgases, das eine funkelnde Glorie um uns baute, fällt schweres, klingendes Gold in unsere Tasche. Luft mag unter Umständen erquicken, Gold ernährt und stellt uns den Reichsten und Vornehmsten gleich. *That is the thing*, sagt mein alter Sprachlehrer, bei dem ich Englisch zu lernen mich vergebens abmühe, obwohl er selbst niemals einen ganzen Sovereign besitzt. Recht aber hat der alte Knabe doch, denn er ist ein praktisches Genie.«

»Und verdient dennoch nichts?«

»Weil die Zeit ihm über den Kopf gewachsen ist. Ein Mann, der heute noch mit gepudertem Haare und pfeferkuchfarbenen Gamaschen auf der Straße umherläuft, kann gern ein Weiser, ein Prophet, meinerwegen ein Halbgott sein, Geschäfte von Belang wird er schwerlich mehr machen.«

Friedrich stand auf, denn er fühlte sich ermüdet. Nicht ohne Anstrengung verbarg er dem spottsüchtigen Freunde ein mehrmals ihn befallendes Gähnen.

»Ich verstehe,« sprach dieser, »Du wünschst allein zu sein. Nichts natürlicher als dies Verlangen. Ich will Dich nicht stören. Schlafe sanft, und träume von goldenen Bergen! Deine Mutter war ja immer eine gewaltige Traumdeuterin. Etwas, sollte ich meinen, wird sich doch wohl auf den Sohn, ihr einziges Kind, vererbt haben. Nebenbei überlege meine Worte, prüfe sie und Dich, und zeige Dich morgen, wo ich mit Dir frühstücken will, als gelehriger und dankbarer Schüler. Und nun grüß' Gott noch einmal und Adieu für heut'. Auf fröhliches Wiedersehen!«

ZWEITES KAPITEL. EIN NEULING IN DER WELT.

Die Mittheilungen des lebhaften Alfred, der von jeher Alles, was ihm und Andern zustieß, von der heitersten Seite betrachtete und deshalb stets gut gelaunt erschien, regten Friedrich auf. Er fand, ungeachtet der körperlichen Müdigkeit, lange keine Ruhe. Auch der ungewohnte Genuß des Weines machte sich jetzt bemerkbar. Seine Pulse klopften heftig, das Blut rollte rascher als sonst durch seine Adern, und ein Unbehagen, das fast an Unwohlsein streifte, überfiel ihn. Endlich aber bewältigte ihn doch der Schlaf. Von diesem festgehalten, erwachte der erst durch das lautere Geräusch auf der Straße. Wüste Träume hatten ihn gepeinigt, so daß er erschöpft, nicht erquickt sein Lager verließ.

Er machte sich Vorwürfe, daß er so widerstandslos den Anordnungen des Freundes gefolgt war, und nahm sich vor, künftig selbstständiger zu handeln.

Noch war es finster. Ein Blick durch's Fenster zeigte Friedrich eine graue, kalte Nebelluft, die Nahes und Fernes in undurchdringliche Schleier hüllte. Fröstelnd ließ er das Rouleau wieder nieder und ergriff seinen Mantelsack. Er lös'te Schnallen und Riemen, nahm einige Kleidungsstücke heraus, die er heute anzulegen gedachte, und holte dann das Briefpaket hervor, das er vorsorglich zwischen seiner feinen Wäsche untergebracht hatte.

Als er die Umhüllung entfernte, fiel ihm zuerst ein Daguerreotyp-Porträt seiner Mutter in die Hand. Die treffliche Frau hatte dies Bild dem Sohne mitgegeben, damit es ihn als Schutzengel begleite. Sie meinte, ein Kind, das der liebenden Mutter treues Auge stets vor sich habe, könne nichts Böses thun, nie auf Abwege gerathen.

Gerührt betrachtete Friedrich die milden, treuherzigen, gottergebenen Züge der alternden Frau. Das war ihre Haltung, wenn sie Abends in dem harten Lederstuhle saß und strickte, während der Vater mit leisen Fingern die rollenden Glasglocken der Harmonika berührte und in selbstcomponirtem Chorale zu Gott betete. Gerade so falteten sich die breiten Seidenbänder der Haube um Kinn und Wangen. Genau so gottselig und still zufrieden blickte sie nach dem spielenden Vater hin, wenn er mit schwärmerisch erhobenem Auge die letzten Töne des Chorals ausklingen ließ.

Ein Geräusch vor der Thür entriß den Jüngling seinen in der Heimath weilenden Gedanken. Hell tönend und lange nachläutend erklangen mehrere Schellen. Er hörte Tritte eilender Menschen, auch befehlende Stimmen riefen dazwischen, und manche derselben klang ärgerlich. Friedrich, der bisher überall auf seiner Reise bei Bekannten gewohnt hatte und das Hôtel-Leben großer Städte gar nicht kannte, konnte nicht begreifen, zu welchem Zwecke schon so früh am Tage Reisende eine fremde Bedienung ausschelten mochten. Er fühlte längst das Bedürfniß nach Trank und Speise, aber weil er nicht unbescheiden erscheinen wollte, nahm er sich zusammen und wartete. Erst jetzt, nun es neben und über ihm läutete, und die Bedienung in dem großen Hôtel treppauf, treppab lief, zog er ebenfalls die Glockenschnur und erhielt viel schneller, als er gehofft, ein überaus delicat anzuschauendes Frühstück.

Friedrich betrachtete diesen ersten Morgenimbiß mit unverholnem Erstaunen. In seiner Heimath ward für eine ganze Familie nicht so reichlich aufgetragen. Er zählte allein vier Sorten Brod; die Butter war so reichlich vorhanden, daß nach seinem Dafürhalten eine Familie von sechs Personen Tage lang davon zehren konnte. Und nun erst dieser Kristallberg großer Zuckerstücke! Solche Verschwendung – denn anders konnte er es nicht nennen – war ihm noch nicht vorgekommen. Und alle diese schönen Gaben Gottes lagen, zierlich geordnet, auf kostbarem Geschirr und waren für ihn, den unbemittelten Sohn eines armen Organisten, bestimmt!

Hätte die Natur ihn nicht genöthigt, zuzulangen, wer weiß, was geschehen sein würde. Es ward aber dem in der großen Welt noch unbekanntem Virtuosen angst und bange während seines Frühstückes, denn er dachte schon jetzt an die Stunde des Bezahlens und fürchtete im Voraus die Rechnung. Seine Baarschaft war auf so schwelgerische Morgenimbisse nicht eingerichtet. Freilich führte er einen Creditbrief bei sich, von dem er beliebig Gebrauch machen durfte, allein die Benutzung desselben unmittelbar nach seiner Ankunft in der fremden Stadt mußte seine Gönner, durch deren gütige Vermittelung er denselben erhalten hatte, doch unangenehm berühren. Um also zu sparen, genoß er nur das Nothdürftige. »Das wird helfen,« sprach er beruhigter zu sich selbst. »Morgen wird man mir eine geringere Portion auftragen, die dann selbstverständlich auch um die Hälfte billiger sein muß.«

So getröstet, betrachtete Friedrich die Menge Briefe, die er mitgebracht hatte und die ihm Zutritt in die große und einflußreiche Gesellschaft verschaffen sollten. Darüber ward es Tag und er hielt es für nöthig, Toilette zu machen. Diese Beschäftigung, die er ohnehin nicht liebte, raubte ihm wenig Zeit. Schon um neun Uhr war er in vollem, wie er meinte, höchst vortheilhaftem Anzuge. Behutsam lehnte er sich wieder in die weichen Polster des prachtvollen Divans, blätterte in einer ihm nicht bekannten Zeitung, welche der Kellner auf sein Begehren nach Lectüre ihm gebracht hatte, und wartete auf Alfred. Es

verging aber Viertelstunde nach Viertelstunde, und der leichtfertige Freund kam immer noch nicht.

Friedrich setzte sich an's Fenster, um Zerstreuung und Unterhaltung zu suchen, allein der fatale Nebel gestattete ihm kaum ein Erkennen der nächsten Gegenstände. Die Menschen glitten wie graue Schatten durch die eiskalte Dunstwolke fort, die Alster, welche gestern Abend so zauberisch lockend die Flammen der Gaslaternen widerspiegelte, war verschwunden. Die Zeit ward Friedrich verzweifelt lang und Alfred ließ noch immer warten.

Um doch etwas zu thun, erschloß er den eleganten Secretair und setzte sich zum Schreiben hin. Die Aeltern wußten ja noch nicht, wie es ihm unterwegs ergangen war, und die Mutter, die bei seinem Abschiede so entsetzlich geweint hatte, daß er lieber ganz zu Hause geblieben wäre, war gewiß recht sehr um ihn in Sorge.

Ueber dem Schreiben vergaß Friedrich die Zeit. Er hatte so unendlich viel zu erzählen, daß ihm von Minute zu Minute mehr einfiel. Wichtig war den Aeltern ja Alles, auch die unbedeutendste Kleinigkeit, das wußte er, und darum erzählte er ausführlich, ungekünstelt, so recht mit vollem Herzen seine bisherigen Erlebnisse und Erfahrungen.

Darüber vergingen Stunden. Er war noch lange nicht in Hamburg angekommen, als starkes Klopfen ihn störte. Der Eintretende war Alfred, heiter und redselig wie immer.

»Schon so fleißig?« redete er den Jugendfreund an.
»Gewiß ein Liebesbrief?«

Friedrich war verschämt wie ein junges Mädchen. Er erröthete fast, daß der leichtsinnige Mensch ihn für verliebt halten konnte. Er gab jedoch keine Antwort auf die zweite Frage, sondern versetzte, die Uhr ziehend:

»Schon? Ich sehe mit Schrecken, daß es beinahe halb zwölf Uhr ist. Und ich wollte einige Besuche machen.«

Alfred lachte schon wieder ganz unbarmherzig.

»Herzensjunge,« sprach er, »laß doch endlich einmal den oberschlesischen Hinterwäldler zu Hause, und bilde Dich unter modernen Menschen um zum Weltmann! Mit Deinen Gewohnheiten bleibst Du ein Barbar und fällst rettungslos der Lächerlichkeit anheim. Es ist noch lange Zeit hin, ehe wir Besuche oder – wie der Mensch von Cultur sagt – Visiten machen. Vorher wollen wir ein wenig flaniren – bummeln nennt's der Berliner – obwohl das Wetter nicht sehr einladend dazu ist. Indeß ist es gesund und schärft den Appetit, der uns ein pikantes Frühstück bei Wilckens vortrefflich wird schmecken lassen.«

»Ich glaube wirklich, Du denkst schon wieder an's Essen,« warf Friedrich in etwas mißbilligendem Tone ein.

»Na freilich, ich werde doch nicht Hungers sterben sollen Dir zu Liebe? Das beste Mittel gegen den Ausbruch des Hungertyphus, sag' ich Dir, der in Eurer Gegend schon wieder grassiren soll, ist Essen. Hätte man sich oben in unsern Bergen nicht so karthäusermäßig auf's Fasten gelegt, wahrlich, die ganze alberne Krankheit wäre nicht auf's Tapet gekommen!«

»Du hast gut spotten, denn Dir mangelt es nicht an Brod.«

»Ach was, ich spotte nie, ich sage immer die ganze Wahrheit! Aber während wir schwatzen, vergeht die Zeit. Mache Dich fertig, ich will mir inzwischen mit Deiner Erlaubniß die Adressen der Briefe ansehen, die Du mitgebracht hast.«

»Ich war schon vor drei Stunden zum Ausgehen bereit.«

»Sehr glaublich, doch wohl nichts, um Visiten zu machen?«

»Gerade zu diesem Zwecke!«

»In dem Anzuge?«

»Taugt er etwa nicht? Freilich so fein wie Dein Leibrock ist der meinige nicht.«

»Thu' mir den einzigen Gefallen, Friedrich, und stelle Dich hier vor den Trumeau. So! Und nun sieh mich gefälligst an. So! Kannst Du jetzt noch sagen, daß Du ein moderner, salonfähiger Mensch seist?«

Friedrich erröthete halb vor Zorn, halb vor Unmuth. Daß Alfred, nach der allerneuesten Mode äußerst elegant und sorgfältig gekleidet, eine Figur machte, neben welcher er selbst in dem veralteten, provinziellen Kleiderschnitt völlig verschwinden mußte, konnte er nicht in Abrede stellen. Und doch war sein eigenes Staatskleid wenige Monate über zwei Jahre alt, und was ihn am meisten drückte, er besaß weder ein besseres, noch Geld, um sich neue Kleider sofort anschaffen zu können. Diese unerfreuliche Entdeckung entmuthigte den Neuling in der

großen Welt so ganz, daß er verstimmt erklärte, sein Vorhaben aufzugeben und schon mit der nächsten Post wieder abzureisen.

»Ich sehe ein, daß ich mich verrechnet habe,« sprach er niedergeschlagen, »ich würde wahrscheinlich untergehen, wollte ich hier bleiben und mich in ein Leben stürzen, dem ich in keiner Weise gewachsen bin. Hinten in den Bergen ist's viel besser, da fragt Niemand nach dem Schnitt des Kleides, wenn nur der Mensch, der in dem Kleide steckt, etwas werth ist. Dieser Prunk im Aeußern tödtet den Geist oder verschüchtert ihn wenigstens. Mich quält dies, und darum will ich lieber jetzt, wo es noch Zeit ist, einlenken.«

»Und ich lasse Dich eher in Arrest bringen, als unverrichteter Dinge wieder abreisen,« versetzte Alfred, den kleinmüthigen Freund umarmend.

»Du bist empfindlich, Friedrich, und das mußt Du Dir abgewöhnen,« fuhr er ernster fort. »Meine alberne Gewohnheit, über Alles, was mich frappirt, zu lachen, hat Dich verletzt. Ich meine es aber wahrhaftig nicht schlimm. Vertraue mir nur, ich bitte Dich, in alledem, was sich auf die Kunst der Repräsentation bezieht. Prinzipiell stimme ich Dir völlig bei. Du *bist* nicht nur im Recht, Du *hast* auch Recht. Aber die Welt, in der und von der wir Alle leben, und wir Künstler mehr als jeder Andere, diese Welt vergibt nun einmal keine Verstöße gegen Sitte, Gewohnheit, Mode und Etikette. Damit ist mein Begehren gerechtfertigt. Kant's ›Kritik der reinen Vernunft‹ oder Schiller's Abhandlung ›über naive und sentimentale

Dichtung« sind Schriften voll Geist und Weisheit, die Mode jedoch und ihre Narrheiten, an denen die Welt stets Gefallen finden wird, ändern doch beide große Geister nicht. Es wäre deshalb mehr als Thorheit, sich um Dinge zu quälen, die Niemand ändern kann, oder sich eigensinnig einen Lebensweg zu verkennen, weil uns der Zugang zu demselben Unbehagen erregt. Thue, was ich Dir rathe, und alles Uebrige überlasse der Zeit und Deinem Talente. Bist Du bei Kasse?«

»Nicht eben sehr.«

»Dann erlaube, daß ich Dir Credit gebe.«

»Bist Du so reich?«

»Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell!« declamirte Alfred mit Emphase, nöthigte dem Freunde Hut und Mantel auf, zog den Widerstrebenden unter allerhand Scherzen mit sich fort, und ging direct mit ihm zu seinem Schneider, – *Merchant-tailor* – wie das Schild an der Ladenthür sagte, um dem jungen Virtuosen einen Gesellschaftsanzug von neuester Pariser Façon anmessen zu lassen. Als dies glücklich geschehen war, führte Alfred auch seinen zweiten, weltmännischen Plan aus, indem er Friedrich in die pikanten Geheimnisse eines Frühstückskellers einweihte und das Vergnügen hatte, den gar zu schüchternen Jugendfreund viel heiterer und selbstständiger aus der Tiefe wieder heraufsteigen zu sehen.

DRITTES KAPITEL. DER ERSTE AUSFLUG.

Friedrich Vollton weilte nun schon zwei volle Tage in der großen Handelsstadt, und doch hatte er so gut wie

nichts von deren Merkwürdigkeiten, von dem Leben und Treiben des Volkes gesehn. Alfred widmete dem Freunde, in liebenswürdiger Aufopferungslust jede freie Stunde. Zum Glück besaß er gerade Zeit, da einige Gäste ihm Theaterferien verschafften. In die Welt einführen wollte er den Jugendfreund erst nach stattgefundener Verwandlung desselben; denn als junger Lebemann und erster Liebhaber im musikalisch-dramatischen Fache hielt er streng auf die Dehors, und würde es schwer verwunden haben, wäre ihm ein Bekannter begegnet, der im Stillen Glossen über die altmodischen Kleider seines Begleiters machte.

Der Schneider beeilte sich inzwischen und hielt Wort. Heute, als der dramatische Künstler den Virtuosen wieder besuchte, hatte Friedrich einen neuen Menschen angezogen. Alfred hielt scharfe Musterung, fand aber nichts zu tadeln.

»Es ist gut,« sprach er. »Jetzt bist Du eben so gewiß ein gemachter Mann, als der Erbe einer Million. Du machst Figur, Du wirst gefallen, und läßt Du erst Deine Violine weinen wie ein Mädchen, das über die Treulosigkeit ihres Geliebten klagt, dann blühen auch Eroberungen für Dich, wenn Du klug bist und Dich nicht gar zu täppisch anstellst. Jetzt Kopf in die Höhe, in die Brust geworfen und frisch mitten in die Welten hinein! Heute wollen wir den Anfang machen. Laß jetzt die Briefe sehen.«

Die Freunde setzten sich zusammen und Friedrich öffnete sein Paket. Alfred las jede einzelne Adresse und unterließ nicht, bei jeder eine entweder scherzhafte oder

spitzige Bemerkung zu machen. Einige legte er seitwärts, mißbilligend den Kopf schüttelnd. Friedrich erkundigte sich nach der Veranlassung dieser Nichtachtung, erhielt aber weiter nichts als ein Kurzes: »mit diesen hat es Zeit zur Antwort. Plötzlich las er die Aufschrift eines Briefes mehrmals.

»Das Haus ist mir gänzlich unbekannt,« sagte er. »Wer hat Dich denn mit diesem Schreiben beglückt?«

Friedrich nannte einen bekannten, sehr begüterten Mann, der früher kaufmännische Geschäfte in Breslau betrieben, später sich aber davon zurückgezogen hatte und schon seit einigen Jahren als Rittergutsbesitzer lebte.

»Von Dem! Hm, hm! Aber wie gesagt, ich kenne den Mann nicht.«

»Er muß dennoch von Einfluß sein,« versetzte Friedrich, »denn Herr von Meldorf trug mir noch auf, ihm auch mündlich Grüße zu überbringen.«

»Du willst demnach wirklich Gebrauch davon machen?«

»Gewiß! Was sollte mich abhalten?«

»Herr Baumfahl ist kein Mann der Gesellschaft.«

»Vielleicht nicht *der* Kreise, in welchen Du verkehrst.«

»Gerade deshalb ist er es überhaupt nicht.«

»Welch maßloser Egoismus! Welche sublimen Arroganz!«

»Nenne es, wie Du willst. Die gute Gesellschaft existierte nicht, wäre sie nicht exklusiv.«

Friedrich nahm den Brief wieder an sich.

»Erlaube,« sprach er, »daß ich auf eigene Hand einen Kreis oder doch ein Haus kennen lerne, das nach Deiner Behauptung außerhalb der Peripherie steht, in welche die Gesellschaft oder deren Crème sich gegen alle übrigen Menschen abgrenzt. Behagt mir der Mann nicht oder will er nichts von mir wissen, so werde ich ihn nicht ein zweites Mal belästigen. Möglich wäre es ja auch, daß ich eine ganz interessante Entdeckung machte. Ist dies der Fall, so sollst Du selbst gewiß nicht leer dabei ausgehen.«

Alfred stimmte bei, und die Freunde traten zusammen ihre Wanderung an, da Friedrich gar keine Localkenntniß besaß und ohne ortskundigen Geleitsmann gewiß doppelt so viel Zeit gebraucht hätte.

Für Menschen, welche gern ihren Gedanken nachhängen, sind Visiten, von der Etikette geboten, immer peinvoll. Das Talent bedarf der Stille, der Einsamkeit, um sich zu entwickeln; in den Lärm der Welt hinausgeschleudert, fühlt es sich gestört, verletzt, und diese Störung wird immer da am fühlbarsten werden, wo einem Talent die meiste Ursprünglichkeit innewohnt. Dagegen sind künstlich aufgestutzte Talente recht eigentlich für die Gesellschaft geschaffen. Sie werden von ihr allein getragen, und können nur in und mit ihr gedeihen.

Friedrich war nicht blos ein ursprüngliches Talent, er war auch in der Stille seiner waldigen Bergthäler ein unverbildeter und, wenn man will, etwas bäuerlich unbeholfener Naturmensch geblieben. Ihn also mußten die

steifen Empfehlungsbesuche, bei welchen gegenseitig Alles, selbst das verbindliche Lächeln und das höfliche Wort nichts als Form und von der Sitte gebotene Maske war, im hohen Grade verstimmen. Anfangs bezwang er sich und ließ sich von Alfred unterhalten, der immer etwas zu erzählen wußte. Als er aber vier seiner Briefe glücklich untergebracht hatte, erklärte er dem Freunde rund heraus, er sei des lästigen Zwanges nun müde, und wolle wenigstens für diesmal diesem Bettelgehen ein Ende machen.

»Es ist eines Menschen von Ehre ganz unwürdig,« sprach er, »in fremde Häuser zu laufen, seine Karte einem Bedienten oder einem Dienstmädchen zu übergeben und nun, Hut in der Hand, so lange auf dem Vorplatze zu stehen, bis die gnädige Erlaubniß zum Eintreten als Rückäußerung erfolgt. Ehrenhaft finde ich diese Art der Selbsteinführung nicht, sage, was Du willst. Es ist ein Betteln in Glacéhandschuhen und Glanzstiefeln, und wenn es mir nur vergönnt sein soll, auf diesem Wege, wo ich immer Bücklinge machen, zu allen Dingen und Meinungsäußerungen, mögen sie klug oder albern sein, ein beistimmendes Ja sagen muß, mein Glück in der Welt zu suchen, so verzichte ich auf die Ehre und den Ruhm eines Künstlers. Ich bin sicher, die Meisten von denen, wo ich jetzt die Kunst des Apportirens gespielt habe, verstehen weder mich, noch mein Streben.«

»Du bist und bleibst ein schlesischer Hinterwäldler,« erwiderte Alfred, »und wenn Du Deinen starren Sinn nicht änderst, so hänge, ich bitte Dich, Deine Kunst mit

sammt Deiner Geige an einen Weidenbaum. Ohne Fügbarkeit kommst Du nicht durch die Welt, und kannst Du Dein Rückgrad nicht krumm machen, wenn eine goldene Aerndte Deiner harrt und zarte Frauenhände schon zum Beifallsklatschen erhoben sind, dann thust Du besser, in einer Bauernschenke aufzuspielen oder Dich auf einen öden Felsen zu setzen, und mit verzücktem Augenverdrehen die Wunder der Schöpfung durch Saitenspiel zu preisen. Willst Du aber Ruhm erwerben, Dir Kränze erobern und – prosaisch gesprochen – brav Geld einsäckeln, so drehe Deinen verdammten Mucken den Hals um, sei Narr mit den Narren, lache mit den Lachenden und heule mit den Heulenden, und Du wirst ferner keine Ursache haben, über den Undank der Welt und über Mangel an Kunstsinn zu klagen!«

Friedrich ging schweigend neben dem Freunde her. Die Luft war klar geworden, schon zündete man überall Laternen an, und Ströme von Licht brachen aus den spiegelklaren Scheiben der großen Schaufenster. Diese Helligkeit und die starke Frequenz auf den Straßen lenkten die Gedanken des jungen Virtuosen auf die Außenwelt. Gefesselt von der überraschenden Eleganz eines Mobilienladens, blieb er neben andern Neugierigen stehen und bewunderte namentlich eine Wiege, die in Form eines Schiffes, von Genien getragen, nur aus Seide und Spitzen gewoben zu sein schien.

»Schön, sehr schön,« sprach er, »schade nur, daß solch ein Prachtstück keinen Käufer finden wird.«

»Mehr als einen,« erwiderte Alfred. »Je theurer hier ein Möbel ist, desto lieber wird es gekauft. Das kommt davon, daß man sich des Verdienstes wegen hier zu schicken und zu bücken versteht.«

»Dein drittes Wort ist immer Verdienst. Vergib, wenn ich dies, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, etwas ordinär finde.«

»Ganz wie Hamlet!« lachte Alfred. »Ein Glück für Dich, daß Du nicht wie jener milzsüchtige, dänische Königssohn in die Welt gekommen bist, um sie einzurichten, und wieder bestens in Schick zu bringen. Da sind wir am Jungfernstieg. Jetzt sprich: was wünschst Du heute Abend anzufangen?«

»Ich werde schreiben und dann meine Violine stimmen.«

»Also auf Deinem Zimmer gedenkst Du sitzen zu bleiben?«

»Mir wird da wieder wohl werden, denn ich werde allein sein mit mir und meinen Gedanken.«

»Ich würde Dir rathen, lieber gleich in's Kloster zu gehen.«

»Willst Du mir Gesellschaft leisten?«

»In's Kloster? Bei allen Heiligen, nein! Wenn Du aber meinen Fittichen Dich anvertrauen möchtest, wollte ich mir Mühe geben, Dich auf denselben durch den Dom zu führen.«

Die Freunde hatten das Hôtel erreicht und traten in das Entréezimmer.

»Was hat es mit dem Dome für eine Bewandtniß?« fragte Friedrich. »Gibt es vielleicht eine geistliche Musik, ein Oratorium in erleuchteten, gothischen Kirchenräumen anzuhören?«

»Zuweilen machen wir auch darin Geschäfte, gewöhnlich, wenn es einem milden Zwecke gilt, etwa der Aushilfe des Gustav-Adolphs-Vereines,« erläuterte Alfred, »der Dom jedoch hat mit diesen christlichen Unternehmungen nichts zu schaffen. Dom gibt es nur einmal im Jahre. Es ist der Jahrmarkt für Groß und Klein, um sich Sachen für den Weihnachtsbaum darauf auszusuchen. Nebenbei enthält er auch noch eine Menge anderer, höchst pikanter Reize, und diese nach Kräften, mit Geschmack und gutem Ton zu genießen, soll heute Abend die Aufgabe meines Lebens sein. Als darstellender Künstler bin ich es mir selbst und dem Publikum, das sich mir gewogen zeigt, schuldig, die Welt und das Leben nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Welt- und Menschenkenntniß sind der wahre Marzipan eines dramatischen Künstlers von höchster Distinction. Und ich meine, einem Virtuosen kann es auch nicht schaden, wenn er den Versuch wagt, sein naturfrisches Gebiß an diesem Gebäck der zuckersüßesten Vivilisation abzustumpfen. Also, begleite mich, und meine Hand darauf: Du wirst Dich nicht langweilen, sondern mit wachsendem, innerlichem Behagen erfahren, was das Leben sei.«

Nach einigem Zureden ließ Friedrich sich doch bestimmen, dem Freunde zu folgen. Er hatte dabei wenigstens

Gelegenheit, Neues zu sehen und sich zu zerstreuen. Zerstreung aber that ihm vor Allem Noth, das fühlte er, um die Verstimmung, die sich immer fester in seiner Seele einzunisten begann, mit Gewalt zu verdrängen.

VIERTES KAPITEL. DER DOM.

Auf der großen Drehbahn war die Communication mehr als beschwerlich. Eine lange Reihe von Privat-Equipagen und Miethwagen erfüllte die Straße, und Hunderte von Fußgängern pilgerten ab und zu, um den Weihnachtsbazar in Augenschein zu nehmen, der seit einigen Tagen in dem berühmten Locale eröffnet worden war. Auch unsere Freunde gesellten sich dem Strome der Domwanderer zu, welcher nach der großen Drehbahn fluthete. Friedrich ließ sich willenlos geleiten. Er hielt sich seiner Gewohnheit nach still, beobachtete aber desto schärfer. Alfred war wie immer gesprächig und gab sich auf die liebenswürdigste Weise Mühe, den Freund auf alles Interessante aufmerksam zu machen.

Die Säle der Ausstellung selbst zeigten sich überfüllt von Menschen. Die Hitze war kaum zu ertragen, der Lärm der Blechmusik ohrenzerreißend. Dennoch schien sich Jedermann köstlich zu amüsiren. Man sah nur heitere, glückliche Gesichter. Keiner achtete oder kümmerte sich um den Andern, Jeder genoß für sich das Glück des Augenblicks. Höchstens nickten oder winkten Bekannte einander zu. Um sich zu sprechen, fehlte es an Raum, mehr noch an Ruhe in der ewig sich schiebenden und drängenden Menschenmenge.

Friedrich unterhielt sich diesmal wirklich. Es war zwar nicht Alles nach seinem Geschmack, dem ganzen Arrangement aber konnte er doch seinen Beifall nicht versagen. Gerade in der hie und da hervorblickenden Geschmacklosigkeit lag etwas Originelles, das wenigstens zur Heiterkeit stimmte. Recht herzlich sogar lachte er über die Späße des Polichinell, so weit sie ihm verständlich waren. Er beklagte seine Unkenntniß des Plattdeutschen und beneidete zum ersten Male den Freund, der sich wenigstens das Verständniß dieses drolligen Sprachidioms, das sich für drastische Späße so trefflich schickt, angeeignet hatte. Bei Stellen, wo die lauschende Zuhörerschaft in schallendes Gelächter ausbrach, dem Alfred vergnügt beistimmte, bat er diesen um Verdolmetschung des Gehörten, allein in der Uebersetzung ging ein großer Theil des Komischen verloren. Er gab es daher auf, vergeblich nach einem Unerreichbaren zu streben, und legte sich während des Polichinell-Spieles auf's Beobachten.

Die Gesellschaft schien aus allen Ständen gemischt zu sein. Es gab unter den Zuschauern offenbar sehr Vornehme, obwohl die große Menge dem mittleren Bürgerstande angehören mochte. Der Kleiderluxus fiel dem fremden Künstler aus der Provinz hier eben so sehr auf, wie er schon auf den Straßen davon überrascht worden war. Ein paarmal aber gerieth er in Zweifel, wo die im strengsten Sinne vornehme Welt sich von der blos reichen oder zufällig reich gewordenen abgrenze. Die Kleidung ließ zwischen beiden einen Unterschied nicht erkennen. Diese Entdeckung zog Friedrich an. Sie gab ihm zu denken,

und da er diese geistige Beschäftigung der um ihn rauschenden Welt verdankte, befand er sich wohl und seine Stimmung läuterte sich. Bald achtete er gar nicht mehr auf die verschiedenen Unterhaltungen, welche den schiebenden Menschenschwarm bald da-, bald dorthin lenkten, sondern ging ganz auf in stiller Beobachtung.

Spaßhaft war ihm unter der stets wechselnden Menge namentlich ein Mann in offenbar höchst kostbarer Pelzkleidung, der eine überladen geschmückte Dame von sehr gewöhnlicher Gesichtsbildung am Arme führte. Ihm zur Seite ging ein Knabe von etwa zehn bis eilf Jahren, stutzerhaft fein herausgeputzt, der oft etwas ihm Auffallendes bewunderte. Der Mann im Pelze lachte dann jedesmal, fand nichts Besonderes daran, und schloß fast immer seine belehrend gehaltene Gegenbemerkung mit den Worten: »Kann man für Geld viel besser haben.«

Die Dame an seinem Arme verhielt sich schweigend. Sie verzog keine Miene; sie ging umher wie ein Automat, nur das stolze Bewußtsein reichen Besitzes war in ihrem Gesichte zu lesen. Sie sah offenbar auf die Mehrzahl der unbedeutenden Creatures, die da um sie herumkrabbelten, und nur zu oft ihre schwere Seidenrobe streiften und drückten, mit einer gewissen Geringschätzung mit verächtlichem Bedauern herab.

Friedrich wäre gern diesem Dreiblette nahe geblieben, um seine Menschenkenntniß zu erweitern, das gewaltige Gedränge aber machte es unmöglich. Er wandte sich jetzt fragend an Alfred, erhielt indeß nur die kurze Antwort:

»Jedenfalls eine unbedeutende Persönlichkeit. Kenne ihn gar nicht.«

Ein paarmal noch erfaßte Friedrich diesen ihn interessirenden Mann, der das *nil admirari* praktisch übte, mit den Augen, näher kam er ihm nicht wieder. Die steigende Hitze ward inzwischen so unerträglich, daß auch Alfred eine Luftveränderung wünschenswerth fand, und beide Freunde gewannen nach längerem Harren und Drängen glücklich den Ausgang.

Friedrich sträubte sich nicht, Alfred noch weiter zu folgen. Er lernte somit die größten Bazare mit ihren fesselnden Reizen kennen und bekam dadurch einen recht heitern Eindruck vom Dome und den damit verknüpften Domfreuden.

»Bist Du nun zufriedengestellt und endlich einmal ausgesöhnt mit der arg verlästerten Welt?« fragte Alfred, als sie die Tonhalle verließen und auf die windige Straße hinaustraten, die sich in der letzten Stunde wieder mit einer dünnen Schicht frischen Schnee's bedeckt hatte.

Friedrich schwieg eine Weile, dann sagte er: »Mich dünkt, um ein richtiges Urtheil fällen zu können über das hier gäng und gebe Treiben, muß man Jahrelang bei Euch gelebt haben. Du siehst mich in diesem Augenblicke erstaunt, und ich selbst gleiche einem Verzauberten. Einen Sommernachtstraum läßt der eiskalte Nordost nicht zu, sonst würde ich glauben, der neckische Puck habe mich mit seinem Stabe berührt. So bleibt mir denn nichts übrig, als die Annahme, die schalkhaften Geister

eines Wintermärchens täuschen mich mit ihren köstlichen Phantasmagorien. Zuletzt, so scheint mir, gleichen sich doch die schreiendsten Disharmonieen in der Welt aus und klingen melodisch zusammen in erhebenden Accorden. Auch dies Hamburg, diese Pflanz- und Bildungsstätte des vollendetsten Materialismus, hat seine poetischen Tage und Nächte, in denen Oberon und Titania mit sammt der liliputanischen Fee Mab sich ein Rendezvous geben. Wenn diese Zeit herannaht, erfassen Euch Verehrer des Praktischen diese unsichtbaren Göttinnen der Poesie, und reißen Euch fort zu ihren Wirbeltänzen. Dann wird die alte Hammonia sammt all ihren Einwohnern verzaubert, und eine Märchenwelt, so glänzend, so lichtdurchweht und flammengeschmückt wie eine Erzählung Scheherazade's aus ›Tausend und Eine Nacht‹ schwebt auf und ab über den Thalmulden der Elbe und Alster, wie sie herrlicher selbst die berühmtesten Spielplätze der Feen und Elfen im grünen Erin oder an den romantischen Ufern des Rheines nicht kennen. Diese Zeit nennt Ihr den Dom, und ich gestehe ganz offen, daß sie mich aussöhnen kann mit Manchem, was mir vielleicht niemals gefallen würde, auch wenn ich immer hier lebte. Um sich an einem fremden Orte in jeder Beziehung wohl und glücklich zu fühlen, muß man ein so leichtblütiger Mensch sein, wie Du. Dir machten ja auch unsere zerbrochenen Fensterscheiben, unsere zerlumpten Bettlergestalten Vergnügen, weil sie Dir Anlaß gaben zu allerhand lächerlichen Vergleichen.«

»Gott Lob, die Bürde trüber Schwermuth hat Mutter Natur mir nicht aufgelegt!« versetzte der heitere Alfred. »Ich erfasse auch das Traurigste von der lichtvollsten Seite. Wenn ich fiele und bräche mir das Nasenbein, was doch ohne Frage zu den schlimmsten Unglücksfällen eines Menschen zählt, der etwas auf sein Aeußeres hält, so würde ich aus Vergnügen deshalb, weil ich mir nicht zugleich alle oder ein paar Zähne im Munde mit ausgeschlagen hätte, vorausgesetzt, daß der Arzt es nicht als schädlich verböte, eine Flasche Cliquot mit Hochgenuß leeren. Das, Freund, nenn' ich praktisch. Schon Goethe nennt alle Theorie grau, eine Farbe, die ihrer Unbestimmtheit wegen für mich etwas Abscheuerregendes hat; mit der Goldfarbe dagegen, die der vielerfahrene Mann dem Leben zuertheilt, erkläre ich mich ebenfalls einverstanden.«

Während dieses Meinungs-austausches waren die Freunde langsam an den flimmernden Kaufläden fortgeschritten, bald da, bald dort einige Zeit verweilend. Vor Allem reizend fand Friedrich die sinnreich geordneten Ausschmückungen der Blumenläden, so daß er mehr als einmal geneigt war, diese Erzeugnisse menschlichen Fleißes für Naturprodukte zu halten. Ueber diesem Schauen vergaß er alles Andere. Es war ihm daher auch nicht aufgefallen, daß mitten durch das Rollen der Wagen, das lärmende Geschrei der ausrufenden Straßenverkäufer und das Geräusch der zahllosen Fußgänger oft weinerlich klingende Kinderstimmen zitterten. Erst als eine solche Stimme dicht vor ihm ihr klagendes Rufen erhob und er gleichzeitig in das frostrothe Gesicht eines dürftig

gekleideten Mädchens blickte, das kaum sechs Jahre zählen konnte, erschreck er, und das goldene Märchenschloß seiner Illusionen stürzte augenblicklich zusammen.

»Armes Kind,« sprach Friedrich, in seine Tasche lappend, »geh' doch nach Hause, Du holst Dir ja den Tod in dieser scharfen Luft! Warum schreist Du denn so?«

Wahrscheinlich verstand das Kind die fremdklingende Aussprache des Künstlers nicht. Es wiederholte nur lauter und wehklagender seinen Ruf, und bot ihm einen Kalender an.

Friedrich folgte dem Zuge seines Herzens, gab dem Mädchen ein Vierschillingsstück, da er kleinere Münze nicht besaß, und faßte, als das Kind schreiend weiter lief, Alfred unter den Arm.

»Wie kannst Du so grausam sein und solch unglücklicher Creatur nicht eine kleine Gabe verabreichen!« sprach er vorwurfsvoll.

»Du wirst bald meinem Beispiele folgen, wenn Du jeden Abend ein paar Stunden in den Straßen promenirst,« versetzte Alfred.

»Da ruft es schon wieder!«

»Leider,« sagte der dramatische Künstler. »Es gehört diese Erscheinung zu den Schattenseiten des hiesigen Lebens. Wir rühmen uns freilich, nicht von hungernden Bettlern überlaufen zu werden, an Armuth und Elend aber fehlt es uns bei allem Glanz und Reichthum doch nicht. Ob dies anders sein könnte, wag' ich nicht zu beurtheilen, denn ich bin kein Eingeweihter. Mich dünkt indeß, bei unserm so oft gewaltig zur Schau getragenen

Wohlthätigkeitssinne müßte sich ein Mittel finden lassen, das wenigstens diesem buchstäblich schreienden Elend ein Ende machte. Sieh dahin, zur Linken! Das ärmliche Lichtchen, hinter welchem der schreiende Junge zähneklappernd hockt, gehört auch mit zum Dorne; der liebe Gott aber hat an diesem Lichte gewiß kein Wohlgefallen.«

Friedrich warf einen flüchtigen Blick im Vorübergehen auf den Kleinen, um wenige Schritte weiter vor einer Gruppe stehen zu bleiben, um die bereits einige Andere sich versammelt hatten.

Auf den Granitstufen einer breiten Vortreppe saßen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, Beide sehr dürftig gekleidet. Die Müdigkeit mußte die bedauernswerthen Geschöpfe übermannt haben, denn sie waren eingeschlafen. Wie gebrochene Blumen hielten sie die Köpfchen auf die Brust gesenkt. Sanft niederrieselnder Schnee überstäubte die schlafenden Kinder und ihre werthlosen Handelsartikel, ein paar zerknitterte Kalender.

Es mochten schon Viele an diesen armen Schläfern achtlos vorübergegangen sein, denn wer kümmert sich auf hell beleuchteter Promenade in lebhaftem Gedränge froher Menschen um seitwärts hockende Gestalten. Die laut bittende Armuth erhält wenigstens noch einen Blick, die schweigende sieht Niemand. Ein Mann mit hoher Schulter, der, oft hustend und langsamer als Andere des Weges ging, bemerkte zuerst die Schlafenden, rief sie an und schüttelte sie. Dies sahen andere Vorübergehende und so bildete sich ein Trupp.

Die armen Geschöpfe waren schwer zu ermuntern. Eine Art Schlagsucht, wohl zum Theil schon Folge innerer Durchkältung, hielt sie gefangen. Als sie endlich erwachten, brachen Beide in Thränen aus, denn die Herzutretenden hatten der Kalender nicht geachtet, und diese lagen jetzt beschmutzt und zertreten auf dem Trottoir. Der Mann mit dem Höcker tröstete die Jammernden, obwohl das Sprechen in der eisigen Luft ihm sichtlich schwer fiel. Zugleich holte er einen dünnen Lederbeutel aus der Brusttasche seines leichten Rockes und nahm von den wenigen darin befindlichen Münzen ein paar Sechslinge, die er in die erstarrten Hände der Kinder drückte.

»Verliert das Geld nicht,« sprach er wohlwollend, »es ist nicht viel, für Euch aber doch immer Etwas. Ich besitze selbst wenig und kann Euch leider Euern Verlust nicht ersetzen. Die guten Herren da, die hier stehen, schenken Euch gewiß, soviel Ihr bedürft. Setzt Euch aber nicht wieder auf die kalten Steine, Ihr könnt sonst erfrieren! Geht heim, die Glocke muß in wenigen Minuten zehn schlagen. Und nun geleite Euch Gott und geb' Euch seinen Segen!«

Gerade, als der hustende Mann die letzten Worte sprach, standen unsere Freunde vor dem noch immer weinenden Geschwisterpaare. Diesmal zeigte auch Alfred, daß er nicht hartherzig war. Er gab reichlich und half sogar die verstreuten Blätter den Frierenden aufsammeln. Alle Uebrigen fanden sich nicht zum Geben bewogen. Sie gingen weiter, als sei Alles in bester Ordnung. Dagegen ließ sich jetzt eine barsche Stimme hören, die

strafend den Armen lieblos harte Worte zurief, und sich nebenbei über die Dummheit derer lustig machte, die jedem frierenden ›Balg‹ gleich die Hand zu versilbern bereit wären. Die Unzufriedenheit des Schmählenden mußte sich gegen eine bestimmte Persönlichkeit richten, denn stolz vorüberschreitend, sprach er zur Dame gewandt, die er führte:

»Der arme Schlucker thäte besser, seine paar Schillinge selbst zu behalten, damit er nicht aller Augenblicke andere Leute zu beunruhigen nöthig hat. Das ist aber mildtätig wie ein Kaiser, und wirft Geld weg, als ob es allnächtlich wie Manna vom Himmel fiele. Da freilich darf man sich nicht wundern, wenn Er's nie im Leben zu Etwas bringt. Wer Banco besitzen will, muß Geld zusammenhalten. Aber er soll an mich denken, wenn er wieder zu mir kommt! Ich will den Buckelinski mit seinen Barmherzigkeitsgelüsten tüchtig ausschelten. Laßt die Göhren umkommen, wenn sie zu faul sind, um sich zu rühren. Was ist daran gelegen? Laufen genug überzählige Menschen auf der Welt herum.«

An diesem Raisonement des lieblosen Mannes schien Niemand Anstoß zu nehmen, nur Friedrich fiel es auf. Er erkannte nämlich in dem Scheltenden auf der Stelle die Persönlichkeit wieder, die ihm durch ihre lauten Bemerkungen schon im Apollosaale aufgefallen war.

»Wenn ich doch wissen sollte, wer und was dieser Mensch ist,« sagte er zu Alfred.

»Gewiß ein sogenanntes Glückskind,« versetzte dieser, »dem entweder als Pathengeschenk gleich eine Million in

die Wiege gefallen, oder ein Mensch, welcher ohne Mühe zu großem Reichthume gekommen ist.«

»Gibt es deren Viele?«

»Es bleibt überall Etwas davon hängen. Hier, wo ein praktischer Kopf mit Geld außerordentlich schnell große Summen verdienen kann, ist natürlich an Speculanten, welche dies Geschäft gründlich verstehen, kein Mangel. Du hörtest ja, der Mann sprach von Banco.«

»Wohl, aber was ist das?«

»Alles und Nichts, lieber Freund, und doch mehr, als Du zu fassen vermagst. Banco ist jener Geist der Erde, nach dessen Anblick der grübelnde Faust sich sehnt, und dessen schreckliches Gesicht ihn mit schauderndem Entsetzen erfüllt. Banco rivalisirt mit Allem, was lieb, schön, gut und groß ist, und wo es als Rival auftritt, siegt es auch regelmäßig. Hätte die Welt zu Cäsars Zeiten schon Banco gekannt, so würde der große Römer seine stolze Redensart: Ich kam, ich sah, ich siegte! mit verbindlicher Courtoisie an seinen größeren Nebenbuhler Banco abgetreten haben.«

»Daß Du doch nie das Scherzen lassen kannst!« versetzte Friedrich. »Ich wünsche die Erklärung einer Sache, die ich nicht kenne, und Du erzählst mir ein Märchen, das mich verwirrt, nicht aufklärt.«

»Sei unbesorgt, Freund, die Aufklärung wird Dich noch früh genug sehend machen. Hier ist ja Dein Logis. Verlangte Morgen Deine Rechnung. Mittags sehe ich Dich wieder; dann fühlst Du vielleicht das Bedürfniß, noch einmal auf dies anziehende Gespräch, das ich jetzt weiter

zu führen, leider keine Zeit mehr habe, noch einmal zurückzukommen. Jedenfalls bist Du dann befähigter, meine Definitionen, die allerdings mit der Logik wenig gemein haben, sehr gut zu begreifen. Adieu! Möge Geist Banco, nicht Banquo's Geist Dich im Traume beglücken!«

Die Freunde schüttelten sich die Hand und schieden.

FÜNFTES KAPITEL. VATER UND TOCHTER.

In dem Dachstübchen eines alten Hauses, dessen Aeußeres wenig Einladendes hatte, und das noch dazu auf einem der schmälern ›Plätze‹ lag, sahen die Nachbarn früh am Morgen und oft noch in später Nachtstunde den schwachen Schimmer einer einsamen Lampe. Es wohnten eine Menge Familien in den verschiedenen Häusern des Platzes, die alle einem einzigen Besitzer gehörten. Manche kannten kaum den Namen des Eigenthümers, persönlich gesehen oder gesprochen hatte ihn kaum Einer sämmtlicher Platzbewohner. Er lebte entweder auf seinem Landsitze oder war auf Reisen. Zur Stadt kam er nur besuchsweise, da er keinerlei Geschäft betrieb, und der laute Verkehr, welchem er seine Besitzungen größtentheils verdankte, ihm schon seit Jahren zuwider war.

Es verging selten ein Umziehetag, ohne daß einer oder der andere Bewohner des Platzes ebenfalls mit seinem Logis wechselte. Nur der oder die Inhaber jenes Dachstübchens, an dessen Fenstern fast immer Licht bemerkt wurde, veränderten sich nicht.

Nach Art der Großstädter kümmerten sich auch die Bewohner des erwähnten Platzes, obwohl sie fast ohne

Ausnahme zu den sogenannten ›kleinen Leuten‹ gehörten, nicht viel um einander. Jede Familie oder Partie lebte abgeschlossen für sich, und Einer wußte weder, was der Andere that, noch wovon er lebte.

Am Stillsten von Allen hielten sich die Bewohner des Dachstübchens, die deshalb auch von keinem einzigen ihrer Nachbarn näher gekannt waren. Bisweilen sah man dieselben wohl einmal ausgehen, gesprochen aber hatte sie noch Niemand. Man wußte nur, daß die einsam Lebenden aus Vater und Tochter beständen, von denen die Letztere äußerst selten ausging.

Dies Asyl der Zurückgezogenheit betreten wir jetzt. Ein zwar kleines, aber sauber gehaltenes Zimmer nimmt uns auf. Die Diele ist grau gemalt und spiegelblank gescheuert. Vor den Fenstern sind weiße Gardinen von dem billigsten Stoffe aufgesteckt und von geschickter Hand so in Falten geordnet, daß sie einen ganz freundlichen Anblick gewähren. Selbst ein paar gut gepflegte Monatsrosen, etwas Reseda und ein blühendes Myrthenbäumchen fehlen nicht als beliebter und deshalb ungern entbehrter Fensterschmuck.

Mobiliar ist wenig vorhanden. Eine alte Commode, ein schmales Stehpult von gewöhnlichem sogenannten Zuckerkistenholz, ein großer, alter Lehnstuhl und einige Stühle nebst zwei Tischen reichen für die genügsamen Bewohner hin.

Hinter dem kleineren Tische nahe dem Ofen, sitzt ein Mädchen in einfachstem Kattunkleide. Der helle Schein der kleinen, grünbeschrmtten Lampe fällt nur auf die

zarten Hände des jungen Mädchens, nicht auf ihr Gesicht, denn die Arbeit, mit welcher es beschäftigt ist, verlangt eine klare Beleuchtung. Die fleißige Dachstübcheninwohnerin macht nämlich künstliche Blumen. Der größere Tisch, welcher mitten im Zimmer steht, ist ganz mit den farbigen Erzeugnissen des Kunstfleißes der Kleinen bedeckt. Ließe sich diesen Rosenbouquets, diesen Veilchenbüscheln, Jasmin und Heliotropen Duft einhauchen, es würde ein köstliches Arom das Stübchen der Arbeiterin durchwehen.

Die Blumenkünstlerin war heute noch fleißiger, als sonst. Sie hatte strenge Ordre bekommen, noch vor dem Feste eine Anzahl Blumen zu liefern, und die sichere Zusage außerdem, dafür besser als gewöhnlich bezahlt zu werden. Glücklich in der Verfertigung von Veilchen, die gerade von vielen eleganten Damen gesucht wurden, wollte die Handlung, für welche das Mädchen arbeitete, künftig nur Veilchensträußchen und Garnirungen solcher Blümchen von ihren kunstfertigen Händen den besten Kunden vorlegen.

Im Eifer der Arbeit war der Fleißigen das Feuer ausgegangen. Sie gewahrte dies erst, als sie die kältere Luft an den Fingern empfand. Mit stillen Vorwürfen im Herzen stand sie auf, um das Versäumte wieder nachzuholen, denn sie erwartete von Minute zu Minute ihren Vater. Zwar besaß der kleine, sehr ökonomisch eingerichtete Hausstand keine Uhr, die fleißige Arbeiterin aber wußte doch immer genau die Zeit anzugeben, in der sie lebte. Nach dem Schaffen ihrer Hand zählte sie die Stunden

und Viertelstunden, und so kam selten eine auffällige Unordnung in ihre Zeitrechnung. Mit sicherer Hand schnitt sie eine gewisse Anzahl Veilchenblätter in jeder Viertelstunde, ebenso ging es bei Verfertigung der Staubfäden, und gewiß hat es niemals einen sinnigeren und rührenderen Zeitmesser gegeben, als in dem engen Dachstübchen der unermüdlichen Blumenverfertigerin.

Als sie das Feuer im Ofen wieder angezündet hatte, trat sie an eins der Fenster und schob die Gardine zurück. Die Scheiben waren mit zarten Eisblumen überdeckt, denn der Wind stand gerade darauf und piff empfindlich scharf über die Giebeldächer und zwischen denselben herein. Sie hauchte mit dem Munde gegen die Scheiben, bis die dünnen Eisgewächse schmolzen und die Anfänge eines tropischen Urwaldes gänzlich zerstört waren. Dann sah sie scharf hinaus und erkannte an dem bewegten Flimmern der Gasflammen, die ihr weit in der Ferne die Richtung der Lombardsbrücke andeuteten, daß es windig sei. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, aber sie hatte keine Zeit, trüben oder wehmüthigen Gedanken nachzuhängen. Morgen schon sollte sie Arbeit abliefern, und wollte sie nicht ausgescholten werden oder vielleicht gar einer Schmälerung ihres Verdienstes sich aussetzen, so galt es, rastlos bis wenigstens gegen Mitternacht die Finger zu rühren.

»Wäre nur der Vater erst wieder da!« sprach die Arbeiterin halblaut vor sich hin. »Es ist gewiß glatt auf den

Straßen, der Vater sieht nicht gut und ist ängstlich oben-drein. Wie leicht könnte er im Gedränge der Domwanderer, die heute sicher in zahlreichen Schaaren die Stadt durchziehen, ausgleiten und fallen. Die Glücklichen, welche des Schauens wegen ausgehen, achten auf Schwächliche nicht. Man kann es auch eigentlich nicht verlangen, denn sie sind ja nicht allwissend. Ach!« setzte sie mit sehnsüchtigem Augenaufschlage hinzu, »ich möchte wohl auch einmal, nur eine einzige Stunde lang den Dom betrachten! Vier volle Jahre schon sah ich ihn nicht mehr, und damals war ich fast noch Kind. Gleich darauf starb die Mutter! –«

Eine Thräne verdunkelte den Blick des Mädchens und nöthigte es, die zarte Arbeit nochmals wegzulegen. »Seitdem war's aus mit meinen Vergnügungen! Aber Gott Lob, ich bin ja gesund, und es wäre Sünde, wollte ich klagen. Arbeit ist des Menschen Bestimmung. Wohl dem, der Arbeit hat!«

Wieder rührte sie emsig die Hände. Draußen im Hofe vernahm man ein unmerkliches Geräusch. Das Mädchen aber kannte dieses Geräusch.

»Er ist's! Der Vater ist's!« sagte sie frohlockend, stand auf und ergriff die Lampe. »Ich muß ihm nur leuchten, daß er auf unsern schmalen, abschüssigen und ausgetretenen Treppen nicht etwa ausgleitet.«

Ueber das niedrige Geländer gebeugt, hielt die Blumenarbeiterin ihre Lampe in die thurmartige Höhlung des Treppenhauses hinein, so daß der Schein des Lichtes

niederwärts fiel. Hell beschienen ward dadurch die Treppe freilich nicht, nur eine Dämmerungshelle verbreitete sich bis abwärts zur dritten Stiege.

An dem langsamen, schweren Tritte erkannte das Mädchen den heimkehrenden Vater. Der aufwärts Steigende berührte jede einzelne Stufe, wie ein Mann, der sehr ermüdet oder körperlich kraftlos ist. Man hörte sein röchelndes Athemholen und es verging geraume Zeit, ehe die leuchtende Tochter den Vater erkennen konnte. Freundlich lächelnd nickte sie dem Kommenden zu und bat ihn, er möge sich ja Zeit nehmen, damit er sich nicht schade.

Der Vater erwiderte den glücklichen Blick der Tochter nur mit einer Handbewegung, sprechen wollte er nicht, weil er dann in heftiges Husten auszubrechen fürchtete. Erst auf den letzten Stufen sagte er fast athemlos:

»Guten Abend, Clara, ich danke Dir!«

»Es ist Dir doch nicht unwohl, Vater?«

»O nein, nur etwas müde fühle ich mich und die Brust schmerzt mich vom scharfen Winde.«

Clara ergriff des Vaters Hand und geleitete ihn vollends in's Zimmer. Dann schob sie schnell den großen, alten Polsterstuhl an den knisternden Ofen, der jetzt wieder eine behagliche Wärme ausströmte, nöthigte den Ermüdeten, niederzusetzen und öffnete die geschlossene Ofenröhre. Ein angenehmer Duft verbreitete sich sogleich im Zimmer, denn die sorgsame Tochter hatte dem Vater einige Aepfel gebraten, da sie wußte, daß diese ihm wohl

thaten und seine liebste Speise nach beschwerlichen Geschäftsgängen durch die Stadt waren. Statt eines Präsenttellers, die dem kleinen Haushalte fehlten, nahm Clara eine überzählige Untertasse, legte die warmen, aufgesprungenen Aepfel darauf zusammt ihrem Trennmesser, kniete vor dem noch immer mit Anstrengung athmenden Vater nieder und beobachtete mit dem liebevollsten Blicke jede Bewegung, jeden Gesichtszug des freundlich Dankenden. Sie ermüdete nicht, dem Essen die Schaale zu halten. Die hellbraunen, vollen, seidenweichen Haare, die in schlichten Scheiteln Clara's reine Stirn umschlossen, sahen im darauf fallenden Lampenlichte aus wie eine Glorie. Und wer das freundliche Antlitz des jungen Mädchens mit dem großen, frommen Augenpaar gesehen hätte, wie sie knieend zu Füßen des erschöpften Vaters lag, der hätte sie wohl für einen Engel des Lichts halten können.

»Ich danke Dir, liebes Kind,« sprach jetzt abermals der Vater, der Knieenden mit kalter Hand über Stirn und Haar streichend. »Steh' auf, ich bin vollkommen gesättigt. Du hast Dich doch nicht zu sehr angestrengt während meiner Abwesenheit?«

Clara beruhigte den Vater durch eine heitere Antwort, und dieser nahm eine der Veilchengarnituren, um sie genau zu betrachten. Da er sich vorn überbeugt, erkennen wir denselben Mann in ihm, der vor Kurzem die eingeschlafenen Kinder weckte und sie beschenkte. Er freute sich der Geschicklichkeit seiner Tochter und führte die künstlichen Blumen, als verstände sich das von selbst, an

die Nase, die sie ihm freilich nur kitzelnd berührten, so daß er niesen mußte.

»Bist Du einig geworden mit Sonderlings?« fragte Clara, die schon wieder an ihrem Arbeitstische saß.

»Nicht, wie ich es wünschte,« erwiderte der Vater, »indef habe ich mich doch entschlossen, die Arbeit zu übernehmen. Beharre ich auf meiner Forderung, so ist es nicht unmöglich, daß sie mir ganz entgeht. Es kündigen jetzt in diesem Fache gar Viele an, und Du weißt, wo es Concurrnz gibt, da sinken die Preise. Habe ich mir erst eine Uebersicht verschafft und mich hinein gearbeitet, so wird es mir wohl auch leichter, als ich es jetzt mir vorstelle. Vielleicht auch legen Sonderlings ihrer Forderung selbst etwas zu, wenn sie bemerken, daß ich fleißig und accurat bin. Es gibt doch vorerst wieder einige Wochen vollauf für mich zu thun, und das ist mir in der bösen Jahreszeit von Wichtigkeit.«

»Baumfahl wollte ja auch wieder zu Dir schicken,« sagte Clara.

»Ich zweifle nicht, daß er es thut, nur darf man ihn nicht drängen. Bei seiner Ansicht von Welt und Menschen achtet er nur den Besitz. Wer nichts besitzt, wie ich, der muß sich ihm bedingungslos fügen, sonst kehrt er ihm den Rücken. Nach Neujahr wird er mich schon rufen lassen, denn ohne Hilfe kann er keine Bilanz zu Stande bringen, und ich habe es durch die dritte Hand erfahren, daß er außerordentlich zufrieden mit meiner Buchführung gewesen ist.«

»Und doch drückte er Dich so!« warf Clara mit bitterm Tone ein. »Schon, weil er Dein Landsmann ist und Dich von früher Jugend auf kannte, sollte er dies nicht thun.«

Der Mann mit dem Höcker lächelte schwermüthig. »Recht ist es wohl nicht, meine Tochter, daß er so handelt, man muß es ihm aber doch zu Gute halten. Menschen ohne wahre Geistes- und Herzensbildung sind meistentheils gegen Andere ungerecht, wenn sie, was man sagt, eine glänzende Carriere gemacht haben. Dies Glück hat Baumfahl ein Zufall geschenkt. Nun glaubt er, seiner eminenten Klugheit habe er seinen Reichthum zu verdanken, und darum läßt er es minder Begünstigten gern fühlen, daß sie kurzsichtig, unpraktisch, arm an Geist gewesen sind. Seine Rede klingt immer rauh, oft verletzend, böse meint er es aber doch nicht.«

»Mir ist er bei alledem ein Gräuel, bester Vater,« erwiederte Clara, eifriger denn je fortarbeitend. »Bedürften wir seiner nicht, so möchte ich ihm gar zu gern einmal so recht von Herzensgrund die Wahrheit sagen.«

»Er würde Dich nur verlachen.«

»Nicht doch, Herzensvater,« fuhr Clara erregt fort, und eine edle Zornaufwallung röthete ihr vom vielen Sitzen in eingeschlossener Stubenluft bleiches Gesicht bis zur Verklärung. »Das Lachen sollte ihm schon vergehen und daß er die Hand gegen mich erhöbe, besorge ich nicht. In's Gewissen reden würde ich ihm, daß ihm der Angstschweiß auf die Stirn träte und das Herzblut stockte. Ich hielt's für ein gutes, gottgefälliges Werk, wenn ich

ihn zermalmen könnte mit markdurchbohrenden Worten, daß er zusammenbräche und aufschrie vor Seelenschmerz. O, wäre ich doch ein Seelsorger! Welchen Segen können Seelsorger stiften, wenn sie thun, was ihres Amtes ist! Aber die Welt will ja nichts mehr von einem Seelenleben wissen, wozu bedarf es da Solcher, die für dasselbe Sorge tragen!«

Die Eifernde sah reizend aus in ihrem heiligen Grollen. Sie warf die fein geschnittene Lippe etwas auf, runzelte die schmale, runde Stirn und arbeitete mit gewohntem Eifer.

»Du meinst es redlich, mein Kind,« sagte der Vater nach kurzem Schweigen, »es ist aber doch besser, Du beherrschest Dich. Es geht ihm wohl, darum hört er Niemand. Er würde nur dann ein mahnendes Wort fürchten, wäre er etwa an meiner Stelle. Hasse ihn also nicht, sondern bitte lieber für ihn. Daß mir das Glück den Rücken gewendet oder daß es mir überhaupt nie im Leben begegnet ist, kann ich Baumfahl dafür verantwortlich machen?«

»Unmittelbar nicht, aber mittelbar gewiß,« erwiderte Clara, die Thränen von ihren Wimpern trocknend. »Du hast es der seligen Mutter ja hundertmal erzählt, wie man Dir mitspielte in früher Jugend, und als Kind schon habe ich mit Herzklopfen zugehört und die kleinen Hände ohnmächtig geballt, wenn mir die Thränen in die Augen traten, ob solcher Mißhandlung. Du bist noch nicht

gerächt, Vater, und doch müßtest Du es schon hier auf Erden werden, blos der engelgleichen Geduld wegen, womit Du so viel Unrecht ertragen hast.«

»Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr Herr!« sagte der brustkranke Mann ernst und faltete die Hände. »Du versündigst Dich in Gedanken, meine Tochter. Bitte und bete lieber, daß Du nicht in Anfechtung fällst! Ich will nichts von Rache, von Vergeltung hören, nur daß er sich bekehre, sich abwenden möge vom eiteln Tand der Welt, möchte ich wünschen. Auch dahin zu wirken, fehlt es mir an Kraft und Einfluß.«

Clara verstummte vor dieser milden Zurechtweisung des Vaters und setzte ein neues Blümchen zusammen.

»Mache heute Feierabend,« sprach der Vater, »Du bist in den letzten Tagen mehr als fleißig gewesen. Es ist lobenswerth zu arbeiten, nur soll man auch dies nicht übertreiben. Ueberanstrengung bestraft sich selbst. Was Du in der Jugend Deinen Augen zu viel zumuthest, hat das Alter abzubüßen. Laß ab, Kind, und gönne Dir Ruhe! Ich sollte auch noch thätig sein, aber ich fühl's, der Körper will dem Geiste nicht mehr gehorchen. Nach genossenem Schläfe wird mir wohler sein.«

Clara widersprach nicht. Sie packte ihre Arbeit säuberlich zusammen und verschloß Alles in ein Fach der großen, altmodischen Commode. Dann sah sie nach dem Feuer im Ofen, das noch nicht gänzlich ausgebrannt war, ging in die kleine Küche, wenn man die offene Feuerstelle auf dem engen Vorplatze so nennen konnte, um etwas

Holz zu spalten und Alles für den nächsten Morgen zu recht zu legen. Der müde Vater war darüber im Lehnstuhle eingeschlafen. Clara weckte ihn mit einem Kusse, den sie auf die Stirn des Halbkranken hauchte.

»Geh' zur Ruhe, bester Vater,« sprach sie, »ich muß noch eine kurze Zeit wachen, bis das Feuer erloschen ist, damit es keinen Schaden stiften kann. Nein, Väterchen, sei unbesorgt, ich arbeite nicht! Du hast mein Wort und ich müßte ja eine schlechte Tochter sein, wollte ich Dich hintergehen. Ich werde auch fertig bis übermorgen. Dann liefere ich ab und unser Weihnachtstisch soll, denk' ich, so gut gedeckt sein und einen Tannenbaum tragen, wie der der Reichen. Bleibe Du nur wohl, mein Hort und Beschützer! Ich will Dich recht pflegen. Und nun gute Nacht und Gottes heiligen Segen auf Dein liebes, theures Haupt!«

Hustend stand der Mann mit dem Höcker auf. Er faßte das Gesicht der Tochter in beide Hände und sah ihr dankend in die taubenfrommen Augen.

»Nein, er wird uns nicht verlassen,« sprach er vertrauensvoll. »Es ist uns ja nicht anders verheißen. Das Maß der Prüfung richtet sich nach seiner Liebe!«

Mit einem Kuß auf die Stirn des Kindes schied der Vater von seiner Tochter. Diese setzte sich jetzt in den Polsterstuhl, schob den Tisch näher und nahm ein Buch aus der Commode, in dem sie so lange las, bis alles Feuer im Ofen sich in todte Asche verwandelt hatte. Das Läuten der Sperrglocke vor dem nahen Thore um Mitternacht verhallte eben, als Clara das Licht auslöschte.

SECHSTES KAPITEL. EIN REICH GEWORDENER MANN.

Herr Baumfahl pflegte sehr spät aufzustehen. Er hatte sich diese Gewohnheit angeeignet, weil er sie vornehm, »nobel« fand, wie er zu sagen pflegte. Als reicher und völlig unabhängiger Mann durfte er ungestraft seinen Neigungen leben. Er besaß ein eigenes, sehr glanzvoll eingerichtetes Haus, auf das er nicht wenig stolz war. Es gewährte ihm unbeschreibliches Vergnügen, irgend ein recht theures Stück Hausrath, welches andere ebenfalls reiche Leute des enorm hohen Preises wegen zu kaufen Anstand nahmen, in seinen Besitz zu bringen. Die Liebhaberei, mit seinem Reichthume zu prahlen, hatte Herrn Baumfahl verschiedene Gegenstände zugeführt, die, an sich werthvoll, doch nicht recht zu einander paßten. Dadurch ähnelte das Haus des reichen Mannes einigermaßen einem Raritätencabinet. Es enthielt viel Kostbares, nur fehlte es an geschmackvoller Aufstellung.

Manches war auch nicht einmal geschmackvoll an sich, es war nur theuer. Gerade auf den Preis aber legte Baumfahl den größten Werth.

Unmittelbar nach dem Erwachen setzte der reiche Mann sein Dienstpersonal in Bewegung. Der Klingelzug neben seinem Bett kam nicht sehr zur Ruhe; denn bald hatte Herr Baumfahl etwas zu erinnern oder einen Befehl zu ertheilen, bald etwas zu fragen. Die Leute mußten sich viel von ihm gefallen lassen und durften namentlich nicht empfindlich sein, denn in seinen Ausdrücken war ihr Gebieter keineswegs gewählt. Dafür bezahlte er

sie höher als Andere, und steckte sie in goldstrotzende Livréen. »Meine Mittel erlauben mir das,« sagte er mit Selbstgefühl, warf die von Natur schon aufgeworfenen Lippen noch mehr auf und sah stolz um sich, als ginge die Sonne in seinem Reiche nicht unter.

Als der Leibdiener diesem wohl situirten Manne zwischen neun und zehn Uhr den Kaffee in seinem kostbar tapezirten und von Mobilien überladenen Zimmer servierte – Herr Baumfahl nahm das erste Frühstück immer getrennt von seiner Gemahlin, die ihr Dienstpersonal ebenfalls für sich hatte – fehlte die Börsenliste vom Abend vorher. Da gab es sehr harte, grobe Worte. Der Leibdiener mußte eine ganze Predigt von dem strengen Herrn anhören, durfte bei Strafe sofortiger Dienstentlassung keine Sylbe darauf erwidern, sondern war verpflichtet, sobald der Gebieter ausgetobt hatte, sich noch devot zu bedanken. Im Hinblick auf das nahe Fest und die wahrscheinlich sehr reichlichen Weihnachtsgeschenke ertrug der Leibdiener mit stoischer Gelassenheit den grimmigen Morgengruß.

»Jetzt kannst Du gehen, dummer Kerl,« schloß Herr Baumfahl sein Monitorium. »Künftig wird besser aufgepaßt. Für mein Geld verlange ich Gehorsam und Pünktlichkeit. Muß auch pünktlich sein, wenn ich ›an der Börse‹ gehe. Glock' eilf Uhr will ich heute ausfahren, wonach zu richten. Fort!«

In diesem Tone sprach Herr Baumfahl fast immer mit seinen Dienstboten. Die deutsche Grammatik hatte er

sich nicht ganz zu eigen gemacht, wie schon die Rendensart ›an der Börse gehen‹ zur Genüge beweis't. Diese unrichtige Construction, eine Errungenschaft vieler geschäftskluger Börsengänger, behielt indeß Baumfahl streng bei, weil sie ihm geläufig und darum bequem war. Einige Male hatten besser Unterrichtete ihn wohl auf die Unrichtigkeit derselben aufmerksam gemacht, allein ohne Erfolg. Der reiche Mann lachte ihnen in's Gesicht und erwiderte: wenn ich es sage, so ist es richtig. Was kümmern mich die Bücherschreiber. Geschäfte muß der Mensch machen, das ist allein verdienstlich, und die macht man nicht anders, als daß man an der Börse geht.«

Beim Kaffee studirte Herr Baumfahl die Course in der Liste, sah sehr genau nach dem Stande verschiedener Staatspapiere, Eisenbahn- und anderer Aktien, und schimpfte regelmäßig, wenn der Disconto seiner Ansicht nach zu niedrig stand. Als Mann ohne bestimmtes Geschäft, ließ nämlich Heer Baumfahl nur seine baaren Mittel arbeiten, und da er ein Mann von unleugbar großem praktischen Verstande war, so hatte er für gewisse Dinge einen sehr richtigen Blick und übersah oft weit viel klügere und geistig ihm unendlich überlegene Männer. Diese instinktartige Eigenschaft nannte er Klugheit, oft sogar geistige Größe, und so oft er in seiner ganz gemeinen Kleinheit richtiger gerechnet hatte, als Andere, welche große Zwecke verfolgten, triumphirte er und trug den dicken, kraushaarigen Kopf noch ein paar Zoll höher.

Man wird sich nicht wundern, daß ein so gearteter Mann keinen eigentlichen Kunstsinn besaß. Dennoch

rühmte er sich, ein Mäcen der Kunst zu sein, besuchte jede Kunstausstellung und war selbst nicht blöde, ein Urtheil abzugeben über Gemälde und Zeichnungen. Da er nie eine mißbilligende Aeüßerung über seine Urtheile vernahm, so hielt er sie natürlich für treffend, und die Folge davon war, daß er auch Gemälde nach eigenem Gutdünken kaufte, mit denen er seine Prunkzimmer ausschmückte. Eitel auf diese Schätze, zeigte er sie gern, und obwohl er nicht eigentlich ein Haus machte, wozu ihm wie seiner Gattin jegliche Befähigung abging, sah er doch von Zeit zu Zeit Meinungsgenossen bei sich. Diese bewunderten dann die angeblichen Kunstschätze des reichen Mannes und überhäuften ihn mit Lobeserhebungen über seinen edlen Geschmack und seine großen Kenntnisse.

Baumfahl's Vergangenheit war seinen jetzigen Umgebungen nicht bekannt. Diese wußten nur, daß er vor einer Reihe von Jahren als reicher Mann anfänglich privatisirt, später als gewandter Speculant überraschend glückliche Geschäfte gemacht hatte. Wie und wo er sich seinen Reichthum erworben, das kümmerte Niemand, und danach zu fragen hatte Keiner ein Recht. Baumfahl war thatsächlich sehr vermögend, dabei durchaus solid, warum sollte man ihn nicht respectiren oder sich fragen, auf welche Weise er zu seinen großen Mitteln gekommen sei?

Als junger Mensch hätte ihm schwerlich Jemand eine so glänzende Zukunft prophezeit. Er ging als der jüngere Sohn eines unbemittelten Bauers in Böhmen frühzeitig

nach Amerika, mit der Absicht, dort als Landmann sein Glück zu versuchen. So Viele, die vor ihm nach den Staaten der Union ausgewandert waren, fanden dort ihr gutes Auskommen, erwarben sich bedeutende Ländereien und hatten als geachtete Farmer eine einflußreiche Stellung unter ihres Gleichen. Von diesem Glück sprachen alle Briefe, die sie von Zeit zu Zeit an ihre Verwandten in der alten Heimath schrieben, und, verlockt durch die anziehenden Schilderungen amerikanischen Lebens, beschloß der junge Baumfahl denselben Weg zum Glücke einzuschlagen. Mit sehr geringer Baarschaft verließ er in Begleitung einiger Jugendbekannten, die gleiches Streben hatten, die Heimath, erreichte ohne Unfall die Küste der neuen Welt, wanderte unverweilt sogleich westwärts und trat zuerst in die Fußstapfen seiner Vorgänger. Er kaufte ein Stück Land, fällte Bäume, rodete den Wald aus, fenzte das gewonnene Land auf amerikanische Art ein und trieb ein ganz gewöhnliches amerikanisches Ansiedlerleben.

Gefallen jedoch fand der junge Baumfahl wenig an dieser harten Existenz. Er machte gegen Niemand ein Hehl daraus, zieh sich selbst der Dummheit und sprach fast täglich von seiner Absicht, wieder nach Europa, am liebsten in sein heimathliches Dorf zurückzukehren. Nur auslachen, hänseln möge er sich nicht lassen, darum wolle er erst Geld verdienen, viel Geld, denn das habe er bereits erfahren, daß im Gelde doch ganz allein alles Heil

der Welt stecke. Er gäbe den Amerikanern, diesen mächtig klugen Leuten vollkommen Recht in ihrer Behauptung, nur, wer in seinen eigenen Schuhen stände und auf die leichteste und schnellste Art die meisten Dollars zu machen wisse, sei ein wahrhaft respectabler, ein bewundernswürdig großer Mann.

Stets nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht, verfolgte diesen Baumfahl, wo sich irgend Gelegenheit dazu bot. Er war sparsam, streng bis zur Härte gegen sich selbst. Geld zu erwerben, freute ihn, es zu mehren und das angehäufte zu betrachten, gewährte ihm Genuß. Sein größtes Glück bestand im Ueberzählen der zurückgelegten Summe nach vollbrachter Arbeit.

So geartete Menschen kommen gewöhnlich bald zu einigem Besitz, und weil sie nur im Haben, nicht im Genuße des Erworbenen des Lebens höchsten Zweck erkennen, mehrt sich der einmal vorhandene Fond unheimlich schnell. Sie haben daher von ihrem Standpunkte aus Recht, diejenigen, welche es bei gleich großem Erwerb doch zu keinem Vermögen bringen, als unklug zu verlachen und daß sie sich selbst in bornirter Beschränktheit für ausnehmend gescheidt halten, ist natürliche Folge.

Baumfahl trieb die Sparsamkeit bis zum Extrem, er geizte. Nebenbei belauschte er mit Vortheil die Handlungsweise der amerikanischen Geschäftsleute und lernte ihnen die geschicktesten Kunstgriffe leicht ab. Er fing an, auf eigene Gefahr Handel zu treiben. Ob Andere dabei Verluste hatten, war ihm sehr gleichgiltig, wenn nur

er selbst gewann. Gewissensscrupel kannte er nicht, sobald blinkende Dollars ihn lockten. Es gab keine reizendere Farbe für ihn als den Glanz des Geldes, keinen wohlklingenderen Ton in der ganzen Welt, als den Klang rollender Dollars. So verdiente er schnell und viel, und da er sich sagen mußte, er werde noch ungleich bedeutendere Geschäfte machen, wenn er *nur* Handel treibe, verkaufte er seine Farm mit Vortheil, zog weiter nach Westen und etablierte zuerst in St. Louis einen Pelzhandel. Glück und Takt bei fortgesetzter knapper Lebensart ließen ihn auch hier große Summen verdienen. Vielleicht wäre Baumfahl ganz in St. Louis geblieben, hätte die Sucht, immer mehr Geld anzuhäufen, ihn ruhen lassen. Die ganze Einrichtung des damaligen Pelzhandels mußte ihn mit den verschmitztesten Schelmen und waghalsigen Abenteurern nothwendig zusammen führen. War es nun auch nöthig, sehr auf seiner Hut zu sein, um von solchen Menschen nicht übervortheilt zu werden, so konnte doch ein praktischer Kopf wieder Manches von ihnen lernen. Für Baumfahl war dies bestimmend. Er unterhielt sich gern mit den verschlagendsten Händlern, die sich aus dem Rupfen Leichtgläubiger ein Vergnügen machten. Mit einem dieser Leute, der mehr Bildung als die Uebrigen besaß, und schon Hunderterlei versucht hatte, wurde er bald vertraut. Fuchsland war auch ein Deutscher, als Händler und Speculant nur pfiffig, nicht schlecht. Dieser hatte ausgekundschaftet, daß in Mexiko Millionen auf der Landstraße lägen, wenn man sich nur zu rechter Zeit bücken könne. Anfangs verstand ihn der aushorchende

Baumfahl nicht, als aber Fuchsland seine Ideen weiter auseinander setzte, begriff er die ganze Wichtigkeit der höchst einfachen Speculation. Zwei können, wenn sie mit gemeinsamen Mitteln arbeiten, das Dreifache dessen gewinnen, was ein Einzelner sich erobert, meinte Fuchsland, und darum möchte ich das Geschäft in Compagnie mit einem bemittelten und zuverlässigen Manne in Angriff nehmen.

Baumfahl bedachte sich keinen Augenblick; er asso-ciirte sich mit Fuchsland, und bald daraus schwammen Beide auf einem Dampfer den ›Vater der Gewässer‹ hinunter. In New-Orleans schifften sie sich nach einem mexikanischen Hafen ein und gingen direct nach Mexiko selbst. Hier wurde das Geschäft, das in einem Handel billiger Artikel mit den Eingeborenen bestand, sofort begründet. Es entsprach vollkommen den Erwartungen der beiden vereinigten Speculanten, weshalb sie es dergestalt erweiterten, daß sie es wie ein Netz über das ganze Land warfen. Sechs Jahre genügten, Beiden unermessliche Reichthümer zuzuführen, ein Resultat, das in Baumfahl den Wunsch rege machte, jetzt nach Europa zurückzukehren. Seinen Zweck hatte er ja vollkommen erreicht. Er war reich, wie er nie zu hoffen gewagt. Kam er jetzt zurück nach Deutschland, so konnte er sich mit Vielen messen, es mehreren Andern zuvorthun und sich nebenbei seiner überlegenen Klugheit mit vollem Rechte prahlerisch rühmen.

Am Arbeiten fand er schon lange keinen Gefallen mehr. In den letzten Jahren hatte er die körperlich anstrengende Arbeit gänzlich aufgegeben und sich ausschließlich der Speculation in die Arme geworfen. Das wollte er sich nunmehr noch leichter machen. Er trennte sich also von seinem bisherigen Compagnon, zog sein ganzes Vermögen ein, und verließ Amerika, fest entschlossen, fortan nur von dem Ertrage seines Reichthums zu leben.

Baumfahl war auch auf der Rückreise nach Europa vom Glück begünstigt. Die Reise zählte zu den schnellsten, die jemals ein Segelschiff gemacht hatte. Ohne Aufenthalt reiste der reich gewordene Mann in seine Heimath. Lange aber gefiel es ihm dort nicht. Die Verhältnisse waren dem viel gereis'ten Emporkömmlinge doch gar zu klein, die Bettelhaftigkeit, die überall herausah, verletzte sein Gefühl, er konnte, wie er laut aussprach, unter so dummen Menschen, die kein Geld zu verdienen wüßten, was doch noch leichter sei, als Brod essen, unmöglich leben. Nur mit einigen wohlhabenden Gutsbesitzern und Kaufleuten, bei denen er freundliche Aufnahme fand, trat er in geschäftliche Verbindung, indem er ihnen beträchtliche Summen gegen gute Procente auf ihre liegenden Gründe lieh.

Hierauf ging Baumfahl auf Reisen, um sich da, wo es ihm am besten gefallen würde, für immer niederzulassen. In den vornehmsten Haupt- und Residenzstädten verweilte er längere Zeit, ließ überall durchblicken,

daß er ein goldreicher Mann sei, verschwendete aber nirgends in auffallender Weise solche Summen, daß er persönlich Aufsehen hätte erregen können. Dies überlegte Verfahren, das Leuten von Besitz den Mann im vortheilhaftesten Lichte zeigte, trug Baumfahl eine reiche Braut ein. Schön war die Auserwählte seines Lebens nicht, dafür besaß sie in hohem Grade das, was Baumfahl suchte, und was er vor Allem schätzte: praktischen Sinn, Lust am Gelde und ein schwer zugängliches Herz für Bittende. Einer Frau mit so seltenen Eigenschaften würde er auch dann noch gern die Hand vor dem Altare gereicht haben, wenn sie ihm eine etwas kleinere Mitgift gebracht hätte.

Neuvermählt kam das edle Paar nach Hamburg. Madame Baumfahl gefiel Stadt und Umgegend sehr gut. Sie redete ihrem Manne zu, ganz hier zu bleiben, und da Baumfahl mit richtigem Takt herauswitterte, daß ein Mann mit Geld in einer so reichen und betriebsamen Handelsstadt ohne Schwierigkeit die brillantesten Geschäfte machen könne, beantwortete er die Bitte seiner Frau mit der Schenkung eines anmuthig gelegenen Landhauses. Hier wohnten die beiden Eheleute in den ersten Jahren ziemlich zurückgezogen. Baumfahl besaß weder Bekanntschaften noch suchte er sie. Erst will ich noch etwas verdienen, pflegte er zu sagen, dann mache ich ein Haus, und wo Tauben auffliegen, fliegen auch Tauben zu.

Diese Berechnung traf ein. Baumfahl ward früh genug eine gesuchte, ja Vielen angenehme Persönlichkeit, und als er später ein großes Erbe in der Stadt käuflich an sich brachte und es mit großen Kosten nach seinem

Geschmacke prachtvoll einrichtete, fehlten ihm wirklich Freunde und Besuchende, wie er sie am liebsten sah, nicht. Ein offenes Haus indeß machte er nicht, weil er dies weniger angenehm als kostspielig fand. Und Baumfahl war auch bei allem Glanze, den er zu Tage legte, doch noch immer ein sparsamer Mann, der unter Umständen selbst mit Schillingen knickern und um eine unbedeutende Kleinigkeit lange und heftig feilschen konnte. –

Nach genossenem Kaffee mußte der Leibdiener dieses Mannes, in dessen Vergangenheit wir eben einen Blick gethan haben, demselben behilflich beim Ankleiden sein. Baumfahl hatte irgend einmal in einem Buche gelesen, daß fürstliche, überhaupt vornehme Personen dies thun, und da er um jeden Preis vornehm sein wollte, so ahmte er diese löbliche Gewohnheit mit vielem Anstande nach. Später hatte derselbe Bedienstete dem reichen Manne eine Pfeife zu stopfen, diese mit stummer Verbeugung ihm darzureichen und sie mittelst eines Fidibus anzuzünden. Baumfahl saß dann jedesmal auf einem mit meergrünen Sammetpolstern belegten Sopha, trug einen faltenreichen Morgenrock von ächtem violettfarbenen Sammet, türkische Stiefeln und eine gestickte Troddelmütze.

Auch heute ward diese einmal eingeführte Hausordnung festgehalten. Während nun Baumfahl gelassen seine Pfeife schmauchte, wobei er eine tiefe Denkermine annahm, trat sein einziger Sohn, Charles, ein, um den Vater zu begrüßen. Charles ging immer elegant und ganz

nach der neuesten Mode. Dies gab dem Knaben etwas lächerlich Affectirtes. Die ganze Tracht kleidete ihn nicht, nur die schottische Mütze mit den flatternden Bändern im Nacken hatte etwas Frisches und stand ihm auch gut zu Gesicht.

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn war niemals von großer Bedeutung. Es berührte fast immer dieselben Gegenstände und endigte regelmäßig mit der Betheuerung des Vaters, daß er sich ganz ungeheuer anstrengen müsse, um die vielen schwierigen Geschäfte, die ihm oblägen, auch glücklich zu Ende zu führen. Damit war denn Charles entlassen, und der reich gewordene Mann kümmerte sich nicht weiter mehr um ihn und sein Treiben, bis die Speiseglocke die Familie Baumfahl abermals zusammen führte.

In der zwölften Stunde nach dem zweiten Frühstück ging Baumfahl aus, um später die Börse zu besuchen. Heute aber ward er, trotz seines früheren Befehles, abgehalten, denn eben, als der Leibdiener ihm den Pelzrock brachte, läutete die Glocke und gleich darauf trat ein anderer Bedienter ein, welcher dem Herrn eine abgegebene Karte auf silbernem Teller präsentirte.

Baumfahl nahm die Visitenkarte, las den darauf stehenden Namen und sagte sinnend und sein Gesicht in noch nachdenklichere Falten legend:

»Ist mir gar nicht bekannt! Kommt in Person?«

»Der Herr wartet im Empfangszimmer,« erwiederte der Diener.

»Gut; lege den Pelz fort,« befahl er dem Leibdiener, warf einen zweiten Blick auf die goldberänderte Visitenkarte und murmelte dabei, die Augen aufschlagend, den darauf verzeichneten Namen. Dann verfügte er sich in das Empfangszimmer.

Friedrich Vollton überrieselte es kalt, als er den Mann im Pelzrocke, der ihm schon zweimal begegnet war, in Herrn Baumfahl wieder erkannte. Diese Entdeckung machte ihn befangen und ließ ihn sehr wider Willen die Rolle eines blöden Neulings in der großen Welt mit entzückender Natürlichkeit spielen.

Baumfahl amüsirte diese Blödigkeit, denn er selbst besaß sie nicht und hatte auch früher nie daran gelitten. Sein starkes Selbstgefühl ließ ihn immer dreist auftreten. Je schüchterner aber der junge Fremdling erschien, desto mehr warf Baumfahl sich in die Brust. Mit gnädiger Protectormiene lud er den jungen Mann zum Sitzen ein, indem er selbst vornehm-nachlässig Platz im Sopha nahm.

»Also Empfehlungen, Grüße von einem Freunde bringen Sie mir,« sagte Baumfahl auf die stotternd vorgebrachte Anrede des Virtuosen. »So, so! Nun, das ist sehr schön, das freut mich. Wie nannten Sie doch gleich meinen Freund? Sie müssen wissen, ich habe sehr gute Freunde überall, in der ganzen Welt, so daß ich oft ihre Namen vergesse.«

Er lachte selbstzufrieden. Friedrich nannte nochmals den Namen von Meldorf.

»Richtig, von Meldorf,« wiederholte der Rentier. »Ein sehr respectabler Mann, achte ihn ungemein. Besitzt ein

ausgezeichnetes Gut mit vortrefflichem Weideland. Wissen Sie, daß Herr von Meldorf ungeheure Geschäfte machen könnte, wenn er, wie das schon Viele thun, mehr Schlachtvieh züchtete? Findet hier seit einiger Zeit sehr guten Absatz.«

Friedrich wurde immer unheimlicher. Der Mann sprach von Viehzucht und er wollte sich ihm als Virtuose empfehlen und um seine Protevion bitten! Er mußte heimlich seufzend seines Freundes gedenken und wäre am liebsten, ohne weiter ein Wort zu verlieren, auf- und davongelaufen. Daran war jedoch nicht zu denken, denn Baumfahl schien sich in bester Laune zu befinden und hatte offenbar Lust, mit dem Fremden, dessen Befangenhait ihn ergötzte, sich noch länger zu unterhalten.

»Sie sprachen von einem Briefe des Herrn von Meldorf,« fuhr er fort. »Wenn es, wie ich vermuthe, Geschäftsangelegenheiten sind, die mein sehr werther Freund mir mitzutheilen hat, so möchte ich bitten –«

»Nicht doch, Herr Baumfahl,« fiel Friedrich ein, den Brief seinem Taschenbuche entnehmend. »Von Geschäften war zwischen Herrn von Meldorf und mir überhaupt nie die Rede.«

»Nicht?« versetzte der Rentier. »Wie ist das möglich? Sie sind doch hoffentlich zu uns gekommen, um ebenfalls Geschäfte zu machen?«

Friedrich fühlte eine heftigere Wallung seines Blutes und sagte erröthend: »Gewissermaßen – allerdings –«

»Junger Mann,« fiel Baumfahl dem Stotternden in's Wort, »eines so löblichen Vorhabens brauchen sich durchaus nicht zu schämen. Geschäfte zu machen ist immer verdienstlich, und wenn ich Ihnen irgendwie förderlich sein kann, so werden Sie an mir stets einen bereitwilligen Rathgeber haben. Auf welche Branche haben Sie sich geworfen?«

Friedrich deutete mit stummer Handbewegung auf den Brief, welchen Baumfahl noch immer unerbrochen in der Hand hielt.

»Ah so – mit Ihrer Erlaubniß!« Der Rentier stand auf, öffnete das Schreiben und trat lesend an's Fenster. Friedrich überlief es bald heiß, bald kalt. Er befand sich in einer unsagbar peinlichen Situation. Baumfahl durchlas inzwischen die empfehlenden Worte des Gutsbesitzers, der ein ansehnliches Capital von dem Rentier besaß, zweimal, ohne doch recht hinter den Sinn des Briefstellers zu kommen. Etwas kühler wandte er sich jetzt wieder zu Friedrich.

»Merkwürdig,« sprach er, »es ist gar nicht von Geschäften die Rede in diesem Schreiben. Herr von Meldorf empfiehlt Sie mir nur als einen sehr talentvollen jungen Mann – wirklich ›sehr talentvoll‹ ist sein Ausdruck, bitter, ich möge Sie unterstützen, und verweist mich im Uebrigen auf Sie selbst. Womit also, mein werther Herr, kann ich dienen?«

Friedrich war längst schon aufgestanden. Er faßte sich jetzt ein Herz, um dies peinvolle Gespräch mit einem Male zu Ende zu bringen.

»Herr Baumfahl,« hob er an, »Sie setzen ganz richtig voraus, daß ich in der Absicht, Geschäfte zu machen, in diese weltberühmte Handelsstadt gekommen bin. Meine Geschäfte sind aber eigenthümlicher Art. Ich bin kein Handeltreibender, ich verstehe überhaupt gar nichts vom Handel. Zweck meiner Hieherkunft und meines Lebens ist, Männer der Geschäftswelt, wenn sie ausruhen von ihren anstrengenden Arbeiten, durch Harmonieen zu unterhalten.«

Der Rentier sah den Virtuosen düster und ungläubig an. Ohne recht zu wissen, was Friedrich sagen wollte, errieth er doch ungefähr das Wahre, und deshalb versetzte er mit hochfahrender Miene:

»Sind Sie vielleicht ein Kunststückmacher?«

»Wenn Sie einen Virtuosen, einen Künstler, welcher der Ausübung ener edlen Kunst sich hingibt, mit diesem meines Bedünkens etwas zweideutig klingenden Namen bezeichnen wollen, so muß ich das wohl aus Artigkeit gegen Sie selbst und meinen verehrten Gönner, Herrn von Meldorf, hingehen lassen.«

»Virtuos – hin, hm – thut mir leid, in der That, sehr leid,« erwiederte Baumfahl, eine schwergoldene Uhr ziehend. »Als Geschäftsmann hatte ich niemals Zeit mit Virtuosen oder Künstlern zu verkehren. Diese Branche ist mir unbekannt und wüßte ich deshalb auch nicht, wie ich Sie weiter empfehlen sollte. An der Börse gehen Sie wohl nicht?«

Friedrich antwortete durch ein feines Lächeln.

»Konnte mir's denken,« fuhr Baumfahl fort. »Aber es freut mich doch, daß Sie mich besucht haben. Kommen Sie bald wieder, wenn Sie mit einem Manne, der nur für's Geschäft lebt, bisweilen ein paar Worte wechseln wollen. O, ich hätte mir's denken können! Herr von Meldorf ist ein Vocativus; er hat sich einen kleinen Scherz erlaubt. Er kennt meine Verehrung der Kunst. Am Meisten gebe ich auf der Malerkunst. Ich besitze ausgezeichnet ›gemalene‹ Sachen, die ich mit sehr vielem Gelde erkaufte habe. Wenn Sie mich wieder beehren, soll es mir ein Vergnügen gewähren, Ihnen diese Schätze zu zeigen. Ja, ganz gewiß, Herr Vollton, für die Kunst bin ich sehr eingenommen, jetzt aber wünsche ich Ihnen guten Morgen! Ich muß nothwendig auf der Börse.«

Friedrich bedauerte in keiner Weise, daß der reiche Mann mit diesen Worten ihn freundlich gehen hieß. Er verbeugte sich mehrmals, dankte für zuvorkommenden Empfang, und fühlte sich erst wieder leicht und frei, als er die Hausthür zwischen sich und dem Geschäftsmanne wußte. Er nahm sich vor, nie wieder in diesem Hause einen Besuch zu machen, obwohl Baumfahl ihn eingeladen hatte; nur wie er diese scheinbare Vernachlässigung einer Pflicht der Dankbarkeit seinem Gönner gegenüber vertreten und rechtfertigen wollte, war ihm noch unklar. Er konnte die Empfehlung Meldorf's gar nicht begreifen, denn der Gutsbesitzer war ein Mann von solider Bildung, Freund jeder Kunst, besaß selbst ein angenehmes musikalisches Talent und verbrachte selten einen

Winter, ohne kleine musikalische Soireen zu veranstalten, in denen er mit der liebenswürdigsten Bonhommie den Wirth machte und gewöhnlich auch selbst mitwirkte. Mehr als einmal hatte Friedrich mit dem kunstliebenden Gutsbesitzer Quartette zu allgemeinsten Zufriedenheit aller Eingeladenen gespielt. Wie nun konnte ein solcher Mann ihn, den schwärmerischen Virtuosen, diesem trockenen Geldmenschen empfehlen, der von Kunst offenbar gar keinen Begriff hatte? Dies blieb Friedrich ein Räthsel, dessen Lösung ihm zu schwer war. Seiner Ansicht nach mußten entweder ganz eigenthümliche Beziehungen zwischen dem Gutsbesitzer und Herrn Baumfahl bestehen, oder Letzterer war in einem Zeitraum von mehreren Jahren dem Schönen völlig abgestorben und im Streben nach größtmöglichstem Verdienst ganz und gar verknöchert. Wieder fiel ihm die Bemerkung Alfred's ein, der den Rentier, ohne ihn persönlich oder nur dem Namen nach zu kennen, doch von Anfang an ganz richtig beurtheilt hatte. Ihm beschloß er, sein Zusammentreffen, das ihn jetzt zu amusiren begann, ausführlich mitzutheilen, und was alsdann der gewitzigere Freund ihm rathen werde, das wollte er thun.

SIEBENTES KAPITEL. EINE NEUE BEKANNTSCHAFT.

Das Concert war überfüllt. Von den männlichen Zuhörern mußten weit über die Hälfte mit Stehplätzen vorlieb nehmen. Auch Friedrich, der, als Kenner, musikalischen Genüssen gern in recht bequemer Stellung sich hingab,

fiel dies Loos. Indeß ertrug er die kleine Unbequemlichkeit mit Geduld, da er mit vielem Behagen nur Gutes vortragen hörte. Er war mehr als zufriedengestellt, als er am Schlusse den Apollosaal verließ, den er in seiner jetzigen Gestalt nicht wieder erkannte.

Still ging er neben dem Freunde her, der sich ebenfalls eine Zeit lang ruhig verhielt. Langes Schweigen war aber nicht Alfred's Liebhaberei, deshalb wandte dieser sich nach einer Weile an Friedrich mit der Frage:

»Meinst Du, daß Du es wagen darfst, dem Urtheil dieses Publikums Dich auszusetzen?«

»Ueber das Publikum habe ich noch kein Urtheil,« erwiderte der Virtuos, »mich beschäftigt bis jetzt nur die musikalische Leistung. Und diese muß ich bis in die kleinsten Einzelheiten vortrefflich nennen. Von solchem Orchester unterstützt, darf selbst ein angehender Künstler, der sich erst einen Namen erwerben will, mit Zuversicht vor gebildeten Musikfreunden auftreten. Das heutige Concert, ich gestehe es, hat mich ermuthigt.«

Alfred war sehr erfreut über diesen Ausspruch seines Freundes. Er wollte die glückliche Stimmung Friedrich's nicht unbenutzt vorübergehen lassen und drang daher lebhaft in ihn, er möge nun unverweilt die geeigneten Schritte thun, um Anstalten zu einem eigenen Concerte zu treffen.

Bei dieser Aeußerung zeigte sich recht auffallend die ganze Unschlüssigkeit und Schüchternheit des jungen Musikers. Friedrich machte Einwendungen und hatte

hunderterlei Gründe, weshalb er noch einige Zeit warten müsse und werde.

»Darüber verlierst Du nur Zeit,« erwiderte Alfred unmuthig, »und je länger Du trödelst, desto größer wird Deine Befangenheit. Zwei Monate hast Du, wo Du sicher auf dankbare Zuhörer rechnen darfst, später verliert sich die Theilnahme. Das Publikum, auch das bessere, ist von zu vielem Hören übersättigt. Es nimmt möglicherweise noch Plätze, aber die Plätze bleiben größtentheils unbesetzt. Vor einem leeren oder nur dürftig gefüllten Saale spielen müssen, ist nicht ermuthigend. Selbst die größte Begeisterung erlahmt dann und man endigt mit dem peinigenden Gefühl, weder sich noch Andern genügt zu haben.«

Friedrich mußte dem wohlwollenden Freunde zwar Recht geben, dennoch kam er zu keinem festen Entschlusse. »Deiner und Deiner Freunde Mitwirkung bin ich ja sicher,« sagte er. »Dies gibt mir Kraft und erhöht mein Selbstgefühl. Ich will nur zuvor die Stimmung des Publikums sondiren und persönlich etwas bekannter zu werden suchen. Vorsicht kann ja nie schaden.«

»Doch,« fiel Alfred ärgerlich ein. »Zögernde Vorsicht, hervorgegangen aus Mangel an Selbstgefühl, ruinirt auch den besten Mann.«

»Laß mir wenigstens Zeit zum Ueberlegen.«

»Ich dünkte, vierzehn Tage – denn so lange gebe ich mir nun schon Mühe, Dich aus Deinen kleinstädtischen Ansichten heraus zu wamsen – wären hinreichende Zeit.«

»Glaube meinem Wort: ich werde mich möglichst beeilen.«

»Ich rathe dringend dazu! Im März unterstütze ich Dich nicht mehr! Und trete ich zurück, so verlassen Dich auch meine Collegen.«

»Immer drohe, Du stößt mich doch nicht von Dir,« sagte Friedrich, vertrauensvoll den Arm des Freundes ergreifend. »Du sollst mich entschlossen und zum Handeln bereit finden, nur dränge mich nicht alle Tage zehnmal. Gerade dadurch könntest Du mich von jedem weiteren Schritte abhalten.«

Alfred schwieg eine kurze Zeit, dann brummte er die Melodie eines heitern Trinkliedes, unterbrach sich aber plötzlich wieder und fragte den Freund, ob er nicht wieder mit Baumfahl zusammengetroffen sei.

»Bis jetzt noch nicht,« versetzte dieser, »aber denke Dir, er hat mich wirklich für einen der nächsten Abende zu sich eingeladen, und zwar durch ein eigenhändig geschriebenes Billet. Man wird eine Parthie spielen, schreibt er, und ich soll interessante Leute bei ihm finden.«

»Du hast doch angenommen?«

»Konnte ich anders? Aber mir bangt schon jetzt vor der gähnenden Langeweile, die ich werde auszuhalten haben. Ich spiele nämlich jetzt eben so wenig, als früher. Karten sind mir zuwider, ich kenne sie kaum.«

»Es ist dies freilich einer von jenen Zügen versteckter Barbarei, deren ich schon mehrere an Dir entdeckt habe,« erwiderte Alfred, »indeß er äßt sich verhüllen. Du

nimmst mich mit. Ich spiele wie ein Gott und lege Ehre ein.«

»Ganz gut, wenn mir selbst damit nur geholfen wäre.«

»Es ist Dir geholfen! Du bist Künstler, nicht disponirt, wie das allen Künstlern, besonders wenn sie keine Lust haben, sich anzustrengen, gar häufig begegnet, besuchst die Gesellschaft nur aus besonderer Achtung vor der Familie, und trittst Deine Stelle in Berücksichtigung aller Umstände mir, dem viel gewandteren Spieler ab. So bist Du alles Zwanges überhoben, kannst Dich mit Eifer auf's Beobachten legen und uns Beiden wird die ganze Narrethei zu einer Fundgrube göttlicher Heiterkeit.«

»Du findest schwerlich Gesinnungsgenossen. Künstler verkehren dort nicht.«

»Wünsche ich auch nicht,« sagte Alfred. »Ich will einmal außer der Bühne Komödie spielen. Wir Leute von Fach, die wir alle Tage in einen andern Rock und damit zugleich auch in eine andere Menschenhaut hineinschlüpfen müssen, werden zuletzt an diese immerwährenden Metamorphosen des innern und äußern Menschen dergestalt gewöhnt, daß uns ein Bischen Verstellung auch im gewöhnlichen Leben ordentlich wohl thut. Ich will gar nicht für einen Künstler gelten bei Deinem soliden Herrn Baumfahl. Ich bin ein reicher Pächter aus Deiner Gegend, mache Handelsgeschäfte in Getraide und komme so eben aus dem Holsteinischen zurück, wo ich beim Kieler Umschlage ein nettes Sümmchen verdient habe. Zufällig treffe ich Dich, hänge mich Dir an und so nimmst Du mich mit. Glaube mir, alter Freund, es

zweifelt halt Niemand an der Wahrheit Deiner Aussage! Ich will den reichen Pächter aus Schlesien mit der rührendsten Natürlichkeit spielen. Baumfahl soll Lust bekommen, mit mir in Geschäftsverbindung zu treten und mich Bruder zu nennen.«

Friedrich gefiel dieser Einfall. Daß Alfred sich vergessen und aus seiner Rolle fallen könne, besorgte er nicht. Jedenfalls war Baumfahl selbst leicht zu täuschen. Wenn aber Andere schärfer sahen, was dann? Auf diese Möglichkeit hinzudeuten, hielt Friedrich doch für nöthig, Alfred aber sprach und scherzte ihm jegliches Bedenken leicht hinweg, so daß er zuletzt selbst vergnügt an das bevorstehende Abenteuer dachte. Daß es dennoch nicht zur Ausführung kam, hing von einem Zufalle ab.

Bisher hatte Friedrich mit seinen baaren Mitteln hausgehalten, nun aber war er genöthigt, Zuflucht zu dem Creditbrieftage zu nehmen, den er von einem Breslauer Hause bei sich führte. Er bewohnte seit wenigen Tagen ein Privatlogis. Der Wink Alfred's, im Hôtel sich die Rechnung geben zu lassen, um zu erfahren, was man unter Banco verstehe, war nicht unbeachtet geblieben. Seitdem wußte Friedrich den Werth des Geldes und die Wichtigkeit großen Verdienstes viel richtiger zu würdigen, und das Wort Banco ward in der Unterhaltung beider Freunde eine Art Schiboleth, das bald der Eine, bald der Andere anwendete, um sich anzuregen und aufzustacheln. Friedrich faßte im Ganzen den Begriff des Wortes leicht und richtig, gewöhnlich aber wandten es die Freunde unter

sich mehr scherzweise an, so daß sie im Beisein Fremder ungenirt des Wortes sich bedienen konnten, ohne die Sache selbst im kaufmännischen Sinne zu meinen.

Friedrich brauchte also Geld. Er machte am nächsten Vormittage elegante Toilette, um den Banquier aufzusuchen, der ihm für die nächste Zeit die Mittel zu seinem Aufenthalt verabreichen sollte. Das Empfehlungsschreiben an diesen Mann hatte er mit Absicht so lange zurückbehalten. War er doch mit so vielen Briefen solcher Art versehen, daß, seiner Ansicht nach, wenig daran gelegen war, ob der eine früh, der andere spät abgegeben werde. Vielleicht würde sogar der junge Künstler den Banquier gar nicht aufgesucht haben, hätte die Noth ihn nicht dazu gezwungen; denn nach Allem, was er bisher gesehen und gehört, flößten ihm die Geldmensehen von Profession eine schwer zu besiegende Furcht ein. Sie waren ja die eigentlichen Inhaber des Zaubermittels, das man Banco nannte. In ihren Händen ruhte der Schlüssel zum Tempel dieser inbrünstig verehrten Gottheit, um ihre Stirnen wand sich die Binde der Oberpriester, die allein berufen waren, ohne weitere Mittelsperson zu ihr zu sprechen, mit ihr zu verkehren. Daß ein Künstler, der eben erst in die große Welt trat, um mit schüchterner Hand die ersten Lorbeerblätter sich zu pflücken, vor so einflußreichen Personen den größten Respect hatte und sie lieber mied als suchte, war nicht zu verwundern.

Das Geschäftslocal Benjamin Silbermann's lag in einem Hofe. Keine Firma zeigte es an, denn es war aller Welt bekannt. Friedrich fiel dies auf. Er glaubte, eins

der größten Häuser zu betreten, weil seine kaufmännischen Gönner den Banquier Silbermann einen der reichsten Männer des Continents genannt hatten. Nun sah er keinerlei Glanz vor sich, keine blitzenden Spiegelfenster, wie anderwärts, kurz nichts, was auf Reichthum deutete. Die Treppenstufen, die zu dem Flügel des Hauses geleiteten, waren vom Kommen und Gehen vieler Menschen ausgetreten, so daß ein Unachtsamer leicht fallen konnte. Selbst ein Geländer fehlte. Eine sehr dunkle Diele nahm den Eintretenden auf, nur im Hintergrunde schimmerte durch die matt geschliffenen Scheiben einer Glasthür spärliches Dämmerlicht, und Friedrich erkannte jetzt an der einen Wand ein schwarzes Brett, auf welchem eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger und darunter die Worte sich befanden: ›Comptoir am Ende des Ganges, rechts.‹

Behutsam schritt Friedrich den Gang hinunter, tappete suchend mit der Hand und faßte einen Thürgriff. Er klopfte an und öffnete, da kein Herein erfolgte, sehr langsam die Thür. Recht gekommen war er, das sagte ihm der erste Blick auf die Anzahl Arbeitender, die hier an acht bis zehn Pulten beschäftigt waren. Es herrschte eine eigenthümliche, feierliche Ruhe in diesem verräucherten Arbeitszimmer, denn außer dem Geräusch schreibender Federn hörte man nichts, als leises Geflüster. Bei seinem

Eintritt blickte zwar Einer oder der Andere der Schreibenden flüchtig auf, Keiner aber fragte nach seinem Begehre. Friedrich war demnach genöthigt, den zunächst Sitzenden anzureden. Er that es in leisem Tone und mit entschuldigender Redensart.

»Dort hinten im letzten Zimmer,« versetzte der Gefragte, mit der Feder vorwärts über das Pult zeigend. Friedrich schritt an sämmtlichen Pulten vorüber, wie er glaubte oder fürchtete, von sämmtlichen Comptoiristen bespöttelt. Die nächste Thür war nur angelehnt, er klopfte aber doch an. Diesmal folgte ein vernehmbares Herein. Ein mäßig großes Zimmer mit einem Doppelpulte, an welchem zwei Herren einander gegenüber saßen, nahm ihn auf. Aber auch diese Beiden schienen weder Zeit noch Lust zu haben, mit dem Fremdlinge sich viel zu beschäftigen. Sie sahen so fest und ehrbar auf die vor ihnen liegenden Bücher und Papiere, daß Friedrich fast in Verlegenheit gerieth. Indeß wiederholte er seine Frage. Als Antwort deutete der Herr, welcher ihm das Gesicht zukehrte, rückwärts, indem er freundlich hinzufügte:

»Herr Benjamin Silbermann befindet sich hier in seinem Privat-Comptoir.«

Eine Glasthür, mit grünen Vorhängen umfaltet, führte zu diesem Heiligthume. Zum dritten Male erhob unser Freund den Finger, klopfte an und da er ein einladendes Lallen von drinnen heraus zu vernehmen glaubte, trat er ein.

Ein gemüthlich heller Raum, angenehm durchwärmt, zeigte ihm einen alten, offenbar vielgebrauchten Herrenschreibtisch mit einem doppelten Aufsätze, der sehr viele Fächer enthielt, in denen unzählige Papierstreifen, Briefe und Couverte steckten. Vor diesem Schreibtische saß auf einem ledernen Bocke ein kaum mittelgroßer, zartgegliederter Mann, den man weit eher für einen Gelehrten, als für einen Geschäftsmann gehalten haben würde. Als er des elegant gekleideten Fremdlings ansichtig ward, stand er rasch auf, nur einen Silberstift in der Hand behaltend, den er fortwährend spielend durch die Finger gleiten ließ.

»Was steht zu Diensten?« fragte er lebhaft, ein Paar glänzend braune Augen auf Friedrich heftend, als wolle er mit einem einzigen Blicke ihn bis in die Seele ergründen.

»Habe ich die Ehre Herrn Silbermann zu sprechen?« gegenfragte Friedrich.

»Benjamin Silbermann heiße ich, und Ihr werther Name, mein Herr?«

Unser Freund nannte sich und nahm zuvörderst den Empfehlungsbrief aus seinem Taschenbuche.

Lächelnd empfing diesen der Banquier, bot dem jungen Virtuosen einen Stuhl und legte das Schreiben unbrochen zu andern Briefen auf den Tisch.

»Sieh da, Herr Vollton!« sprach Silbermann, während ein ganz eigenthümliches Lächeln um den kleinen fein geformten Mund zuckte. »Sehr angenehm, Sie *endlich* zu

sehen. Sie waren gewiß unwohl? Ja, ja, unser böses Klima greift alle Fremde und namentlich die Gebirgsbewohner aus Deutschland an. Nun, ich hoffe, es geht Ihnen jetzt schon besser. Der Mensch muß sich an Alles gewöhnen. Gefällt Ihnen Hamburg?«

Friedrich gerieth in Verlegenheit. Die Einflüsse des Klima's hatten ihn bisher noch nicht genirt, im Gegentheil, er hatte sich körperlich kaum je so wohl befunden. Sollte dies Herr Silbermann wissen und ihn nur für die kleine Nachlässigkeit, daß er noch nicht zu ihm gekommen war, freundlich scherzend strafen wollen? Das kluge Auge des Mannes und der lächelnde Zug um den Mund ließen fast so etwas vermuthen. Friedrich hielt es für besser, die erste Frage gar nicht zu beantworten, wozu ja die zweite Gelegenheit gab. Ein Lob auf das großartige Leben und Treiben in der alten Hansestadt ging Friedrich von Herzen. Er sprach es gern und lebhaft aus.

Silbermann hörte wie ein Mensch zu, der noch mehr als bloß die Worte eines Andern verstehen will, dann sah er den jungen Künstler plötzlich mit ganz veränderten Gesichtszügen an und sagte:

»Sie sind mir empfohlen, Herr Vollton, und es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ihre Freunde haben mir viel Gutes von Ihnen geschrieben, Sie dürfen mithin meiner Unterstützung jederzeit versichert sein. Da Sie Musiker sind, ich selbst aber von dieser schönen Kunst leider nichts verstehe, als das Einschmeichelnde ihrer Melodien, so kann mein eigenes Urtheil Sie nicht fördern. Mir gefällt wohl das Schöne, aber ich bin nicht immer ganz

sicher, ob mein Geschmack auch wahrhaft gut ist. Geschäftsleute haben in Bezug auf Kunst und Literatur selten feine Fühlfäden. Ich besitze aber zahlreiche Freunde, die weit unterrichteter sind, und mit diesen werde ich Sie bekannt machen. Dürfte ich Sie um das andere Papier bitten, das meine Adresse trägt?«

Friedrich überreichte auch dies dem Banquier, der nur einen Blick auf den Inhalt und die Unterschrift warf.

»Wie viel wünschen Sie zu haben?« fragte er dann.

Friedrich nannte die Summe.

»Junger Mann,« sagte Benjamin Silbermann, »es ist sehr löblich von Ihnen, daß Sie keine Anlage zur Verschwendung an den Tag legen, allein Sie sind in Hamburg, Sie wollen Stadt und Publikum kennen lernen, Sie haben also Geld nöthig. Lassen Sie mich Ihr Rathgeber sein. Ich werde Ihnen das Dreifache der Summe, die Sie mir namhaft gemacht, auszahlen, so haben wir Beide es bequemer. Wie lange Sie etwa damit ausreichen werden, das kann ich mir ungefähr denken.«

Friedrich gewährte wieder das eigenthümliche, klug überlegene Lächeln, das jedoch nichts Beleidigendes hatte. Silbermann öffnete ein Fach seines Schreibtisches, nahm ein längliches Papier heraus und ergriff die Feder. Als er zu schreiben begann, fragte er:

»Wünschen Sie Banco?«

Unser Freund gerieth bei dieser Frage in die äußerste Verlegenheit. Mit Nein wollte er nicht antworten, denn das hätte ja ausgesehen, als habe er nie im Leben etwas von Banco gehört, und was sollte er sonst wünschen,

wenn nicht Banco? Er bejahte also dreist, voraussetzend, aus dem Banco des Herrn Benjamin Silbermann werde jedenfalls eine gangbare Münze sich entwickeln. Mit raschen Zügen füllte nun der Banquier die leeren Stellen des in Zeilen gedruckten Papierees aus und legte den Streifen neben sich.

»Apropos,« sagte er, sich dem Virtuosen wieder zuwendend, »Sie kennen Herrn Baumfahl?«

»Mein Gott,« dachte Friedrich, »ist denn der heutige Tag aus lauter fatalen Fragen zusammengesetzt? Warum mußte dem Manne mit dem classisch geformten Kopfe unter allen ihm oberflächlich Bekannten gerade dieser Baumfahl einfallen?«

»Ich bin ihm empfohlen,« sagte er ziemlich kühl.

»Er sagte es mir neulich an der Börse,« fuhr Silbermann fort, »und da ihm daran gelegen schien, mich Ihnen vorzustellen, hab' ich eine Einladung zu ihm für – für nächsten Sonnabend angenommen. Da sehen wir uns auf alle Fälle wieder.«

Er stand auf, ehe Friedrich noch antworten konnte, überreichte ihm die ausgeschriebene Anweisung und sagte:

»Für meinen Wechsler. Die Geldsorte haben Sie näher zu bestimmen. Ihr gehorsamer Diener!«

Friedrich verbeugte sich verbindlichst, der Banquier begleitete ihn bis an die Thür seines Cabinets und warf ihm hier noch einen jener tiefen, fragenden Blicke zu, die gewiß die Meisten beunruhigten, mit denen der viel beschäftigte Mann täglich verkehrte.

Erst auf dem Hofe betrachtete unser Freund die erhaltene Anweisung. Zum Glück für ihn stand Straße und Hausnummer des Wechslers, bei welchem die Summe zu erheben war, mit darauf bemerkt, so daß er, ohne nochmals zu fragen oder das Adreßbuch zu Rathe zu ziehen, sich selbst zurecht finden konnte. Gänge solcher Art liebte Friedrich nicht, deshalb strebte er, sie möglichst bald zu beseitigen. Die Straße war nicht weit entfernt von Silbermann's Comptoir, und schon nach einigen Minuten erblickte der junge Virtuos die namhaft gemachte Firma. Recht im Widerspruch mit der großen, fast gesuchten Einfachheit bei Benjamin Silbermann herrschte im Hause seines Wechslers die größte Eleganz und der ausgesuchteste Comfort. Als er das Geschäftslocal selbst betrat, fand er polirte Wechselbänke von massivem Mahagoni. Von gleichem Holze waren die verschiedenen Geldschränke an den Wänden. Ein Gaskronleuchter mit kunstvoll geschliffenen Kristallkugeln war an der Decke angebracht, ächte englische Teppiche von feinem Gewebe bedeckten hinter der Wechselbank das ganze geräumige Zimmer.

Fiel schon diese Eleganz in einem Wechselcomptoir unserm Freunde auf, so mußte die feine, stutzermäßige Tracht sämtlicher Comptoiristen oder Gehilfen ihn noch mehr überraschen. Alle waren schwarz gekleidet, als wollten sie nach geschlossenem Geschäft einen Ball der vornehmen Welt besuchen. Dieser Feinheit im äußern Auftreten entsprach auch ihr Benehmen gegen jeden Eintretenden. Lebensgewandtere, taktvollere junge

Geschäftsleute hatte Friedrich noch nie gesehen. Er mußte sogleich in einem der vorhandenen luxuriösen Lehnstühle Platz nehmen, und als er dem zuerst mit ihm Sprechenden Silbermann's Anweisung überreichte, richtete dieser die verfängliche Frage an ihn:

»Wünschen Sie Hamburger Grob Courant oder Thaler?«

Friedrich entschied sich für die ihm bekannten Thaler. Mit dem Hamburger Courant war er noch nicht recht vertraut. Nun folgte die zweite Frage, ob er Silber oder Papiergeld vorziehe.

»Es ist mir wirklich einerlei,« sagte er ausweichend, da ihm die Coursverhältnisse völlig unbekannt waren.

»So gebe ich Ihnen mit Ihrer Erlaubniß und weil Sie weniger davon belästigt werden, die Summe halb in Silber, halb in Preußischen Kassenanweisungen,« versetzte der gefällige Gehilfe des Wechslers, brachte ein paar Stapel glänzender Thaler, so neu, als wären sie eben direct aus der Münze gekommen, und legte daneben ein Paket Kassenanweisungen. Außerdem erhielt Friedrich noch einen beschriebenen Zettel mit der Agio-Berechnung und einige feine Doppelmarkstücke, die ihm bisher noch nicht zu Gesicht gekommen waren. Man ersuchte ihn, nachzuzählen, was unser Freund auch wenigstens mit den Thalerstücken und Kassenanweisungen that, bei dem Hamburger Courant aber wohlweislich unterließ, da er von dem Stande der Thaler zu Banco, welcher mit diesem Mehr ausgeglichen werden sollte, gar keinen Begriff hatte,

Der elegante Comptoirist oder welche Stellung der Herr im schwarzen Frack sonst etwa bekleidete, mochte wohl die Unkenntniß des jungen Fremden ahnen, denn er schielte lächelnd zur Seite, als Friedrich äußerst ungeschickt die Thalerstapel durchzählte, dann die Doppelmarkstücke offenbar aus Neugierde und ihres feinen Silbergehaltes wegen genau betrachtete, und endlich zuversichtlich die Richtigkeit der erhaltenen Summe bestätigte.

Erst in freier Luft ward ihm wieder wohl. Hier aber eilten seine Gedanken unwillkürlich zurück in das Cabinet Benjamin Silbermann's, und der kleine Banquier mit der klaren, hohen Stirn, der fein gebogenen Nase und den merkwürdig durchdringenden Augen, die eine seltene Herrschaft über Jeden ausübten, stand wieder leibhaftig vor ihm.

»Den Mann soll ich bei Baumfahl finden?« sprach er nachdenklich zu sich selbst. »Und Alfred will als schlesischer Pächter sich bei dem Rentier einführen, um sich und mich zu amüsiren? – Daraus kann in Ewigkeit nichts werden! Alfred muß erfahren, welch ein kluger Beobachter und feiner Menschenkenner an jenem Abende die Gesellschaft Baumfahl's mit zieren helfen soll.«

Friedrich ging vorerst nach Hause, um das erhobene Geld sicher zu verschließen; dann schlenderte er nach Giovanoly, um die neuesten Zeitungen zu durchblättern und Alfred, der vor dem Diner gewöhnlich auch in der berühmten Conditorei einsprach, daselbst zu erwarten.

ACHTES KAPITEL. IM DACHSTÜBCHEN.

Clara verließ mit dem letzten Schlage der Betglocke auf dem St. Jacobithurme ihr Lager. Sie hatte wenig geschlafen, denn das Röcheln ihres Vaters im angrenzenden Cabinet beunruhigte sie. Erst gegen Morgen verlor sich das schwere Athmen, ein nur zu sicheres Zeichen einer immer bedenklicher werdenden Brustkrankheit, und jetzt schlief er ganz still. Das junge Mädchen öffnete behutsam die nur angelehnte Thür des väterlichen Schlafzimmers, hielt schirmend ihre kleine Hand vor die Flamme der Sparlampe, daß die Finger rosig warm glimmerten, und betrachtete den Schlummernden. Die Gesichtszüge des Leidenden waren schlaff, die Wangen eingefallen. Das dünn gewordene weißliche Haar bedeckte zum Theil die intelligente Stirn. Unter den geschlossenen Lidern zuckten die Augäpfel und verriethen die große nervöse Reizbarkeit des armen Mannes, der von den Freuden des Lebens wenig genossen zu haben schien. Clara schüttelte traurig den Kopf und schlug dann wie hilferufend die schönen Augen zum Himmel auf.

Zu müssigem Grübeln blieb aber dem braven Kinde wenig Zeit. Clara mußte schaffen, damit, wenn der Vater erwache, das Zimmer durchwärmt sei und ein warmer Morgentrunck nicht fehle. Sie zog geräuschlos die Thür wieder an sich, entzündete schnell Feuer im Ofen und kleidete sich vollends an. Auch das braune weiche Haar, ihr schönster Schmuck, war bald geordnet. Sie hatte es im Griff und bedurfte nicht einmal eines Spiegels.

Erst, wenn sie die Scheitel schon glatt gestrichen und die vollen Flechten um den kleinen Hornkamm gelegt hatte, zog sie den Spiegel zu Rathe, um ein paar hellblaue Seidenbänder geschickt um die Flechten zu winden. Clara sah in diesem einfachen und billigen Kopfputz frisch und lieblich aus. Nun sah sie nach dem Wetter. Die Luft war klar, der Himmel voll blitzender Sterne. Es hatte stark gefroren, denn der Schnee knirschte unter den Rädern eines draußen auf der Straße vorüberfahrenden Wagens. Sonst war es noch rundum, in allen übrigen Wohnungen des Hofplatzes, still. Ein paarmal glaubte sie schreiende Stimmen zu hören, doch konnte dies auch Täuschung sein. Am Tage freilich war sie an derartige Töne gewöhnt, denn nicht alle Nachbarn lebten so still und friedlich nebeneinander, wie sie mit ihrem kränkelnden Vater. Da gab es oft Streit, Scheltworte und schlechte Redensarten, und mehr als einmal waren selbst Eheleute zu Thätlichkeiten unter sich übergegangen Clara aber und ihr Vater fragten weder nach den Streitenden, noch beehrten sie die Veranlassung dieses sich wiederholenden ehelichen Haders zu erfahren, was viele Andere weit mehr als ihre eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen schien.

Ehe das junge Mädchen sich an ihre Arbeit setzte, fegte sie das Zimmer, stäubte dann alle Mobilien sauber ab und machte auch bei dieser Arbeit nicht das leiseste Geräusch. Auf des Vaters Pult lagen mehrere große Handlungsbücher nebst einer Mappe, die er gestern Abend erst mit nach Hause gebracht hatte. Die Bücher interessirten Clara nicht, denn sie mußte, es waren kaufmännische

Rechnungen darin verzeichnet, deren Abschluß mildthätige Bekannte dem Vater anvertrauten. Von diesen Arbeiten wurden zwei Drittheile ihrer sehr genau eingetheilten Ausgaben bestritten. Für Herbeischaffung des noch fehlenden Drittheils sorgte sie selbst mit ihrer Hände Arbeit.

Die Mappe dagegen erregte Clara's Neugier. Leise versuchte sie einen Deckel derselben zu öffnen, um einen Blick hineinzuworfen, und doch unterließ sie es. Horchend schaute sie mit den frommen milden Augen rückwärts nach dem Schlafzimmer, als begehe sie ein Unrecht und könne sich damit den Vater erzürnen. Dann mußte sie über ihre kindische Bänglichkeit lächeln, die weißen Finger nestelten die Schleifen der Mappe auf, der Deckel ward zurückgeschlagen, und das neugierige Kind sah ein Heft schlecht geschriebener Noten vor sich liegen.

»Ach Gott, Noten!« sprach sie in recht traurigem Tone. »Wer mag dem guten Vater Das gethan haben! Nun ist mir sein gestriges Sinnen sehr erklärlich ... Darum auch schielte er wiederholt mit so merkwürdig verlangendem Sehnsuchtsblick nach der bestäubten Guitarre, ohne doch zu wagen, sie herabzunehmen ... Das ist mir gar nicht lieb, das bringt uns wieder zurück ... O dieses unglückselige Zurückgehen in die Vergangenheit! Meine Jugend wollte ich darum geben und ein verschrumpftes altes Mütterchen werden, wenn ich dem guten, braven Vater die Rückerinnerung aus der Seele reißen könnte!«

Seufzend schloß sie die Mappe, knüpfte die Schleifen wieder fest zu und trat zögernd an ihren Arbeitstisch.

Eben so zögernd öffnete sie eine Pappschachtel, schütete ihre in Arbeit begriffenen Blumen aus, und ordnete die einzelnen Blätter, Blüten und Stengel. Dabei blickte sie oftmals rückwärts, als beschäftige sie lebhaft ein Gedanke, dem sie sich doch nicht hinzugeben getraute. Nach mehrmaligem Umschauen setzte Clara aber doch zuletzt die Schachtel bei Seite und rief sich ermuthigend zu:

»Warum sollte ich es nicht thun? Es wäre ja möglich, daß ich dem Vater gerade eine unvermuthete Freude damit bereitete. Ich versuche es.«

Clara kehrte sich schnell um, stellte ganz leise einen Rohrstuhl an die Wand, hob ihr Kattunkleidchen auf, um sich beim Ersteigen des Stuhles nicht darauf zu treten, schwang den schlanken Körper elastisch empor und hob die seit vielen, vielen Monaten nicht mehr berührte Gitarre vom Nagel. Eine Wolke schwärzlichen Staubes fiel auf das Mädchen, auf des Vaters Pult und alle übrigen Gegenstände herab, und nöthigte dasselbe, nochmals mit dem Abstäuben zu beginnen, was ihr diesmal mehr Zeit wegnahm, als die erstmalige Säuberung.

Die Saiten des vernachlässigten Instrumentes hatten sich gelockert und klirrten beim Anschlagen. Clara versuchte die Wirbel zu drehen, was ihr auch gelang; dann begann sie das Instrument zu stimmen. Es wurde ihr ganz eigen zu Muthe, als der erste reine Ton aus den Saiten ihr entgegen hallte. Sie vergaß einen Augenblick lang den noch schlummernden Vater und griff mit leidlicher Sicherheit ein paar Accorde. Thränen der Rührung und der

Freude traten in ihre Augen. Wie oft hatte sie in früheren Tagen den Vater mit hingebender Liebe die Guitarre spielen hören, weil ihre milden Klänge die meistens trübe gestimmte Mutter erheiterten! Seit dem Tode derselben ruhte das Instrument, und wie schon bemerkt, hatte es die Eigenschaft, den kränkelnden Vater eher zu verstimmen, als zu erheitern. Clara erschrack vor ihrem gewagten Thun, als nach einem etwas zu starkem Griff in die Saiten der angeschlagene Accord lange nachzitterte. Eben erstieg sie abermals den Stuhl, um die Guitarre wieder aufzuhängen, als ein leises Husten ihr das Erwachen des Vaters verkündigte. Eiligst begab sie sich an ihren Arbeitstisch, nahm dann den bereits singenden Wasserkessel vom Ofen und bereitete den Thee. Bei dieser Beschäftigung fand sie der Vater.

»Guten Morgen, Kind,« sprach Adolph Landenberg, den Kuß der Tochter erwiedernd. »Wie kamst Du dazu, die Guitarre zu stimmen?«

»Hast Du mich doch gehört, Väterchen? O bitte, sei nicht böse!«

»Im Gegentheil, es ist mir lieb, daß wieder einmal ein prüfender Finger die nur zu lange vergessenen Saiten berührte. Aber was veranlaßte Dich dazu?«

Mit dem schalkhaftesten Lächeln und einem Blick voll tiefer Rührung gegenfragte Clara:

»Was veranlaßte wohl meinen guten Vater, ein ganzes Heft Noten mit nach Hause zu bringen? Notenschreiben ist jetzt keine Arbeit mehr für das liebe Väterchen.«

»Es geschieht auch nur ausnahmsweise,« versetzte Landenberg. »Es sind Compositionen eines jungen Mannes, der, wie man mir sagt, bedeutendes Talent besitzt und alsbald öffentlich hier auftreten will. Einen Theil seines Concertes sollen diese Variationen über das Goethe'sche Lied ›Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?‹ bilden. Mit dem Vortrage desselben hofft er Glück zu machen. Um sie einigen Kennern mitzutheilen, wünscht er möglichst schnell ein paar Abschriften der Partitur zu haben, und die erste zu machen bin ich ersucht worden.«

»Von dem jungen Componisten?«

»Wie wäre dies möglich! Ich kenne ihn ja nicht.«

»Aber wie kommst Du zu diesen Noten?«

»Durch einen Dritten, welchem der Componist die Partitur übergab. Es ist der Lohndiener Höflich, der mir unter der Hand früher manchen Verdienst zugewendet hat. Eigentlich freue ich mich über diesen Auftrag,« fuhr er fort, »denn abgesehen davon, daß ich mich schon lesend wieder einmal in eine musikalische Gedankenwelt vertiefen kann, hat mir Höflich auch versprochen, für das Concert des jungen Mannes zwei Freibillete zu besorgen. Da sollst Du auch einmal eine gute Musik hören. Ach, ich sehne mich recht nach Musik! Sie legt sich schmeichelnd, wie die Hand einer Geliebten, auf Herz und Seele, und flüstert uns mit melodischem Munde so viel Liebes, Tröstendes, Erhebendes zu, daß man alles Leid der Welt, alle Schmerzen der Gegenwart und Vergangenheit auf einige Zeit gänzlich vergißt. Freust Du Dich nicht auf

diese Stunden seltenen und eben darum gerade so hohen Genusses?«

»Du weißt es, Herzensvater,« erwiderte Clara. »Glaubtest Du doch früher, ich hätte selbst musikalisches Talent. Aber ich bin zugleich auch in Sorgen um Dich, daß die ungewohnte Aufregung Dir nachtheilig werden kann.«

»Angreifen wird sie mich, mein Kind, und ich werde einen oder ein paar Tage lang mit nervöser Abspannung zu kämpfen haben. Innerlich jedoch wird die Musik mich erquicken und geistig mich aufrichten. Darum wollen wir Gott danken, daß er uns diese Erfrischung für Geist und Herz unvermuthet gesendet hat.«

»Wie heißt denn der junge Componist?«

»Ich habe wahrhaftig vergessen zu fragen,« erwiderte Landenberg, »Du kannst es indeß erfahren, denn sein Name steht auf der Partitur.«

Clara hatte schon die Mappe ergriffen, die Bandschleifen gelöst und das Notenheft herausgenommen.

»Friedrich Vollton,« las sie. »Ein recht wohlklingender Name. Hast Du schon früher von ihm gehört?«

»Ich erinnere mich nicht, liebes Kind, doch das kann, wie Du weißt, den Ausschlag nicht geben. Mir entgeht schon seit Jahren gar Vieles, was in der Welt geschieht und was jeder Gebildete wohl wissen sollte. Der arbeitende Mensch ist leider weder Herr seiner Zeit noch seiner geistigen Bedürfnisse. Man pflegt den Körper, um ihn zu erhalten, und darüber müssen nicht selten die besten Menschen die Pflege des Geistes ein wenig versäumen. Darum haben diejenigen in gewisser Beziehung Recht,

die alle Kräfte anstrengen, um nur Geld, immer mehr Geld anzuhäufen. Ein Zeitalter, das in und mit Banco, wie unsere Börsenmatadore sagen, ausschließlich Geschäfte macht, kann nicht umhin, dies Banco als eine Art Welt-heiligen zu verehren. Daß mir dies Talent, ja aller Sinn für die Anbetung des goldenen Kalbes abgeht, hat mich in diese Dunkelheit zurückgedrängt.«

Ein hohles, röchelndes Husten unterbrach Landenberg's Rede. Clara reichte dem Vater eine Tasse Thee, das Notenheft, dessen kleine unleserliche Züge sie besonders zu interessiren schienen, noch immer in der Hand haltend.

»Da steht noch ein anderes Wort hinter dem Namen des jungen Componisten,« sprach sie. »Wie heißt das?«

Landenberg betrachtete das Heft. »Das heißt,« sagte er, »Vollton ist ein geborener Schlesier.«

»Das grenzt ja an Böhmen,« meinte Clara.

»Und seine Bevölkerung ist der deutsch-böhmischen nahe verwandt,« sagte der Vater. »Aber nun laß uns fleißig sein, Kind,« unterbrach Landenberg die Unterhaltung, als fürchte er durch sie auf Gegenstände geführt zu werden, die er zu berühren sich scheute. »Ich muß tüchtig schaffen in diesen Tagen. Das Notenheft erfordert ein richtig lesendes Auge und eine feste Hand. Ich denke, die Abschrift soll mir Genuß bereiten. Und da Herr Baumfahl letzthin im Ganzen doch recht gut gelaunt war und mir in seiner Art viel Freundliches gesagt hat, will ich sehen, ob ich ihm die Bücher ein paar Tage früher in Ordnung

bringen kann, als ich zugesagt. Er sieht es gern, wenn man recht pünktlich ist.«

Clara mußte dem Vater beistimmen. Sie legte also das Notenheft des ihr noch unbekanntes Componisten in die Mappe, lächelte dem Vater freundlich und bittend zugleich zu, zündete ihm die Schirmlampe an und nahm dann selbst wieder an ihrem Blumentische Platz. Das Gespräch zwischen Vater und Tochter schwieg. Man hörte bald nur noch das Geräusch der schnell geführten Feder in Landenberg's Hand und das leise Knistern der gefärbten Blumenblättchen, welche die geschickte Arbeiterin mit unermüdlicher Ausdauer behend zusammenfügte.

NEUNTES KAPITEL. EIN ALLVEREHRTER MANN.

Alfred war von den Mittheilungen seines Freundes ganz nachdenklich geworden. Der Plan, den er sich in heiterer Lebelust erbaut hatte, fiel Stück für Stück, wie ein Kartenhaus, in sich selbst zusammen, und er gab ihn auf, noch ehe er sich dessen genau bewußt geworden war.

»Wir sind doch ein paar Glückspilze,« sagte er, als Friedrich seine Erzählung beendigte. »Ein ganzes Rudel halbtoller Menschen in Bauernstiefeln und mit Nägelabsätzen kann um uns herumtrappeln, unter die Füße kriegen sie uns halt doch nicht. Das aber ist eben das ächte, unverfälschte Glück, das den Kopf immer hoch trägt, sich immer nach der Sonnenseite wendet und Allen lachend gerade in's Gesicht sieht. – Benjamin Silbermann! Ein Capital-Mensch in zwiefacher Beziehung, nämlich als

Mensch an sich, und als Mensch, der an Capitalen keinen Mangel leidet! Nein, Herzensjunge, den Pächter habe ich mir schon aus dem Sinne geschlagen. Der ist begraben mit all seinen tollen oberschlesischen Einfällen, was ohne Phrase sehr, sehr schade ist. Ludwig Devrient, wenn er zufällig nicht schon gestorben wäre, hätte als bloßer passiver Zuhörer etwas Rechtes von mir profitiren können. – Sehen aber muß ich Deinen curiosen Baumfahl dennoch, und da es mit der Kapuze nicht thunlich ist, halte ich es für klüger, wir treten ihm ohne Maske vor Augen. Silbermann kennt mich, wenigstens oberflächlich. Du nimmst mich mit als Schwärmer für die Kunst. Alles Andere überlasse mir, meiner Geistesgegenwart und, wie schon bemerkt, unserm beiderseitigen Gedeihen als Glückspilze.«

»Weißt Du,« erwiderte Friedrich, »daß mich dieser jüdische Banquier mehr interessirt als irgend ein anderer Mensch, den ich bis jetzt kennen gelernt habe?«

»Auch mehr als ich, Dein bester Freund?« warf Alfred ein.

»Du bist natürlich immer ausgenommen. Aber im Ernst Alfred, der Mann hat etwas eigenthümlich Gewinnendes. Ich fand, daß er, obwohl in mancher Aeüßerlichkeit ganz alttestamentlicher Jude, doch wieder nichts von jenem jüdischen Tick an sich hat, der uns Christen bald abstößt, bald zum Lachen reizt. Prophetisch möchte ich die Atmosphäre seines Wesens nicht nennen, und doch fühlt man sich ihm gegenüber so abhängig, so gebunden – so – so ganz klein und nichtig.«

»Natürlich,« versetzte Alfred in seiner scherzhaften Weise. »Es ist die Geldatmosphäre, welche den unermesslich reichen Benjamin Silbermann umfluthet. Du wirst durch diese ganz eigenthümliche Luftschicht, die man in jedem Banquiergeschäft antrifft, in Dein reines, lichtloses Nichts zurückgeschleudert, wo Du, ein besitzloses Wesen, nach Daseinsäther zappelst, wie ein Vogel unter einer Luftpumpe. Solltest Du dies nicht verstehen, so kann ich mich auch anders ausdrücken. Du hast den Hohenpriester des Gottes Banco gesehen, und beim Erblicken dieses allmächtigen Repräsentanten des Geistes der Erde ist Dir windelweich und armuthselig zu Muthe geworden. Das ist Alles.«

»Ganz Unrecht hast Du wohl nicht,« erwiderte Friedrich. »Geld imponirt immer und Jedermann, dennoch kann ich Dich versichern, daß ich beim Anblick dieses fein geformten Kopfes wirklich ganz und gar nicht an das Geld dachte, das Benjamin Silbermann in seinen Truhen verbirgt. Wäre er nicht selbst darauf gekommen, mir den Creditbrief abzuverlangen, ich würde ihn schwerlich in der ersten Viertelstunde ihm freiwillig präsentirt haben. Ich mußte, wie ich den kleinen Mann an seinem Schreibtische sitzen sah, unwillkürlich an die morgenländischen Weisen, deren geheime Kenntnisse das Mittelalter so hoch schätzte, denken, und bald kam mir der Banquier vor wie ein Zeitgenosse des großen Mendelssohn, bald gar wie der verkörperte Nathan.«

»Deine Einbildungen, liebster Freund, würden einen ganz allerliebsten Stoff zu einem kleinen geistreichen

Lustspiele geben, das etwa heißen möchte: So kann man sich irren! Herr Silbermann, dem man übrigens nur Gutes nachrühmen hört, bleibt ein für allemal doch weiter nichts, als ein sehr gut situirter Banquier. Wie Alle seines Stammes versteht er die Multiplication aus dem Grunde, und ich glaube wenigstens, daß ihm das Lesen eines Courszettels weit mehr Vergnügen, ja sogar mehr geistigen Genuß gewährt, als Mendelssohn's ›Phädon‹ und Lessing's ›Nathan‹. Vergiß nicht, daß er ein auserlesener Kenner der Banco-Religion ist, einer von jenen glücklichen Templeisen, die als treue Hüter und Wächter um diesen heiligen Gral der neuen Welt aufgestellt sind, den nicht Engelshände in ewiger Schwebе erhalten, sondern langfingerige, krummnäsige Verdammte, die sich der Teufel zu Säckelmeistern erkoren hat.«

»Wir wollen einstweilen unser Urtheil über meinen Banquier in der Schwebе lassen,« sagte Friedrich. »Künftigen Sonnabend treffen wir hoffentlich mit ihm zusammen, und dann wird es sich ja zeigen, ob Deine Ansicht oder die meinige mehr für sich hat.«

»Ich weiß es im Voraus,« sprach Alfred. »Lehre Du mich die Menschen nicht kennen! Das Einzige, was Deinen alttestamentarischen Prophetenkopf vor andern Spitzköpfen seines spitzigen Volkes auszeichnet, ist eine größere Dosis Schlauheit, die Natur ihm verliehen hat, und eine feinere Verstellungskunst, die er meisterhaft übt. Beides hat er dem Glück zu verdanken, das ihm schon frühzeitig mit der höchsten Gesellschaft, mit Adligen, Fürsten und Diplomaten zusammenführte. Mehr als

eine Staatsanleihe, die ganz nette Prozentchen abwarf, hat er vermitteln helfen, und darum ist er – bei Gott ein großer Mann!«

Alfred sprach die letzten Worte mit scharfem, jüdischen Accent und entsprechender Handbewegung, was Friedrich's Heiterkeit erregte. Das Gespräch über Silbermann war aber damit zu Ende.

Unser Freund, der inzwischen einige Besuche machte und, wenn es die Witterung gestattete, ziemlich viel promenirte, zog unter der Hand Erkundigungen ein über den reichen Banquier. Es war dies nicht schwierig, denn sein Name schwebte jeglichen Tag auf den Lippen zahlreicher Menschen, die seiner entweder bedurften, oder sich an seine Stelle wünschten. Der Eine wollte wie Silbermann leben, der Andere seine Reichthümer besitzen; ein Dritter begehrte des Banquiers Klugheit, einen Vierten würde es glücklich gemacht haben, seines Umganges mit Vornehmen und Großen der Erde sich rühmen zu können. Ein Fremder durfte sich daher nicht geniren, einer so oft genannten und, wie es schien, von Allen gekannten Persönlichkeit nachzuforschen, sei es auch nur, um seine eigenen Kenntnisse zu bereichern. Was Friedrich bei solchen Erkundigungen, die er in harmlose Fragen einzukleiden verstand, über den Banquier in Erfahrung brachte, widersprach den Behauptungen Alfred's. Zwar entpuppte sich kein Prophet, kein Weiser der alten Welt vor Friedrich's Augen, wohl aber stellte sich ihm der reiche Mann in durchaus günstigem Lichte dar. Man

nannte ihn mild, hilfreich, gerecht, einen Freund der Armen, einen Feind allen Wuchers. Daß er Jude war, kam gar nicht zur Sprache. Ueberhaupt schien man bei Beurtheilung dieses Mannes das religiöse Bekenntniß ganz bei Seite zu lassen. Man faßte ihn nur als Mensch gegenüber der Menschheit in's Auge, und schätzte ihn ab nach den Handlungen, die er im bürgerlichen Leben vollzog.

Dies Urtheil der Menge – und dafür konnte man es halten, weil es in den verschiedensten Rangclassen gleich lautete – beschäftigte Friedrich fast ausschließlich, wenn er allein war. Benjamin Silbermann wurde ihm mit jeder Stunde interessanter. Mit Verlangen sah er nun der Stunde entgegen, die ihn bei Baumfahl mit dem seltenen Manne zusammenführen sollte. Dort, in der Gesellschaft, fern von den beengenden Fesseln des Geschäftslebens, die jeden freien Geist mehr oder weniger binden und in andere Formen zwingen, mußte der Banquier in einem ganz anderen, viel reineren Lichte erscheinen. Die Goldatmosphäre, welche Alfred dem Geldmenschen andichtete, konnte ihn dann nicht mehr umnebeln. Ein unabhängiger Geist, ledig aller Schlacken, die das Hasten nach Gewinn aus der Erde aufwühlt, besaß er Freiheit genug, um nur er selbst zu sein.

»Sollte dieser ohne Frage ungewöhnliche Mann gerade weil er alle Schätze der Welt besitzt und gleichsam mit ihnen spielen kann, sie verachten?« fragte sich der grübelnde Virtuose. »Dann wäre der Reiche ja doch zu beneiden! Reichthum würde in diesem Falle das sicherste Mittel zu wahrer Bildung. Durch Gold vollbrächte sich die

Läuterung des Menschengenies auf Erden, Gold bildete die erste Schwelle zu den Stufen des Tempels, in dessen heiligem Raume der Genius aufgestellt ist als das Symbol edelster Geistesdurchbildung, der alle Menschen nachstreben sollen. Banco, dieser Geist der Erde, wie Alfred ihn nennt, verwandelte sich in der Hand eines solchen Menschen zu einem Bildner der Erdensöhne. Es käme nur auf die Kunst des Alchymisten an, ob das Gold eine Sprossenleiter werden sollte, die abwärts zum Fluche führte oder sich emporrichtete, um in die lichtumflossenen Wohnungen des Segens zu geleiten. Ja, so ist es,« rief er, aus seinem grübelnden Denken erwachend, aus, »so ist es! Gold an sich hat nicht mehr Werth, als ein Häufchen Asche, nur die Anwendung, die es gestattet, macht es so gehaltvoll. Es breitet sich aus über die Erde als eine Saat, gestreut von der Hand des Schöpfers, für alle Menschen, wenn es *dient*, und es verwandelt sich in eine Aerndte des Fluches, wenn der Mensch die Aehren, die aus der Saat entsprossen, abrupft, um anbetend vor ihnen niederzusinken! In der That, ich fange an zu begreifen, was Banco ist oder – setzte er ironisch lächelnd hinzu – was es sein könnte, denn die Bancoherren werden von meiner Auffassung desselben wohl schwerlich etwas wissen wollen, außer etwa Banquier Silbermann, der Freund aller Armen, der Feind alles Wuchers.«

Mit solchen Gedanken trug Friedrich sich stündlich. Er konnte sich ihrer selbst dann nicht entschlagen, wenn sie ihm lästig wurden, und er war in der That erfreut, als

der Sonnabend seinem stillen Grübeln ein Ziel zu setzen versprach.

ZEHNTES KAPITEL. BAUMFAHL'S GESELLSCHAFT.

Baumfahl hatte nichts versäumt, um seine Gäste würdig zu empfangen. Die Treppen waren mit Teppichen belegt, die Vorzimmer mit seltenen Gewächsen geschmückt. Um recht vornehm aufzutreten, waren beinahe zu viele Lampen aufgestellt worden. Das Gesellschaftszimmer, ein sehr schöner Raum, kostbar decorirt und voll prunkender Mobilien, zählte deren allein zwanzig. Nach Baumfahl's eigener Anordnung wurden auf Secretäre und Chiffonieren je zwei gestellt, eben so auf den Ofen. Zwei Consolen, welche für gewöhnlich Statuetten trugen, waren ebenfalls mit Lampen besetzt. Das Alles sah originell aus und frappirte bei dem Eintritt in den Salon, geschmackvoll aber war es nicht.

Vergnügt, eine so köstliche Erleuchtung durch seine Anordnung erzielt zu haben, rieb der reich gewordene Mann sich die Hände, nahm seine Gattin zärtlich am Arm und durchschritt mit ihr glücklich lächelnd die lichthellen Räume. Hinter dem zärtlichen Aelternpaare lief stelzenbeinig der junge Charles wie ein Pudel mit. Er war ganz modern gekleidet, sah aber in dieser Kleidung lächerlich komisch aus.

»Die sollen Augen machen!« sagte Baumfahl. »Ha, ha, ich weiß wohl, was modern ist und schön, denn ich bin sehr für die Kunst, und da ich mir vorgenommen habe, alle die Großprahler zu überbieten, so will ich sie auch

Alle zwingen, sich bewundernd umzuschauen! Ja,« setzte er abermals lachend hinzu, »auch Herr Silbermann wird sich gezwungen sehen, seinen Gleichmuth abzulegen, denn was er bei mir findet, sucht er in seinem Hôtel vergebens.«

Madame Baumfahl stimmte ihrem einsichtsvollen Gemahl durch eine kaum merkliche Bewegung ihres majestätischen Kopfes bei. Sie hatte die große Tugend, nie zu sprechen, wenn nicht die größte Nothwendigkeit vorhanden war.

Vieles Reden hielt sie für gemein, deshalb hüllte sie sich am liebsten in tiefes Schweigen. Wer jedoch die geldreiche Frau genauer kannte, der wußte, daß sie durch geistige Vorzüge sich in keiner Weise auszeichnete. Es gab sehr wenige Gegenstände, über welche sie sprechen konnte, ohne sich arge Blößen zu geben. Darum blieb sie vornehm still, was Vielen imponirte.

Desto mehr sprach Baumfahl selbst. Er freute sich schon Voraus des Eindrucks, den, seiner Meinung nach, die getroffenen Anordnungen unbedingt machen mußten, und gab noch fortwährend seinen Dienern Befehle und Winke, wie sie die Gäste zu behandeln, wie sie später bei Tafel und vorher beim Spiel sich zu benehmen hätten.

»Merkt's Euch, blöde unerfahrene Menschen,« schloß er derartige Mahnungen. »Das muß man kennen, sonst blamirt man sich! Ha, leben kann freilich Jeder, aber vornehm leben ist eine Kunst, die gelernt sein will. Ich bin überall sehr für die Kunst. –«

Friedrich Vollton wäre jedenfalls von allen Gästen der Erste gewesen, hätte sein erfahrener Freund ihn nicht von so frühem Kommen zurückgehalten. Punkt Dreiviertel auf acht Uhr trat er in Alfred's Zimmer, um, wie verabredet worden, diesen abzuholen. Zu seinem Erstaunen fand er den dramatischen Künstler noch im Schlafrock am Fortepiano. Alfred phantasirte gerade und begrüßte den Freund daher nur mit freundlichem Zuwink, ohne sich zu unterbrechen.

»Aber mein Gott, es ist höchste Zeit, daß wir aufbrechen,« sagte Friedrich. »Um acht Uhr sind wir geladen und jetzt fehlen noch zwölf oder dreizehn Minuten am Schläge.«

Alfred lachte und verlor in Folge davon den Faden seines Themas.

»O Du Götterkind kleinbürgerlichen Lebens,« rief er aus, »also auch das weißt Du noch nicht? Aber freilich,« fuhr er mit gutmüthiger Ironie fort, »es herrscht ja in Oberschlesien und dort herum die patriarchalisch-schöne Sitte, daß man bei einem Besuche um fünf Uhr bereits Thee trinkt, um sieben Uhr spätestens zu Abend speist, und wenn es hoch kommt, fünf Minuten nach neun Uhr in die Federn kriecht. Da hat man allerdings große Ursache, pünktlich zu sein. Die nordische Welt, lieber Freund, ist anders geartet. Sie kehrt, ihres freien Willens sich bewußt, die Verhältnisse um und stellt, just weil sie ihren Verstand zu brauchen sich für verpflichtet hält, die Dinge am liebsten auf den Kopf. Der Mensch von Bildung geht deshalb auch immer wenigstens eine Stunde später

in Gesellschaft, als er zu gehen laut Einladung ein Recht hat. Er thut dies theils aus Höflichkeit und Rücksicht gegen den Einladenden, theils aus Bequemlichkeit und Liebe zu sich selbst, theils endlich aus Widerstandslust oder Kampfsinn, der nach Dr. Scheve, dem berühmten Phrenologen, hinter den Ohren liegt, weshalb man von einem obstinaten, eigenwilligen Menschen auch sagt, er hat es faustdick hinter den Ohren. Daraus folgt denn, um ›das arme Wort nicht todt zu hetzen‹, daß uns noch eine volle Stunde Zeit verbleibt. Ergo – rauchen wir vorerst noch eine Cigarre zusammen! Aechtes Kraut, sag' ich Dir, *prima sorte!* Zuneigungs- und Dankbarkeitsgeschenk eines wahrhaften Kunstfreundes! Er nimmt allemal drei Parquetplätze, wenn ich auftrete, und das verdient Anerkennung. Also bringe ihm zu Ehren ein duftendes Dampfopfer. Eine Rolle Kremnitzer wäre mir freilich noch lieber und ihm nicht sehr fühlbar gewesen, denn der Racker hat Geld, nur ist er halt gar zu gescheidt!«

Friedrich mußte sich fügen. Behaglich machte nun Alfred sorgfältige Toilette, wobei er den Freund fortwährend unterhielt und ihm nebenbei eine Menge gesellschaftlicher Verhaltensregeln gab. Dieser hörte halb ärgerlich zu. Es kann ihm bei der Toilette des Freundes Manches zu Gesicht, was er nicht kannte, um jedoch nicht Anlaß zu geben zu weiteren Erörterungen des Redseligen, stellte er sich, als sähe er es nicht. Nur als Alfred zu allerletzt eine Nägelfeile hervorholte und mittelst dieses Instrumentes sich die wohlgepflegten Nägel zu runden begann, konnte er nicht länger an sich halten.

»Bist doch ein wahrer Modeknecht!« sagte er vorwurfsvoll. »Wie kann man als vernünftiges, denkendes Wesen sich von solchen Firlefanzerien abhängig machen!«

»Immer moquire Dich, guter Junge, die Welt und ihre Sitten werden Dir zu Liebe nicht anders,« erwiderte Alfred. »Uebrigens muß ich bemerken, daß Du vollkommen im Irrthum bist, wenn Du meinst, die Pflege der Fingernägel sei etwas Unwichtiges oder gar Unnöthiges. Der Nagel ist das sichtbare, Jedem in die Augen fallende Wappen des wahren Culturmenschen, des Menschen der höher gesitteten, feiner geschulten, vom Geist des Jahrhunderts lebenden Welt. Es ist ein unermeßlicher Unterschied zwischen einem Menschen mit wohlgeformten, rosig schimmernden, fleckenlosen Fingernägeln, und einem haarstruppigen Burschen, dessen Hände Thierklauen ähnlich sehen. Jener repräsentirt die Essenz der allerfeinsten Menschensubstanz, dieser den trüben, schmutzigen Bodensatz derselben. Ich könnte dies Thema noch vielfach anders variiren, aber ich denke, das Gesagte wird genügen, um Dir mehr Respect vor Dem einzuimpfen, was Du in philosophischem Dünkel Modethorheit nennst. Und nun bin ich fertig. Wenn es jetzt beliebt – die Uhr schlägt eben neun – wollen wir selbender die Wunderhallen Deines Originalen betreten.«

Die Freunde fanden bei ihrer Ankunft in Baumfahl's Hause die größere Anzahl der Gäste des reichen Mannes bereits versammelt. Baumfahl, sorgfältig, nur etwas zu stutzermäßig gekleidet, was zu seinen Manieren nicht recht paßte, begrüßte Friedrich Vollton leutselig und

stellte ihn als berühmten Künstler vor. Alfred traf gleichzeitig ein mißtrauischer Blick, der jedoch sofort einem ungemein freundlichen wich, als Friedrich ihn seinen intimsten Freund nannte mit dem Bemerkten, der Wunsch des Herrn Drollig, einen so großen Verehrer und Mäcen der Kunst persönlich kennen zu lernen, habe ihn veranlaßt, seinen Freund mitzubringen.

»Sehr willkommen, sehr willkommen!« sagte Baumfahl, Alfred derb die Hand schüttelnd. »O ja, ich bin sehr für die Kunst, aber nur für das Wahre, das Große! Ich lasse mich's gern' was kosten, Gott Lob, ich kann es. Da sollen Sie nachher 'was sehen, Herr Poltrig –«

»Drollig, wenn Sie erlauben.«

»Also Herr Drollig,« fuhr Baumfahl fort. »Sind Sie Kenner von Gemälden?«

»Ich bewundere überall das Schöne.«

»O, Sie werden sich verwundern, Herr Drollig! Magnifique Gemälde habe ich, eine ganze Wand voll, Kopf- und Kniestücke, nach Jedermanns Geschmack und Belieben. Kosten mich ein Heidengeld, aber dafür sehen sie auch nach 'was aus. Funkelnagelneu, sag' ich Ihnen, sind sie alle; als kämen sie direct aus der Werkstatt!«

Alfred trat seinem Freunde so heftig auf die Zehen, daß dieser vor Schmerz ein grimmiges Gesicht schnitt.

»Ich bin in der That höchst begierig auf einen so seltenen Genuß,« versetzte der dramatische Künstler, sich Gewalt anthuend, um ernsthaft zu bleiben. »Im Anschauen

von Kunstgegenständen vergesse ich alle übrigen Genüsse, besonders die rein materiellen, diese grobe Nothkrücke zur Aufrechterhaltung des thierischen Theiles am Menschen.«

Baumfahl zog seine starken, schwarzen Augenbrauen dergestalt zusammen, daß sie einen spitzen Winkel bildeten, erwiederte aber kein Wort auf diese letzte Bemerkung, wahrscheinlich weil sie ihm unverständlich blieb. Die Ankunft einiger neuer Gäste nöthigte ihn, sich diesen zuzuwenden.

»Altes Haus,« flüsterte Alfred seinem Freunde zu, diesen mit sich nach der entgegengesetzten Seite des Salons ziehend, »das ist ja ein urweltliches, vorsündfluthliches Kameel von wunderbarer Pracht! Nagelneue Gemälde! Ich glaube, er schätzt Gemälde wie Münzen ab, von denen die weniger abgegriffenen muthmaßlich den meisten Metallgehalt haben! Ich merke schon, dieser Abend wird Epoche machen in meinem Leben. Ich werde ihm ein Denkmal setzen in meiner Erinnerung. Funkelnagelneue Kopf- und Kniestücke!«

»Ah, Herr Benjamin Silbermann! sprach jetzt Baumfahl mit starker Stimme, wahrscheinlich, um all seine übrigen Gäste von der Ankunft dieses wichtigen Mannes sogleich in Kenntniß zu setzen. »Sie erweisen mir eine unschätzbare, ja, ja, eine wirklich ganz unschätzbare Ehre! Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Unbekannte vorstelle.«

Und nun begann Baumfahl mit dem Banquier einen Rundgang durch den Salon, um diejenigen Persönlichkeiten, welche seiner Voraussetzung nach mit Silbermann nie in Berührung gekommen sein konnten, diesem zu nennen. Der Banquier ließ sich dies gutmüthig gefallen. Friedrich reichte er die Hand, ebenso dessen Freunde, den er scherzhaft einen guten alten Bekannten nannte. Das verdroß Baumfahl.

»O,« sagte er, in seinen gewohnten, halb lachenden Sprechton fallend, also Sie machen auch in Kunst? Wußte das nicht, Herr Silbermann, aber freut mich aufrichtig. Ha, ha, Herr Drollig ist ein guter alter Bekannter von Ihnen!«

»Gewiß, Herr Baumfahl,« fiel Alfred ein, »der Herr Banquier Silbermann und ich sind sogar Collegen, denn ich mache zuweilen, wenn ich gerade recht gut bei Laune bin, auch in seinem Geschäft.«

»Und zwar mit vielem, mit beneidenswerthem Glücke, was ich von mir nicht immer behaupten kann,« sagte Silbermann sehr heiter. »Und eben darum sind Sie mir ein so lieber, guter Bekannter.«

Baumfahl begriff diese Gesprächswendung nicht. Da er nie ein Theater besuchte, ausgenommen, wenn große Ballette gegeben wurden, so war ihm die Wirksamkeit Alfred's auf den Brettern völlig unbekannt. Kopfschüttelnd wandte er sich ab mit einer Handbewegung, über deren Bedeutung Niemand in Zweifel bleiben konnte.

»Ueberspannte Menschen,« murmelte er leise in sich hinein. »Muß aufpassen und vorsichtig sein. Kunststückemacher Drollig ein College von dem Millionär Silbermann! Es ist zu spaßhaft!«

Die Gesellschaft des reich gewordenen Mannes unterhielt sich lebhaft und auffallend laut. Das Gespräch Aller berührte nur Geschäftsgegenstände. Eine ideelle Frage ward weder aufgeworfen noch weiter durchgesprochen. Man hätte glauben können, für die hier Versammelten gebe es überhaupt gar nichts Ideales. Alfred fiel dies nicht auf. Friedrich aber ward davon unangenehm berührt.

»Ob wir Männer wohl ganz allein bleiben?« sagte er zu dem Freunde. »Ich fürchte, dann sterben wir vor Langeweile oder wir müssen mit den Andern aus purer Verzweiflung spielen.«

»Das wollen wir auch,« versetzte Alfred. »Außer der sehr reich gekleideten Dame vom Hause werden uns für heute Damen wohl schwerlich zu Gesicht kommen. Baumfahl will es blos mit der höhern Intelligenz männlicher Capacitäten zu thun haben. Suchen wir also von diesen zu profitiren, so viel wir können.«

Friedrich setzte sich verstimmt in eine Ecke und zählte die Lampen, deren wunderliche Vertheilung ihm jetzt erst auffiel. Alfred war neugieriger und mischte sich unter den Kreis der Männer, der sich wie ein Kreisel langsam auf- und abbewegte. Er verstand, wie er offen zugab, gar nichts von Geschäften, gerade deshalb hörte er gern zu, theils, um etwas zu erschnappen, theils, um für seine Kunst Gewinn daraus zu ziehen, und so erlustigten ihn

denn die Gespräche der Baumfahl'schen Gäste in seltenster Weise. Endlich waren die Spieltische aufgeschlagen und Baumfahl forderte die Herren auf, sich zu placiren.

Friedrich seufzte, als er sah, wie jeder Einzelne behaglich seinen Partner sich suchte, eine Handvoll Thalerstücke vor sich hinstellte und mit einem Gesichtsausdruck Platz nahm, als habe man Lust, die halbe Nacht nicht wieder aufzustehen. Ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, erschrack er fast über die unerwartete Anrede Silbermann's, der, von Alfred begleitet, neben ihm stand.

»Ich hoffe, Herr Vollton,« sagte der Banquier mit freundlichem Lächeln, »Sie werden mir erlauben, für Sie sorgen zu dürfen. Als Fremder kennen Sie unsere Usancen nicht. Das kann Anstoß geben, weil nicht Alle gleich human oder rücksichtsvoll sind. Die Gesellschaft hat sich bereits arrangirt, nur wir Drei sind noch übrig. Bilden wir also einen Club für uns. *Tres* – ja, wie heißt doch gleich der alte Spruch –«

»*Tres faciunt collegium,*« sagte Alfred pathetisch, während Friedrich verlegen aufstand und in der Erwartung eines neuen über seinem Haupte aufsteigenden Wetters ein glühendes Erröthen fühlte.

»Ich kann unmöglich spielen, Herr Silbermann,« stotterte er.

»Mit mir können Sie es,« sagte der Banquier freundlich wie vorher. »Sie sind nicht der Erste, der es *bei* mir und *von* mir gelernt hat. Lassen Sie sich nur unterrichten, und glauben Sie mir, die Zeit soll Ihnen schneller vergehen, als Sie es wünschen. Dort in der Ecke der Tisch scheint

für uns Drei besonders hingestellt zu sein. Keiner der Uebrigen sieht nach ihm, wir sind also ganz unter uns, ganz privatim. Auch wird uns von allen jenen Herren Niemand stören, denn der rechte Spieler sieht und hört nichts. Für ihn liegt während des Spiels die ganze Welt mit all ihren Freuden, Leiden und Schmerzen nur in den Karten, die er wie die Speichen eines Glücksrades durch die Finger gleiten läßt.«

Friedrich verstand vollkommen die freundliche Aufmerksamkeit, welche in dieser Aufforderung lag, und er schätzte diese um so höher, je weniger ja der allmächtige Banquier ihm, dem unbedeutenden Fremdlinge, verpflichtet war. Oder hatte er diese Aufmerksamkeit Silbermann's seinem Freunde zu verdanken? Alfred sah so spitzbübisch klug drein, daß er es ebenso gut glauben, als nicht glauben konnte. Die winkende Hand des milden alten Herrn ließ ihm keine Zeit. Er mußte ihm gehorchen, wollte er nicht unhöflich erscheinen und sich dem Verdachte aussetzen, daß er ganz ohne Lebensart sei. Der Banquier mischte die Karten, ließ abheben und streckte Jedem die schimmernden Blätter mit so graziöser Leichtigkeit zu, als habe er sich mit besonderer Vorliebe auf die Kunst gelegt. Friedrich nahm die Blätter auf, ohne wissen, welches Spiel man spielen wollte. Der Angstschweiß trat in großen Tropfen auf seine Stirn, denn auch die französischen Karten waren ihm nicht recht geläufig. Er hatte sie wohl oft gesehen, nie jedoch damit gespielt. Mit zitternden Händen wühlte er in den vielen ihn vollends verwirrenden Blättern, und sein Auge heftete sich bittend

auf den Freund, der in rosigster Stimmung sein Spiel ordnete.

»Sie kennen doch Whist?« sagte Silbermann.

»Ja wohl – das heißt: ich habe es einigemal spielen sehen,« stotterte Friedrich immer verwirrter.

»Das genügt freilich nicht,« erwiderte der Banquier, »indeß, da Sie unter Freunden sind, soll es Ihnen auch nicht zum Nachtheil gereichen. Sie werden heute das Whistspiel mit dem Strohmann lernen.«

»Ich fürchte nur, Ihre Geduld wird sich an meiner Ungeschicklichkeit aufreiben.«

»Man ist schon auf dem Wege zum Bessern, wenn man seine Fehler und Unvollkommenheiten einsieht,« versetzte Silbermann. »Als Künstler müssen Sie *mit* und *von* der Gesellschaft leben, junger Freund,« fuhr er fort. »Es bleibt Ihnen demnach kaum etwas. Anderes übrig, als die Annahme der Gewohnheiten dieser Gesellschaft, welche, ich gebe es zu, von kleinen Schwächen und Thorheiten nicht ganz frei ist. Ein Mann der Gesellschaft kann des Kartenspieles nicht entbehren. Es ist ein Ersatz für den im Gespräch oder im Leben verflüchtigten Geist, und nebenbei ein vortreffliches Mittel seine Nebenmenschen prüfen und kennen zu lernen. Auch dürfen Sie nicht fürchten, etwas Unwürdiges zu thun. Wer den Spieltrieb ausbildet, fördert seine eigene Bildung als Individuum. Ist doch unser ganzes Leben nur ein Spiel, wenn Sie wollen, ein Kartenspiel. Das Schicksal mischt die Karten, die Hand des nie tastenden Glückes hebt ab, und jene unsichtbare Macht, die wir Bestimmung, Prädestination oder wie

Sie sonst wollen, nennen, gibt sie aus: Warum also sollen wir im Kleinen, zur bloßen Unterhaltung nicht thun, wozu das Leben uns Tag für Tag mit unnachsichtiger Strenge zwingt?«

Silbermann sprach dies Alles so leicht, mit so milder Stimme aus, daß Friedrich den merkwürdigen Mann sinnend anblicken mußte. Der schöne Kopf, das edle Profil des Banquiers, das nur im lebhaften Gespräch auf Momente seine jüdische Abstammung verrieth, gemahnten ihn wieder an Nathan, und die Angst, die ihn beschlichen hatte, verlor sich nach und nach. Alfred machte ihn mit den Regeln des Spieles bekannt und die Partie begann.

An den übrigen Spieltischen hörte man selten ein lautes Wort, noch seltener einen ganzen Satz. Die Leute saßen beisammen und betrieben das, was zerstreuende Erheiterung hätte sein sollen, wie eine schwere Arbeit. Es war ein Geschäft, das man nach gegenseitigem Abkommen einging und aus dem man Gewinn ziehen wollte.

»Das muß man kennen!« rief jetzt Baumfahl in triumphirendem Tone, ein Kartenblatt klatschend auf den Tisch werfend. »Ich mache diesmal vierzig Mark Banco. Ha, ha!«

Friedrich kehrte sich um. Er dachte an seine Baarschaft und erschrack auf's Neue, als er sich sagen mußte, daß er kaum die Hälfte der eben gehörten Summe bei sich trug. Ihm bangte vor der Abrechnung.

»Es scheint, man kann bei diesem Spiel viel verlieren,« sagte er schüchtern.

»Du nicht, mein Schatz,« erwiderte Alfred. »Zwar spielst Du schlecht, aber Du hast Glück und bekommst lauter Treffer. Wenn Dir Fortuna treu bleibt, sind wir die Gerupften.«

Silbermann lächelte sehr fein. »Das Glück ist eine galante Dame,« sprach er. »Sie verschwendet an Neulinge, die sich ihr nahen, immer die huldvollsten Gunstbezeugungen, die Tugend der Treue ist nur leider nicht bei ihr zu finden.«

Man spielte weiter mit abwechselndem Glück. Friedrich gewann ohne sein Zuthun. Es unterhielt den Banquier, den jungen Virtuosen gewinnen zu lassen, da er wohl bemerken konnte, daß dies Glück den Unerfahrenen erregte, seine Aufmerksamkeit weckte und eine leidenschaftliche Wärme in ihm erzeugte. Schon nach einer Stunde achtete er fast gar nicht mehr auf die Ausrufe und abgebrochenen Sätze der übrigen Spieler. Er sah nur auf seine Karten, forderte und gab mit Dreistigkeit zu, wagte, ohne es zu wissen, und gewann sehr häufig.

»Schade,« sagte Silbermann, als die letzte Partie begann, »Sie hätten zu unserer Fahne schwören sollen. Bei Ihrem Glück, Ihrem instinktartigen Takt, immer das Richtige zu errathen, würden Sie nach kurzer Uebung die Börse beherrscht haben.«

»Ich verstehe nur leider wenig vom Rechnen,« erwiderte Friedrich obenhin, seine Karten musternd und ordnend.

»Hätten Sie gelernt, wie Sie das Kartenspiel lernen,« meinte der Banquier. »Die Kenntniß der Arithmetik allein

machte nicht den glücklichen Speculanten. Das thut weit mehr der Takt und sein Zwillingsbruder, der kaufmännische Esprit.«

»Also auch der Kaufmann muß den Esprit in Ehren halten?« warf Friedrich ein. »Ich glaubte immer Leute vom Metier des Apollo hätten mit diesem undefinirbaren Dinge ganz allein zu thun.«

»Eine irrthümliche Auffassung der Welt und Verhältnisse,« erwiederte Silbermann. »Geben Sie Acht, jetzt will ich mit kaufmännischem Esprit spielen, bisher spielte ich als Gentleman, d. h. rücksichtsvoll. Sie sollen, wenn Sie nicht ein ganz besonderer Liebling des Glücks sind, von jetzt an keinen Point mehr gewinnen.«

Friedrich ließ diese Warnung sich gesagt sein. Er spielte vorsichtig, berechnend, aber ohne allen Esprit. Weil er gar nicht wagte, verließ ihn das Glück. Silbmann's Voraussagung traf buchstäblich ein, er gewann keinen einzigen Point. Als man am Schlusse abrechnete, fiel ihm dennoch ein unerwartet großer Gewinnantheil zu, den er einzustreichen sich zu weigern Miene machte. Ein gebieterischer Blick Alfred's machte ihn jedoch dreist und bewahrte ihn vor einer neuen Lächerlichkeit.

Silbermann steckte jetzt beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider, nahm eine hochfahrende Miene an und trat zu den Uebrigen, die wieder in oblongem Halbkreise den Salon erfüllten. Er sah gar nicht mehr intelligent aus. Arroganz, angemessener Geldstolz, Verachtung aller ihm Nichtgleichgestellten schienen auf seiner runzelvollen Stirn zu thronen. Man sprach von Coursen, von

Differenzen, welche nächsten Ultimo in gewissen Papieren zu bezahlen sein sollten, und machte einige Personen namhaft, deren ferneres Gutsein Mancher bezweifelte. Baumfahl, der kurze Zeit den Salon verlassen hatte, kam zurück und forschte eifrig nach dem Thema der Unterhaltung. Silbermann kehrte sich auf dem Absatze um und sagte:

»Ich theile ganz Ihre Ansicht, Herr Baumfahl. Wie Sie, habe ich die Aktien, nach welchen Sie sich letzthin erkundigten, verkauft. Mein Gewinn beträgt jetzt einige zwanzig Procent.«

»Natürlich, mußte ja so kommen,« versetzte Baumfahl mit überlegener Klugheitsmiene. »Gebrüder Sonderling wollten klüger sein und kauften in Menge. Ha, ha, nun sitzen sie drin in werthlosen Papieren bis über die Ohren, und wolleit sie sich halten, was bleibt ihnen übrig?«

»Sonderling's haben reiche Mittel,« fiel Einer von der Gesellschaft ein. »Man wird ihnen einen billigen Credit nicht verweigern.«

Silbermann wiegte bedenklich den Kopf, klimperte mit dem Geldein seinen Taschen und sagte nur: »Hm! hm!«

Die Uebrigen sahen einander schweigend, mit fast stieren Augen an. Man konnte sie Alle für Automaten halten, so gleichmäßig waren ihre Bewegungen, so stereotyp der Ausdruck ihrer Gesichter. Ein Eingeweihter mußte fühlen, daß hier das gedehnte: »Hm, hm!« des geldmächtigen Banquier den Stab gebrochen hatte über dem Haupte einer bedeutenden Firma.

Baumfahl's Antlitz, bisher von Freude geröthet, ward grau. Er drängte sich an Silbermann, faßte dessen Arm und sprach, ihn nach der Thür des anstoßenden Speisesaales fortführend, leise einige Worte mit ihm. Silbermann antwortete mit einem kurzen »Nein!«

»Gewiß?« fragte Baumfahl dringend. »Ich bin stark engagirt.«

»Sie haben meine Antwort.«

»Ich danke Ihnen, aber ich werde vorsichtig sein.«

»Um so mehr schätze ich Sie.«

»Was halten Sie von meinem jungen Gast?« fragte er plötzlich ablenkend, da er bemerkte, daß sich mehrere der Herren ihnen näherten. »Noch etwas unerfahren, wie? aber doch nicht übel. Werden Sie unterzeichnen?«

»Ohne Frage. Er besitzt Anlage und verdient unterstützt zu werden.«

»Was für eine Art Mensch ist nun aber eigentlich der Andere, den Herr Vollton mitgebracht hat?«

»Ein Temperamentsmensch,« sagte der Banquier. »Vor ihm muß man sich hüten. Er nimmt gern etwas mit, um es prahlend vor allen Leuten als sein Eigenthum wieder zu verausgaben.«

»Was Sie sagen –«

»Ist wahr,« fiel Silbermann lachend dem Staunenden in die Rede. »Bei alledem ist Herr Drollig der ehrlichste Mensch von der Welt. Er plündert nur unsere Herzen und Nieren, und gerade das, was sich in diesen Ueberflüssiges, Unbrauchbares, Schlackenhaftes angesetzt hat, das

bricht er unbemerkt los und treibt auf sein eigenes Risiko Handel damit.«

»Sehr unreelles Geschäft das!« sagte mit höhnisch aufgeworfener Lippe der wieder beruhigte Baumfahl. »Möchte nicht sein Compagnon sein. Fürchte, bräche über Nacht zusammen! Ich nenne das oberfaul, Herr Silbermann. Geht er denn an der Börse?«

»Alle Tage! haben Sie ihn da noch nie bemerkt? Er ist immer einer der Ersten, der von der Nordseite hinein und auf der Südseite wieder hinausgeht. Ein heilloser Capital-Pfiffikus!«

»Das Erste, was ich höre!« sagte Baumfahl. »Ha, ha, ich werde von jetzt an aufpassen! Aber lassen wir nun die Geschäfte gänzlich ruhen. Die Tafel ist angerichtet. Meine Herren, wenn es gefällig ist, wollen wir ›an der Tafel‹ gehen. Bitte fürlieb zu nehmen. Ein kleines Souper nur unter Herren. Meine Damenbekanntschaft ist nicht ausgebreitet. Hoffe, sind deshalb doch nicht weniger vergnügt. – Herr Vollton – Herr Drollig – wie und wo's beliebt! Werden jetzt Gelegenheit finden, sich an meinen Kunstschätzen zu ergötzen. Da öffnen sich die Pforten zu ›meine‹ Gemäldegallerie. Lauter Originalstücke, neu, ganz neu, und sehr theuer! O, Sie können es nicht glauben, wie sehr ich für die Kunst bin!«

Man speiste vortrefflich, und das Lob, das Alle einstimmig Küche und Keller spendeten, war ein wohlverdientes. Während der Tafel erst ward die Gesellschaft heiter

und gesprächig. Mancher, der bisher mehr gehört als gesprochen hatte, gab jetzt lustige Einfälle, spaßhafte Anekdoten zum Besten. Andere gefielen sich darin, einander gegenseitig aufzuziehen, worüber die Nichtbetheiligten herzlich lachten. Geist ward bei dieser Art der Unterhaltung nicht viel consumirt. Es war ein bloßes Getändel mit leeren Worten, bisweilen mit Zweideutigkeiten. Baumfahl selbst zeigte sich hier ganz in seinem Elemente. Er machte Scherze, die ein empfindlicher Mensch leicht für schwere Beleidigungen hätte halten können. Je derber aber dies Scherzspiel mit Worten sich gestaltete, desto ausgelassener ward die Gesellschaft, bis Alle in einem Meer von irdischer Glückseligkeit schwammen.

Nur die beiden Freunde und Banquier Silbermann nahmen keinen Theil an dieser Unterhaltung. Silbermann warf wohl dann und wann eine Bemerkung dazwischen, die, hätte man sie richtig verstanden, die laut Sprechenden veranlaßt haben würde, in sich zu gehen. Allein auf diese spitzigen Einwürfe, die in wenigen Worten eine ätzende Kritik dieser Art geselliger Tischgespräche enthielten, achteten die Verehrer des allergrößten Materialismus nicht.

Unter diesen Umständen konnten Alfred und Friedrich recht ungestört Beobachtungen anstellen und ihre Menschenkenntniß bereichern. Alfred, welcher das beneidenswerthe Talent besaß, aus jedem Vorfall Honig zu saugen und sich immer geistig zu unterhalten, war ganz zufrieden gestellt. Es öffnete sich ihm eine neue Welt, die ihn schon darum fesselte, weil sie eine ganz andere

Physiognomie zeigte, als jene, mit der er täglich in Berührung kam. Friedrich dagegen fühlte sich wiederholt tief verletzt. Seine noch unverdorbene Natur, sein zart besaitetes Gemüth erzitterten wie eine Sinnpflanze vor jeder rauhen Berührung. Scherzworte, die nicht von Grazien umspielt waren, schmerzten ihn. Er kam sich vor wie ein harmloser friedlicher Wanderer, der plötzlich in einen Knäuel ringender Menschen geräth, mit diesem verflochten wird, und nun von allen Seiten Schläge und Püffe empfängt, deren er sich auf keine Weise zu erwehren vermag. Darum schlichen ihm die Stunden träg dahin, während Alfred die Zeit zu eilig verflog. Er athmete erst wieder auf, als man die Stühle rückte und ob der irdischen Pflege seines Körpers sich mit weinglänzenden Augen beglückwünschte.

In dieser Stimmung nahm in Folge einer lauten Aufforderung des Hausherrn die ganze Gesellschaft die Gemälde in Augenschein, welche fast zwei Wände des Zimmers von oben bis unten bedeckten. Es fanden sich hier Landschaften, Seebilder, Portraits, Genrebilder und sogar historische Gemälde vor, ein Kenner sah jedoch auf den ersten Blick, daß nicht ein einziges Kunstwerk die Gallerie schmückte. Es waren lauter meistentheils höchst mittelmäßige Copien, deren Farbenglanz Baumfahl bestochen hatte.

Nothgedrungen mußten aber die Freunde, an welche sich jetzt der glückliche Reiche vorzugsweise wandte, doch in das Urtheil der Uebrigen mit einstimmen, und

da, wo es nur zu tadeln gab, in enthusiastische Bewunderungslaute ausbrechen. Auch dies fiel Friedrich entsetzlich schwer, während Alfred Thränen der Freude vergoß wenn er irgend eine recht glänzend ausgestaffirte Pfuschelei zu höchster Befriedigung Baumfahl's klassisch nannte.

Am meisten Anziehungskraft für die Mehrzahl der Gesellschaft hatten ein Paar ziemlich große colorirte Kupferstiche, welche berühmte Tänzerinnen in kurzen, fliegenden Gewändern darstellten. Zu diesen Bildern kehrten die Schauenden immer wieder zurück. Baumfahl bemerkte dies mit Vergnügen. Er rieb sich die Hände, klopfte bald Diesen, bald Jenen vertraulich auf die Schulter und sagte:

»Ha, ha, ich sehe, meine Herren, Sie halten sich, wie Kenner sollen, an die Perlen meiner Sammlung! Ja, das muß man kennen! Wahre Cabinetsstücke, wie? Welcher Schwung in diesem köstlich geformten Bein, in diesen göttlich schönen Armen, ganz wie in der Wirklichkeit! Es kribbelt einem in allen Gliedern, und man bedauert nur, daß so unerreichbare wahrhaftige Künstlerinnen nicht immer unter uns weilen, damit man die Augen an ihren Leistungen weiden kann. Sehen Sie, Herr Vollton, das nenne ich noch Kunst! Das erfreut doch des Menschen Herz. Von dem Tanz eines so vollendet schön geformten Weibes hat man mehr, als von der allerschönsten Musik. Ja, ja, Herr Vollton, wir alle sind hier sehr für die Kunst!«

Der Virtuos antwortete nur durch eine stumme Verbeugung. Alfred biß die Zähne auf einander, um nicht lachen zu müssen. Das Taschentuch konnte er gar nicht

mehr einstecken, denn Thränen träufelten fortdauernd auf seine Wangen. Er drückte Baumfahl wieder und wieder die Hand und dankte ihm stammelnd für den hohen Genuß dieses Abends. Der reich gewordene Mann war übergücklich. Das krausgelockte, starke Haupt höher erhebend, blickte er um sich, wie ein siegreicher Feldherr, und als die Gesellschaft spät nach Mitternacht sich verabschiedete, erhielt Alfred eine viel freundlichere Einladung zu baldigem Wiederkommen, als sie dem schweigsamen Friedrich zu Theil ward.

EILFTES KAPITEL. LANDENBERG UND VOLLTON.

Landenberg hatte angestrengt gearbeitet. Die Notenabschrift gewährte ihm Vergnügen und Zerstreuung. Oft, während er die Feder führte, summte er leise die Melodie vor sich hin, die sich in den verworren durcheinander laufenden Zeichen versteckte. Der Zug tiefen Grames in seinem eingefallenen Gesicht verschwand in solchen glücklichen Augenblicken, und die Röthe innerer Aufregung ließ die Rosen trügerischer Gesundheit auf seinen Wangen erblühen.

Voll Sorgen betrachtete Clara das Thun des Vaters. Sie hätte oft seufzen mögen vor Bangigkeit, aber sie verbarg aus Rücksicht vor dem Vater ihre Angst und lächelte, so oft er aufsaß, ihm jederzeit zärtlich, liebevoll zu.

Eines Mittags, wo Clara auf nöthigen Geschäftsgängen sich über ihre gewöhnliche Zeit verspätet hatte, traf sie den Vater in großer Unruhe. Die Notenabschrift

trug einen Dintenfleck, der nicht ein Zeichen von Unachtsamkeit sein konnte, weil Clara ihren Vater nie unachtsam gesehen hatte. Es mußte ihm also etwas Unerwartetes, wohl gar etwas recht Unangenehmes begegnet sein, forschte und war bald im Besitz der ganzen Wahrheit. Landenberg war gemahnt worden, und zwar in barschem, hartem Tone. Sein Verdienst reichte nicht aus, um in der strengen Jahreszeit die Kosten für Feuerung zugleich mit dem jeden Monat fälligen Miethebetrag bestreiten zu können. In Berücksichtigung seiner früheren Pünktlichkeit glaubte er nicht unrecht zu handeln, wenn er für das Unerläßliche sorgte und die Zahlung der Miethe um einen Monat hinausschob. Zufällige Abhaltungen ließen ihn unglücklicherweise versäumen, dem Hauswirth Anzeige davon zu machen. Heute nun hatte der Vicehauswirth den Säumigen besucht, ihm seine Lässigkeit derb vorgehalten und im Auftrage des Besitzers ihm kund gethan, daß er unbedingt von jedem ihm zustehenden Rechtsmittel Gebrauch machen werde, wenn er nicht binnen drei Tagen die rückständige Miethe erlege. Landenberg bat um Gehör und eine kurze Fristverlängerung, der Vicewirth hörte aber gar nicht auf den Geängstigten. Trocken wiederholte er seinen Satz: Geld oder Sie werden verklagt und räumen Ultimo das Logis! Mit der Drohung hatte der sehr kurz angebundene Mann Landenberg verlassen, und die Tochter traf den Aengstlichen in peiniger Rathlosigkeit. Obwohl nun Clara selbst erschrock, und nicht wußte, wie sich der drohende Sturm werde beschwören lassen, nahm sie doch eine

heitere Miene an, um wo möglich den leidenden Vater zu beruhigen.

»Das ist noch gar nicht schlimm, Väterchen,« sprach das brave Mädchen, »laß mich nur ein Bischen nachdenken. Sieh,« fuhr sie fort, ihr dünnes Mäntelchen und die Kapuze mit dem Rosafutter, das ihr Gesichtchen wie Morgenrothschein umwehte, schnell ablegend und den kleinen Korb vorzeigend, den sie unter dem Mäntelchen getragen hatte, »sieh, was für prächtige gelbe Wurzeln hab' ich da billig gekauft! Karotten sind freilich schöner und wären Dir auch gesünder, aber ich konnte sie doch nicht haben. Die Wurzeln sollen Dir auch schon schmecken. Der ganze Rest nährt uns, wenn wir einmal Kartoffeln mit dazunehmen, volle vier Tage. So leben wir billig, und nicht wahr, Väterchen, auch vergnügt? Was nützen uns Delicatessen! Ein zufriedenes Gemüth und ein Herz, das keine Schuld belastet, halten viel aus in der Welt. Und fleißig will ich schon sein Väterchen! Ich lief einen Augenblick vor in der Handlung und komme mit einer ganzen Last neuer Bestellungen zurück. Gib Acht, ich schaffe Dir das Geld, und wir bleiben ruhig in unserm kleinen, warmen Zimmerchen sitzen!«

Clara sprach so überzeugungskräftig, schmeichelte so herzlich und mild, daß Landenberg wirklich Muth faßte und von Neuem an seine Arbeit ging. Der Dintenfleck ward sauber ausradirt und die so gereinigte Stelle mit Gummielasticum geglättet. Während das junge Mädchen die Wurzeln für den Mittagstisch zubereitete, wobei sie eine Lieblingsmelodie des musikalischen Vaters summete,

begann dieser wieder zu schreiben. Und als sei mit der beruhigenden Zusprache der kleinen fleißigen Blumenmacherin der Segen in die Feder des Vaters gekommen, die Arbeit förderte rasch, und schon in der Dämmerung konnte er Clara mit der frohen Nachricht überraschen, daß die Abschrift beendet sei.

»Das hilft wirthschaften,« sprach er leichter aufathmend. »Morgen mit dem Frühesten gehe ich zu Höflich und bitte ihn, mir den Betrag für meine Arbeit vorzustrecken. Er thut es, denn er ist gut und kennt von früherher aus eigener Erfahrung, was es heißt, in bedrängten Verhältnissen leben. Später will ich auch wieder bei Herrn Baumfahl anfragen von dem ich ja zu fordern habe. Seltsam! Der Mann wühlt im Gelde, und doch ist er selten zu bewegen, eine kleine Summe, die er gar nicht zu beachten braucht, ohne mehrmaliges Erinnern zu bezahlen!«

»Weil er kein Herz hat,« sprach Clara schmollend.

»Sage das nicht, Du könntest ihm vielleicht Unrecht thun!«

»Dem steinreichen Manne?«

»Gewiß! Ihn drücken sicherlich auch mancherlei Sorgen.«

»Dessen ungeachtet kann ich ihn nicht bedauern, Vater. Wäre er nicht so versessen auf's Geld, so hätte er auch keine Sorgen.«

»Es ist nun einmal sein Steckenpferd,« sagte Landenberg entschuldigend. »Bei Liebhabereien ist Niemand ganz Herr seines Willens. Ich kenne dies zu gut, und weil

ich mir gerade in dieser Beziehung gerechte Vorwürfe zu machen habe, mag ich Andere nicht schelten!«

Clara wollte dem Vater nicht länger widersprechen und schwieg deshalb. Die beiden Vereinsamten, die weder Freunde, noch viele Bekannte besaßen, arbeiteten den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein, so daß Landenberg auch noch die von Baumfahl erhaltenen Rechnungsbücher glücklich abschloß.

Aufregung und Sorge – eigentlich hatte Landenberg sich überarbeitet – ließen ihn nicht schlafen. Er fühlte aber doch einige Beruhigung, da seine Tochter lautlos schlummerte. »Das arme Kind bedarf der Ruhe,« sagte er zu sich selbst, »denn sie muß leider ihre jungen Kräfte nur zu oft über Gebühr anstrengen. Ach, wäre es mir doch nur vergönnt, für dieses Mädchens Zukunft zu sorgen, ehe ich abgerufen werde! Ein armes, älternloses Mädchen, jung und hübsch dazu, ist in großen Städten tausend Verlockungen ausgesetzt. Wer achtet auf solch ein armes Kind, wer springt ihm bei, wenn die herzlose Verdorbenheit es an sich reißt, mit unlösbaren Stricken umschlingt, und es in zeitliches und ewiges Verderben stürzt? Clara ist freilich gut, brav, sittsam, tugendstark, aber in diesem Sodom wird zuletzt, wenn Mangel und Elend sich verbinden, auch die stärkste Tugend untergraben.«

Diese und ähnliche Gedanken quälten den armen Mann die ganze Nacht. Er verließ am nächsten Morgen

sein Lager abgespannter, als er es am Abend vorher aufgesucht hatte. Es fieberte ihn ein wenig, als er sich ankleidete, um die Partitur nebst der reinen Abschrift dem befreundeten Lohndiener zu bringen. Clara bemerkte die unsichere Haltung des Vaters und nöthigte ihm ihren selbst gehäkelten Shawl auf, den sie nur in sehr kalten Tagen beim Ausgehen unter ihrem dünnen Mäntelchen trug. Landenberg wollte ihn nicht annehmen, die Tochter aber schlang ihn dem Vater lächelnd zweimal um den Hals, wobei sie freilich die Thränen, in denen ihr Auge schwamm, nicht verbergen konnte.

»Warum weinst Du?« fragte Landenberg.

»Ich?« fragte Clara, mit der Hand die verrätherischen Augen berührend. »Ach, das kommt von dem häßlichen Torfrauch, den ich nicht vertragen kann!«

»Der Ofen raucht aber ja niemals.«

»Doch, Väterchen! Früh, wenn ich zuerst Feuer anzünde, muß ich immer genau darauf sehen, daß ich die Thür sogleich schließe. Das versäumte ich heute, und darum treten mir nun die Thränen in die Augen. Wenn Du wieder kommst, sollst Du aber in ein paar recht lustig lachende Augen blicken. So! Und nun noch die Handschuhe – wie alt sind die wohl? Von der Pelzverbrämung haben die Motten nicht mehr viel übrig gelassen. Aber was schadet das! Sie bilden doch eins von unsern Cabinetsstücken, die uns Niemand raubt,« und die wir doch immer gern sehen. – Nun, leb' wohl, Herzensvater, geh' mit Gott, strenge Dich nicht zu sehr an, und lasse das Glück

Dir so freundlich zulächeln, daß Du ordentlich blinzeln mußt, als sähest Du gerade in die helle Mittagssonne!«

Landenberg drückte seine Tochter mit Zärtlichkeit an sich. Clara schlang beide Arme um den Nacken des Vaters, und küßte ihm mehrmals Mund und Augen.

»Nun begleitet Dich mein Herz. Geh' mit Gott!«

»Und bei Dir bleibe als unsichtbarer Wächter mein Segen,« sprach der Vater, winkte Clara nochmals zu und stieg behutsam die finstere, schmale und steile Wendeltreppe hinab.

Zu seinem Leidwesen traf Landenberg den Lohndiener Höflich nicht zu Hause an. Er war schon früh in's Hôtel geholt worden, weil einige Ausländer, der deutschen Sprache nicht mächtig, einen sprachkundigen Führer beehrten. Er fragte die Frau des vielbeschäftigten Mannes, wann er wohl wiederkommen dürfe, konnte jedoch eine beruhigende Antwort nicht erhalten.

»Pressirt es denn?« fragte Frau Höflich, die Landenberg wohl ansah, daß er etwas auf dem Herzen habe. Er zeigte ihr das Notenheft und die von ihm besorgte Abschrift.

»O, wenn Sie Herrn Vollton suchen, da brauchen Sie nicht ängstlich zu sein,« erwiderte die Frau des Lohndieners. »Das ist ein ganz charmanter Mensch, gar nicht so oben hinaus, wie Andere, die einen Klunker im Knopfloch tragen. Der spricht recht und nett, wie wir ordinären Leute auch. Er macht sich nichts aus dem vornehmen Volk, aber er muß ja mit zu ihm halten, weil die kleinen Leute nichts ausgeben können für vornehme Musik. Gehen

Sie nur getrost zu ihm, Herr Landenberg! Er freut sich gewiß, daß Sie kommen.«

Landenberg wollte dies nicht recht glaubhaft erscheinen, indeß in seiner Lage that Eile Noth und so fragte er denn nach der Wohnung des jungen Virtuosen, die Frau Höflich auch glücklicherweise wußte.

Das Herz klopfte dem kränklichen Manne, als er die Treppe zur Wohnung Vollton's hinaufstieg. Es war nicht Bangigkeit vor dem Fremden, was ihn so unruhig machte, es war eine frohe Bewegung der Seele, daß es ihm vergönnt sein sollte, dem Manne jetzt in's Auge zu sehen, den er aus seinen Melodien schon kannte und hoch verehrte. Der tief empfindende Mensch wird von aller geistigen Größe immer ergriffen und andächtig gestimmt, denn der Hauch des Genius hat eine gottähnliche Kraft. Darum sind auch Verehrung und Anbetung so nahe verwandt. Der Cultus des Genius hat deshalb überall seine Berechtigung. Wer ihn lächerlich findet, verspottet den Geist Gottes selbst, von welchem jeglicher Genius nur eine Strahlenbrechung ist. –

Friedrich schrieb Briefe. Er schrieb fast jeden Tag, denn es war ihm Bedürfniß, sich mitzutheilen und mit seinen Aeltern Alles, was ihm begegnete, durchzusprechen. Dies machte ihm die Fremde erträglicher, die ihm sonst oft genug die erstarrende Eishand auf sein unverdorbenes Herz legte. Der Brief verband ihn auf's Engste mit der Heimath. So oft er die Feder ansetzte, trat er geistig bei seinen Aeltern ein. Dann sah er sie leiblich vor sich, und so lange er schrieb, war er nur bei ihnen.

Vertieft in ein lebhaftes Gespräch mit seiner Mutter, hatte er das Klopfen des Fremden nicht gehört. Erst als die Thür wieder in's Schloß schnappte, bemerkte er, daß Jemand eingetreten sei. Er sah auf und gewahrte den ihm völlig Unbekannten.

»Habe ich die Ehre, Herrn Vollton zu sprechen?« fragte Landenberg kurz aufathmend.

»Vollton ist mein Name.«

Landenberg verbeugte sich jetzt noch einmal, trat auf den jungen Mann zu und überreichte ihm schweigend die Mappe. Friedrich erkannte sie und glaubte einen Lohn-diener vor sich zu sehen.

»Ah, das ist mir lieb. Die Abschrift meiner Variationen! Und wie sauber und deutlich geschrieben! Ich danke Ihnen recht sehr, mein Herr, und bitte um die Rechnung. Wer schreibt denn so vortreffliche Noten?«

Er blätterte in der Abschrift und legte dann die Mappe auf seinen Schreibtisch. Landenberg betrachtete unverwandt den jungen Mann, der sich durch gar nichts Absonderliches vor andern Menschen auszeichnete. Er trug weder langes Haar, noch war er auffällig genial costü-mirt. Als er wieder aufblickte, begegnete er dem Auge des Höckerigen, das sanft forschend auf ihm ruhte.

»Ich fühle mich glücklich, wenn Sie mit meiner Arbeit zufrieden sind,« sprach Landenberg. »Sie haben stets über mich zu verfügen.«

Die Stimme des Kränklichen klang weich und wehmüthig. Eine unklare Erinnerung dämmerte in Vollton's

Gedächtnisse. Er mußte schon einmal diesen Mann gesehen, diese Stimme gehört haben.

»Sie sind wohl kein Hiesiger?« fragte er.

»Nicht von Geburt, aber ich lebe schon lange Jahre hier.«

»Sie haben musikalische Kenntnisse?«

»Früher verstand ich wohl etwas von Musik, jetzt,« er zuckte die Achseln, »das Leben ist nicht Jedem freundlich gesinnt und schlägt Manchem oft gerade mit seinen Lieblingsneigungen unheilbare Wunden! Jetzt danke ich schon Gott, wenn ich bisweilen eine gute Musik lesen darf.«

Das stille, bescheidene Wesen Landenberg's, die Resignation in seinen Worten machten Friedrich begierig, etwas mehr von dem Leben desselben zu erfahren. Er bot ihm einen Stuhl und bat ihn niederzusitzen. Landenberg dankte, stützte sich auf die Lehne des Stuhles, blieb aber stehen. Nur die schweren Handelsbücher, die er unter'm Arme trug, legte er auf den Stuhl.

»Es scheint, lieber Herr,« nahm Friedrich abermals das Wort, »ungünstige Verhältnisse haben Sie einer Beschäftigung entfremdet, die Ihnen lieb und werth war. Sie sind Musiker?«

»Ich glaubte, Anlage zur Musik zu haben,« versetzte Landenberg, »Andere jedoch, von denen ich abhängig war, meinten, es sei dies eine unnütze, brodlose Kunst. So ward ich nur Dilettant. Der Dilettantismus taugt aber nicht. Er unterwühlt alle Lebensverhältnisse und läßt nirgendwo etwas Tüchtiges aufkommen. Dilettantismus

und volle ganze Hingabe an die Kunst verhalten sich zu einander wie Liebelei zur Liebe. Diese beseligt, jene ruiniert den Menschen.«

»Sie beurtheilen sich selbst wohl zu hart,« sagte Friedrich, »oder es spricht der Unmuth aus Ihnen. Es gibt gar Viele, welche eine ganz andere Ansicht vom Leben haben, und gerade das, was der Zufall, die Verhältnisse, der Wille Anderer aus ihnen macht, für das Richtige halten.«

»Gewiß, es gibt deren Viele, und sie sind die Glücklicheren. Ich gehöre leider nicht zu ihnen.«

»Dann hätten Sie mit aller Kraft dagegen kämpfen sollen.«

»Gerade das war mein Unglück.«

»O, wie gern möchte ich Ihnen noch jetzt helfen!« rief Friedrich aus, den ein tiefes Mitleid beschlich.

»Das ist jetzt zu spät,« sagte Landenberg lächelnd. »Ich gehe meinem Grabe entgegen und weiß, daß man schon lange daran schaufelt. Aus mir lockt kein Meißelschlag weder Funke noch Ton. Ich muß mich still in meinem Schmerz verbluten. Nur eine gute Musik, eine Musik, wie ich sie herausgelesen habe aus Ihren Noten, möchte ich ein einziges Mal noch hören!«

Der Klage-ton heiliger Sehnsucht in Landenberg's Rede griff Friedrich an's Herz.

»Wo wohnen Sie?« fragte er schnell.

Landenberg nannte Straße, Platz und Nummer.

»Ich werde mich Ihrer erinnern,« sagte Friedrich. »Leider bin ich selbst noch zu unbekannt hier, um bescheidene Wünsche Anderer erfüllen zu können. Vergessen aber

werde ich Sie nicht. Ich möchte Ihnen gern mehr Arbeit geben, wäre sie nur einträglicher und erquickender. Abschreiben erschläft und ist gar so geisttödtend.«

»Nicht immer, Herr Vollton. Dem denkenden und mitempfindenden Abschreiber legt sich jeder schöne und große Gedanke befruchtend an's Herz. Er ist wie ein Kuß der Gottheit, der Sterbliche immer begeistert. Abschreibend unterhalte ich mich mit dem Geiste, dessen Worte oder Zeichen ich entziffere, nur muß freilich Geist in Worten und Zeichen enthalten sein. Darum konnte ich nie Copist werden, eine Beschäftigung, von welcher doch so Viele leben und die im bürgerlichen Leben gar geachtet ist.«

»Leider, leider! Das Untergeordnete, das ganz Gemeine hilft im Leben oft mehr fort, als das Allererhabenste!«

»Weil es leichter und sicher Geld einbringt. Die heutige Welt achtet nur das Geld.«

»Oder den Geist, wenn er Geld verdient.«

»Kaum, Herr Vollton. Man duldet ihn nur der zufällig reichen Einnahme wegen. Nicht der Werth des Geistes, das brillante Geschäft ist es, vor dem man sich beugt.«

»Es gibt doch auch Ausnahmen.«

»Sehr wenige.«

»Ich kenne doch selbst einzelne.«

»Unter der Menge anders Gearteter verschwinden sie und nicht Jeder hat das Glück, sie zu entdecken.«

»Dennoch müssen wir uns an sie festklammern,« sagte Friedrich. »Weil aber, wie Sie richtig bemerken, die große Masse nur auf das Einträgliche einer Beschäftigung sieht,

verzeihen Sie mir wohl, wenn ich prosaisch genug die Frage an Sie richte: was Ihnen die Abschrift der musikalischen Träumereien einbringen soll?«

Landenberg's hageres Gesicht überzog eine fliegende Röthe. Mit Worten fordern konnte er das Geld nicht, er reichte dem Virtuosen ein zusammengefaltetes Papier. Dieser sah flüchtig nach dem Betrage der Rechnung, zog dann einen Schiebkasten seines Secretärs auf und reichte dem Höckerigen ein kleines Paquet.

»Möge es Ihnen Glück bringen!« sagte er, seiner Rührung kaum noch Meister. »Sie wissen jetzt, wo ich wohne. Vormittags bin ich immer zu Hause. Und wenn ich mein Concert noch glücklich zu Stande bringe, werde ich Ihrer gedenken! Nur immer muthig, lieber Herr! Wir sind nur dann verloren, wenn wir uns selbst in schwächerlicher Verzagtheit aufgeben. Auf Wiedersehen!«

Landenberg dankte dem Virtuosen durch einen langen, vielsagenden Blick. Die Worte erstarben ihm auf der Zunge. Er nahm die Rechnungsbücher wieder unter den Arm und empfahl sich. Friedrich setzte sich an den Secretair und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand.

»Armer, beklagenswerther Mensch! ... Was er wohl ist? ... Und nun habe ich richtig vergessen, nach seinem Namen zu fragen! ... O Vollton, Du bleibst doch ewig ein Träumer! Werde anders, Friedrich Vollton, oder Gott Banco, der Geist der Erde mit seinem goldglänzenden Auge wird nie gnädig auf Dich herabblicken!«

ZWÖLFTES KAPITEL. EIN ARMER UND EIN HARTER MANN.

Landenberg fühlte sich geistig erquickt von dem Gespräch mit Vollton. Er hatte sich seit Jahren so aus dem Herzen heraus mit Niemand unterhalten. Alle Menschen, mit denen er zusammentraf, sprachen immer nur von geschäftlichen Dingen. Sie waren tüchtig, regsam, bürgerlich ehrbar, kurz, wackere Menschen durch und durch, aber sie hatten kein Bedürfnis, neben dem Manna des Alltagslebens auch von der Götterspeise zu kosten, die einzig und allein geistiger Austausch gewährt. Landenberg mußte seine Gedanken für sich behalten. Sie lebten eingesperrt in seinem Gehirn und verkümmerten langsam. Mit Clara hätte er freilich sprechen können, das aber wollte Landenberg nicht. Die Gedanken, die in und mit ihm aufwuchsen, waren düster und würden die ja ohnehin schon freudlose Jugend seiner Tochter vollends in eine leidvolle verwandelt haben.

Der nächste Gang war für Landenberg sehr schwer, dennoch trat er ihn heute mit viel leichterem Herzen an, als je zuvor. Erst vor dem Hause Baumfahl's fühlte er die alte Befangenheit wieder Besitz nehmen von seinem Herzen, die ihn diesem Manne gegenüber nie verlassen wollte.

Er rastete einige Zeit auf der hell polirten Diele, um sich zu sammeln und mit sich zu Rathe zu gehen, damit er auf jede Frage Baumfahl's eine Antwort, auf jedes möglicherweise barsche Wort ein besänftigendes habe. Als er dann zaudernd in die erste Etage hinaufstieg

und die Glocke zog, grüßte ihn der Bediente zutraulich. Er kannte den verwachsenen, hagern Mann schon und wußte ungefähr, wie sein Herr ihn behandelte.

»Warten Sie ein Viertelstündchen, Herr Landenberg,« sagte der wohlgenährte Mensch, dem eine Ueberfülle von Gesundheit aus beiden Augen sah. Dann fuhr er fort, die Möbeln im Vorzimmer mit einem Wedel bunter Federn abzustäuben, sich selbstgefällig einige Male in dem großen Spiegel zu betrachten, der an der Wand über einem sehr eleganten Pfeilertische hing, und zuletzt zupfte er sein weißes Halstuch zurecht, glättete die Falten auf der purpurrothen Weste, zog die blitzenden Knieschnallen an den Beinkleidern von kapernfarbigem Sammet fester an, und ging endlich mit einem gnädigen Protectorblick auf den Harrenden in das Zimmer seines Herrn.

»Kann kommen!« hörte Landenberg von Innen die barsche Stimme Baumfahl's. Der Bediente kam zurück, ließ die Thür halb offen und sagte zu Landenberg:

»Herr Baumfahl will die Güte haben, einige Worte mit Ihnen zu wechseln.«

Diese Förmlichkeiten waren Landenberg schon von früherher bekannt, sie störten ihn also nicht, obwohl er sie lächerlich fand. Er trat in Baumfahl's Zimmer, machte seine Reverenz und blieb, die Bücher unterm Arme, an der Thüre stehen.

Baumfahl saß in seinem theuern Sammetrocke, die gestickte Troddelmütze schief auf dem krausen, schwarzen, borstenartigen Haare im Sopha und las, wie gewöhnlich, in der Börsenliste vom vorigen Abend.

»'n Morgen (Guten Morgen), Landenberg,« redete der reich gewordene Mann den Darbenden an, »schon wieder auf der Brod- und Salzfahrt?«

»Ich erlaube mir, Ihnen die Bücher zu überreichen.«

»Poztausend, schon! Sieh, das nenn' ich thätig sein! Das hätte man nur immer so machen müssen, man wäre dann nicht so sehr heruntergekommen.«

Landenberg legte die Bücher neben Baumfahl auf den oblongen Sophatisch, den eine sehr kostbare Decke aus feinstem Gewebe überbreitete.

»Ich habe mir Mühe gegeben, und hoffe, Sie werden auch diesmal mit mir zufrieden sein,« sagte er.

»Hm! hm!« Baumfahl blätterte in den Büchern, sah nach den Schlußzahlen, brummte unverständliche Worte, klappte die Bücher dann zu, und sagte mit gnädigem Kopfnicken:

»Ist gut! Man kann in einigen Wochen wiederkommen.«

Landenberg schwieg und blieb regungslos unfern des Tisches stehen. Baumfahl schielte finster über das wieder aufgenommene Zeitungsblatt nach dem kränklichen Manne, der jetzt von einem heiseren Husten befallen ward.

»Beliebt noch 'was?« fragte er mürrisch.

Landenberg hielt sein Taschentuch vor den Mund, um den Husten schneller zu ersticken. Als ihm dies durch große Kraftanstrengung gelungen war, sagte er:

»Sie wollen mir erlauben zu bemerken, daß wir nach Ablauf von acht Tagen Ultimo schreiben.«

»Braucht mir Niemand zu sagen! Was geht Ihnen der Ultimo an? Speculirt doch wohl nicht in Papieren, ha, ha? Soll man ja bleiben lassen – versteht doch nichts davon! – Börsenspeculationen sind nur für höhere Geister, nicht für Menschen, die sich mit armseligen Rechnungsabschlüssen befassen.«

»Was mir nicht zukommt, Herr Baumfahl, damit be fasse ich mich durchaus nicht,« sagte Landenberg fest und würdevoll. »Zukommt mir aber, daß ich als redlicher Mann meine Verpflichtungen gegen Andere erfülle, und insofern ist der Ultimo jedes Monats für mich ein wichtiger, leider nun auch ein schwerer Tag.«

»Geht mir nichts an.«

»Ein wenig doch, Herr Baumfahl. Sie können Ihre Wechsel nicht einlösen, wenn Valuta fehlt.«

»Fehlt aber nicht, darf nie fehlen, weil man rechnen kann! Wo sie fehlt, liegt es gewöhnlich am Disponenten. Habe gar kein Erbarmen mit Falliten. – Sind dumme Kerle, dumm oder gutherzig, einerlei. Bei mir gibt es kein Herz, ich bin ganz Kopf, Kopf von Fuß bis – bis an den Hals!

»Zweifle gar nicht daran, Herr Baumfahl. Ich selbst habe nur einen ganz kleinen Kopf, nur sehr geringe Verbindlichkeiten, muß indeß auch dazu Mittel besitzen. Eben deshalb treffe ich rechtzeitig meine Dispositionen. Wir schreiben heute den vier und zwanzigsten Januar. Sorge ich nun heute für Geld, das ich in acht Tagen auszugeben genöthigt bin, so handle ich kaufmännisch vorsichtig und bürgerlich ehrlich.«

»Das heißt,« fuhr Baumfahl auf, »man will mich um die paar Mark, die bei den Rechnungsabschlüssen verdient worden sind, mahnen; find' ich sehr lumpig, sehr bettelhaft!«

Er steckte den Kopf abermals hinter die Zeitung und traf keine Anstalt, die Bitte Landenberg's zu erfüllen.

»O nein,« sagte Landenberg, eine Bitte ist keine Mahnung, und ich bitte ja nur, mir von Ihrem Ueberflusse das zu verabreichen, was mir von Gott und Rechtswegen zukommt.«

»Müssen besser wirthschaften, dann kommen Sie besser aus und brauchen Niemand beschwerlich zu fallen.«

»Eintheilen mußte ich von Jugend auf, Herr Baumfahl, das wissen Sie, und seit ich verheirathet war, kenne ich genau die Kunst guter Wirthschaft.«

»Wer gut wirthschaftet, schenkt nichts weg.«

»Ich verschenke auch nichts.«

»Nicht?« sagte Baumfahl, warf die Zeitung weg und stand auf.

»Sie verschenken nichts?« fuhr er fort. »Wie! Und doch greifen Sie unaufgefordert in die Tasche, wenn irgend ein dummes Göhr Ihnen näselnd den Weg vertritt? Habe in meinem ganzen Leben dazu kein Geld gehabt.«

»Es ist wohl möglich, Herr Baumfahl, daß irgend einmal ein jammerndes Kind mich erbarmte und daß ich aus Menschenliebe ihm einen Sechsling schenkte. Wäre ich ein vermögender Mann, ich würde den Sechsling in einen Thaler verwandelt haben.«

»Narr genug, glaub' ich, wären Sie,« sagte Baumfahl. »Eben darum ist es gut, ist es verdienstlich, daß man Sie kurz hält. Man wird an Ihnen selbst dadurch zum Wohlthäter. Wer den Sechsling nicht spart, gewinnt keine Mark, und wer Marken wie Spreu ausstreut, verdient nicht den Namen eines besonnenen Mannes. Wissen Sie, Herr, wie ich das nenne? Verschwendung nenn' ich's, dumme Nächstenliebe, wodurch man sich und Andere, die eben so dumm sind, zeitlich in's Elend stürzt! – Danken Sie Gott, wenn Sie mit Menschen zu thun haben, die Sie knapp halten!«

Ueber Landenberg's eingefallene Züge flog wieder jene durchsichtige Röthe, die sich bei jeder innern Aufregung zeigte.

»Sie klagen mich eines Vergehens an, Herr Baumfahl,« versetzte er mit bebender Stimme, »dessen ich mir selbst nicht bewußt bin. Wollte Gott, die Besitzenden wären mildthätiger, dann brauchten die Armen sich nicht gegenseitig zu unterstützen. Wenn ich unschuldige Kinder frieren oder gar dem Tode nahe sehe, da handelt mein Herz nicht erst mit dem Verstande. Ich gebe dann, was ich habe, um zu helfen, und was ich in solchen Augenblicken verschenke, das gereut mich nicht, wenn ich auch in der nächsten Stunde selbst Mangel leiden wüßte.«

»Dann sind Sie kein Mensch, sondern ein Narr! Bitte, nicht für ungut zu nehmen.«

»Ich vergebe Ihnen, Herr Baumfahl, weil Sie nie erfahren haben, wie einem Darbenden zu Muthe ist.«

»Wären Sie klug gewesen und hätten nicht immer das Herz in der Tasche getragen, so brauchten Sie nicht zu darben. Man ist immer selber Schuld, wenn man nichts hat.«

»Sie sind ungerecht und lieblos zugleich. Denken Sie zurück an unsere Jugend! Wer war es, der Ihnen aushalf, wenn Ihr hartherziger Stiefvater Ihnen nicht einmal Geld gab zu Papier und Federn, die Sie in der Schule brauchten?«

»Haben Sie diese Lappalien noch nicht vergessen?« versetzte Baumfahl ennuyirt. »Ich weiß nichts mehr davon. Uebrigens kann ich's meinem Stiefvater nicht verdenken, daß er sparte. Das Leben hat mich eines Besseren belehrt. Ohne jene Sparsamkeit, die ich damals in meiner kindischen Kurzsichtigkeit freilich nicht verstand, wäre ich wohl schwerlich geworden, was ich bin. Man sieht's ja an Ihnen! Da ging es zu Hause immer lustig zu!«

»Bei mir nicht,« sagte Landenberg, »ich hatte leider keine Aeltern.«

»Einerlei! Ihre Verwandten, Ihr Ohm oder wer sich Ihrer annahm, waren fidele, lebenslustige Leute.«

»Ich habe es nie bemerkt.«

»Weil Sie immer 'was Apartes verlangten!«

»Ich wollte mich nur bilden.«

»Ja klimpern, diriliren – das muß man kennen.«

»Genug, Herr Baumfahl, wir kommen von unserm Thema ab. Jeder Arbeiter – heißt es in der Bibel – ist seines Lohnes werth. Ich bin nur ein Arbeiter und bitte daher

nochmals, mir den wohl und sauer verdienten Lohn nicht vorenthalten zu wollen!«

Baumfahl trat mit finsterer Miene an ihn heran.

»Landenberg,« sprach er, »ich habe mich Ihrer angenommen aus purem Erbarmen, aus landsmannschaftlicher Zuneigung, wenn Sie wollen, Vorschriften aber lasse ich mir nicht machen. Sie haben bei mir eine Kleinigkeit gut, das ist wahr, dafür bin ich Ihnen gut. Vor dem Ersten übernächsten Monats zahle ich aber nicht, und wenn Holland in Noth kommen und die Wassermäuse tanzen sollten! Verstehen Sie mich wohl, Landenberg! Es läuft gegen meine Grundsätze, und ich halte streng auf Grundsätze, denn ich war immer ein Mann nach der Schnur. Schränken Sie sich ein, essen Sie schmale Bissen, wenn's kneift, aber molestiren Sie diejenigen nicht, die Ihnen aus Menschenliebe Brod geben. Am Tage nach dem ersten März können Sie wiederkommen. Wünsche wohl zu leben!«

Landenberg hatte den reichen Mann ungestört schelten lassen, jetzt trat er, anstatt zu gehen, ein paar Schritte näher und sagte:

»Ich werde, wenn Sie mich so entlassen, nur in Sorgen leben, Herr Baumfahl. Sie wissen recht gut, daß ich lange Jahre meine kleine Wohnung nicht gewechselt habe. Schön darf ich sie nicht nennen, und doch hab' ich sie lieb. Die Erfahrungen, die ich darin machte, die Prüfungen, die Gott über mich verhing, haben mir die engen Räume theuer gemacht. Es ist der Geist meiner früh verstorbenen Frau, der mich darin umweht, und darum

möchte ich, wenn es irgend sein könnte, auch darin sterben. Wenn ich aber am Letzten dieses Monats die Miethe nicht zahle, wird man mich pfänden und auf die Straße werfen. Wollen Sie das, Herr Baumfahl?»

»Ich wifl nichts mehr von Ihren Lamentationen hören, Herr Buckelinski,« erwiderte Baumfahl. »Können übrigens ganz ruhig sein, werden nicht gepfändet. Was sollte denn das Gericht bei Ihnen zu pfänden finden? Etwa Ihren romantischen Verdruß, der uns als Junge schon so viel Spaß machte, oder die Tugend Ihrer Tochter, Fräulein Pimpernelle oder wie sie heißt? Wirklich, diese Ihre Tochter wäre das einzige Pfandbare, das ich mir als Gläubiger bei Ihnen aussuchen würde.«

Baumfahl gefiel sich in diesem Einfalle und schlug ein cynisches Lachen auf. Landenberg's Gesicht glühte, seine tiefen, dunkelblauen Augen flammten in sittlicher Entrüstung.

»Sie werden von mir nicht wieder belästigt werden, Herr Baumfahl,« sagte er, mit dem sich abermals meldenden Husten kämpfend. »Ist es der Wille Gottes, so wird man mit mir verfahren, wie das Gesetz es vorschreibt. Ich werde auch dies letzte Unglück geduldig ertragen, Ihnen aber wird aus den Thränen meiner – ich sage es mit Stolz – reinen und keuschen Tochter kein schattender Baum himmlischen Segens erwachsen! Mögen Sie nie erfahren, wie einem bedrängten, armen Manne, den noch dazu die Kräfte des Körpers verlassen, in seiner Noth zu Muthe ist!«

»Bin nicht bang – kann rechnen und treffe immer im Voraus meine Dispositionen. An piepsendes Kinderpack auf den Straßen aber verschenke ich nichts, wie andere sogenannte gutherzige Leute. So dumm bin ich nicht, mein Herr Superklug.«

Landenberg warf noch einen Blick auf Baumfahl, den dieser nicht aushalten konnte. Er schlug brummend die Augen nieder und hielt wie einen Schild die Börsenliste vor sein Gesicht.

»Einmal, eh' ich begraben werde, sehen Sie mich noch,« sprach Landenberg mit hohler Stimme, »ich werde dann aber nicht als Lebender zu Ihnen kommen.«

Convulsivisches Husten erstickte seine Stimme.

»Hinaus, unheimlicher Mensch!« rief Baumfahl, warf die Zeitung fort und erhob sich wie ein gereizter Tiger.

Landenberg stand schon an der Thür. Er kehrte noch einmal sein jetzt bleiches Gesicht dem hartherzigen Manne zu, erhob die Rechte mit den magern weißen Fingern und verschwand mit den Worten:

»Gott hat es gehört!«

Baumfahl ließ sich gemächlich zurückfallen in die schwellenden Polster des Divans und vertiefte sich auf's Neue in seine anziehende Lectüre. Einige Minuten später schellte er und rief dem eintretenden Bedienten zu:

»Der Buckelinski, der Landenberg wird nicht mehr vorgelesen! Grober Mensch – will mit groben Kerlen aus

dem Plebs nichts zu thun haben! – Soll mich daran erinnern, daß der Mensch am dritten oder vierten übernächsten Monats Geld bekommt. – Hat nichts, wird immer bettelhaft zudringlich.«

Der Bediente verbeugte sich tief und Baumfahl verfügte sich in sein Schlafzimmer, um Toilette zu machen.

DREIZEHNTES KAPITEL. ZWEI MENSCHEN VON HERZ.

In großer Niedergeschlagenheit verließ Landeung das Haus des Rentiers. Er konnte nur sehr langsam gehen, weil die scharfe Luft seine krankhafte Lunge reizte und anhaltendes Husten ihn schmerzte. An rauhe Worte gewöhnt, ließ er diese in der Regel achtlos verhallen. Er wußte, daß manchen Menschen das Schelten gleichsam angeboren ist, und das sie auch die härtesten Worte nicht so böß meinen. Baumfahl verzieh er noch mehr als Andern, denn es war sein Landsmann und er kannte ihn hinlänglich, um zu wissen, wie er ihn zu beurtheilen, wie zu nehmen habe. Aber es gab für den gedrückten Mann eine Grenze, die Niemand überschreiten konnte, ohne ihn schwer zu beleidigen. Baumfahl hatte in seinem Uebermuth dies gethan und zwar offenbar, um den Armen, der gewissermaßen von ihm abhängig war, seine Uebermacht recht empfindlich fühlen zu lassen. Dies ertrug Landenberg nicht, und darum wagte er das Aeußerste. Er schied sich selbst von einem Menschen, den er nicht achten konnte, weil er die Schwächen und Gebrechen Anderer in einer schweren Stunde zum Gegenstande gemeinen Spottes machte. Er wollte den reichen

Mann nicht erzürnen, allein es blieb ihm ein anderer Ausweg nicht übrig.

Wie er nun sinnend durch die belebten Straßen schritt, überschlug er seine Baarschaft. Der junge Virtuos hatte ihm zwar mehr eingehändigt, als er zu fordern wagte, trotzdem aber reichte die kleine Summe nicht hin zur Bestreitung aller in nächster Zeit nöthigen Ausgaben. Hätte Baumfahl ihn bezahlt, worauf er mit Bestimmtheit gehofft, so war Landenberg aller Sorge für die nächste Zukunft überhoben.

Was nun sollte der kränkliche Mann thun? Es wäre unnütze Mühe gewesen, den Hauswirth aufzusuchen, denn dieser wollte der mancherlei Verdrießlichkeiten, die sich an vermietete Wohnungen knüpfen, überhoben sein, und hatte deshalb einem Vicewirth seine sämmtlichen Erben übergeben. Wandte er sich nun an den Vicewirth, so konnte er diesem freilich seine Noth klagen, geändert aber ward damit schwerlich etwas. Der Vicewirth galt ohnehin für einen harten Mann, und da er ja für Alles aufkommen mußte, war es ihm nicht zu verdenken, daß er sich jederzeit auf sein Recht und, wo dies nicht fruchten wollte, auf den Buchstaben des Gesetzes berief.

»Und doch kann ich so nicht heimkehren,« sprach Landenberg seufzend zu sich selbst. »Mein armes Kind würde vor Angst vergehen, erführe es, daß ich mit Baumfahl nothgedrungen für immer gebrochen habe. . . . Aber, was nun anfangen? Wer gibt mir Rath? Wo finde ich einen Freund, einen Helfer?«

Gedankenvoll blieb er stehen, um Athem zu schöpfen. Er blickte scheu um sich, als fürchte er die gleichgiltigen Blicke der Vorübergehenden. Da fiel sein Auge auf die mit Jalousieen versehenen Fenster eines gerade gegenüber stehenden Hauses. Landenberg kannte dies Haus; er wußte, wem es gehörte, den Besitzer desselben aber hatte er persönlich noch niemals gesehen. Ein Hoffnungsstrahl zuckte wie Sonnenlicht über das sorgenvolle Antlitz des Bedrängten.

»Man rühme seine Großmuth, seine Mildthätigkeit,« fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. »Ob ich es wage, und ihm meine Noth vorstelle? ... Ich verlange ja kein Geschenk von ihm, nur die Wohlthat eines geringen Vorschusses. Ueber mein Guthaben kann mich ausweisen ...«

Dem Zuge seines Herzens folgend, betrat Landenberg den weiten Thorweg; wenige Minuten später stand er in dem Comptoir, das Friedrich Vollton in so große Unruhe versetzte. Er fragte leise nach Herrn Silbermann und erhielt die erfreuliche Antwort, daß er in seinem Privatzimmer zu sprechen sei.

Mit klopfendem Herzen betrat Landenberg diesen schmucklosen Raum. Er fand den Banquier arbeitend an seinem Schreibtische. Die Frage: »was steht zu Diensten?« war Silbermann so zur Gewohnheit geworden, daß er sie auch an Landenberg richtete. Da nicht sofort eine Antwort erfolgte, fügte er dringend hinzu: »Bitte, bitte!«

»Sie legen mir in freundlicher Zuvorkommenheit das rechte Wort in den Mund, Herr Silbermann,« sprach jetzt der Bedrängte. »Es führt mich der Wunsch her, Ihnen eine Bitte vorzutragen. Werden Sie auch Geduld haben, mich anzuhören?«

»Einen Bittenden, der so bescheiden auftritt, darf man nicht ungehört abweisen,« erwiderte Silbermann, drehte sich auf seinem Schreibbock um und deutete auf einen gegenüberstehenden Sessel, indem er sagte: »Ist es gefällig?«

Landenberg, der sich schon längst erschöpft fühlte, nahm diesmal den Sessel an, und da er einen vertrauensvollen Zug in Silbermann's Gesicht zu entdecken glaubte, erzählte er mit kurzen Worten, in welche Bedrängniß er gerathen sei und wie der Eigensinn eines Dritten ihn einer trostlosen Zukunft entgegenführe.

»Sie heißen?« fragte Silbermann.

»Adolph Landenberg.«

»Ihre Beschäftigung?«

»Ich nähre mich durch Buchführung, auch durch Abschreiben, wenn ich etwas Anderes nicht zu thun habe.«

»Wie kommt es, daß Sie kein festes Engagement haben?«

»Meine Kränklichkeit erlaubt mir zu manchen Zeiten nicht, pünktlich zu sein,« sagte Landenberg mit schwerem Herzen. »Ueberfällt mich der böse Husten, so bin ich gezwungen, um Urlaub zu bitten, und selbst, wenn ich mich aufrecht erhalte und meiner Pflicht getreulich nachkomme, will nicht Jeder mit einem so kränklichen

Menschen arbeiten. Viele meiner früheren Collegen beschwerten sich über meinen Husten. Ich mußte manches harte Wort hören, manche verletzende, ja mich beleidigende Bemerkung ruhig hinnehmen. Zuletzt aber übermannte mich doch der Unmuth, und um nicht hinderlich zu werden, zog ich mich freiwillig zurück.«

»Sie scheinen mir edelgesinnt, aber weltklug, liebebs Mann, weltklug sind Sie nicht,« sagte der Banquier. »Wer in unserer Zeit Carrière machen will, muß ausharren, zäh und bisweilen sogar halsstarrig sein. Ein freiwilliger Rückzug überläßt immer dem Gegner das Terrain, welches man preisgibt. Niemand dankt Ihnen solche Rücksichten. Sie werden obendrein noch verlacht, und weil Sie nicht muthig zum Ringen sich erheben, stößt man Sie als überflüssig bei Seite.«

»Leider muß ich Ihnen Recht geben, Herr Silbermann,« versetzte Landenberg, »und dennoch blieb mir keine andere Wahl. Es gibt Menschen ohne Herz, ohne Gefühl, die jede Behandlung mit Gleichmuth hinnehmen. Solche Naturen mögen glücklich zu preisen sein, denn sie werden immer, wie ein Stehauf, gut zu balanciren wissen. Beneiden kann ich sie dennoch nicht. Gott hat es nun gefallen, mich aus anderm Stoffe zu machen. Ich konnte schon in frühester Jugend nicht schweigen, wenn ich sah, daß man Andere ungerecht oder unwürdig behandelte. Mein Herz übervortheilte bei allen derartigen Vorkommnissen regelmäßig den Verstand, und ich mußte jedesmal zum Besten Anderer selbst Unrecht leiden. Da ich schwächlich

war, erging es mir oft übel genug. Je öfter ich aber unverdient geschlagen und gestoßen ward, desto zäher wurde meine Widerstandskraft, nicht die äußerliche, sondern die innere, die seelische. Man konnte mich nicht zu Ungerechtigkeiten verleiten, nie mir Schweigen gebieten, wenn mein Rechtsgefühl mich laut zum Sprechen aufforderte. Wer aber unter allen Umständen immer die Wahrheit sagt, erwirbt sich keine Freunde. Ich ward sehr bald unbeliebt; Viele haßten mich, weil ich, geistig stolz, mich nie fügte, Andere rächten sich für meine Wahrheitsliebe durch gemeine Kränkung, die, wie ich fürchte, den Keim zu meinen jetzigen Leiden in mich senkte. So ward ich still, verschlossen, und vereinsamte mitten in der gewühlvollen Welt. Später gesellte sich die Sorge und fortdauernde Kränklichkeit noch dazu, und so gerieth ich nach und nach in meine gegenwärtige Bedrängniß.«

Benjamin Silbermann hatte dem Sprechenden aufmerksam zugehört, jetzt sagte er, seine glänzenden großen Augen auf ihn heftend:

»Ich bedaure, daß wir uns so spät kennen lernen. Haben Sie nie früher an mich gedacht?«

»Doch, Herr Silbermann, viel und oft. Man denkt gern an Edelgesinnte, aber man belästigt sie ungern. Hätte die harte Faust der Noth mich heute nicht gar so empfindlich in's Genick gestoßen, wer weiß, ob ich je das Vergnügen gehabt hätte, Sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Dafür nun bin ich der Noth und ihren Mißhandlungen fast verpflichtet.«

Der Banquier blitzte den Bedrängten mit merkwürdigem Auge an, dann sagte er rasch abbrechend:

»Also einen Vorschuß wünschen Sie? Wie viel und auf wie lange Zeit?«

»Ich erlaube mir, Ihnen dies Papier zu überreichen.«

Landenberg legte die auf Baumfahl ausgestellte Rechnung in Silbermann's Hand.

»Baumfahl?« sagte dieser gedehnt. »Also Baumfahl ist so unfreundlich gegen Sie?«

»Unfreundlich darf man es wohl nicht nennen,« meinte Landenberg, »um so mehr, als wir Landsleute sind.«

»So! so! Und der reiche Mann weigerte sich, Ihnen diese Kleinigkeit zu bezahlen, trotzdem, daß Sie ihm Einblick in Ihre Verhältnisse gewährten?«

»Trotzdem, Herr Silbermann, vielleicht wäre es richtiger, zu sagen, gerade deshalb.«

»Haben Sie Herrn Baumfahl durch irgend etwas beleidigt?«

»Ich darf mit Recht behaupten, daß ich ihm zahllose Beleidigungen nicht nachtrug.«

Der Banquier stand auf, sein Auge leuchtete und ein unbeschreibliches Lächeln spielte um seinen Mund.

»Erlauben Sie mir, daß ich diese Rechnung betrachten darf, als wäre sie an mich ausgestellt?« fragte er Landenberg, indem er ihm die Hand reichte.

»Ich weiß nicht – darf ich –«

»Mein Wort darauf, ich mißbrauche sie nicht! Nach Allem, was Sie mir gesagt haben, werden Sie hart, roh, unbarmherzig behandelt. Ich kann und will jetzt den Motiven dieser Handlungsweise nicht nachforschen – dazu wird sich wohl später einmal Gelegenheit finden – aber ich möchte Herrn Baumfahl etwas genauer kennen lernen. Wir arbeiten zusammen; er ist mir wohl auch Verbindlichkeiten schuldig. Cediren Sie mir also gefälligst diese kleine Rechnung. Mein Cassirer soll Ihnen den Betrag auf der Stelle ausbezahlen.«

Landenberg war glücklich, so unerwartet einer Sorge los zu werden, die ihn fast zu Boden drückte. Das ganze Wesen des Banquiers, seine durchgeistigten Züge, seine schönen, flammenden Augen sagten ihm, daß er nie unredlich handeln werde. Wenn er aber mit dem Gedanken sich trug, Baumfahl eine heilsame Lehre zu geben, so stiftete er nur ein gutes Werk. Darum dankte er dem dienstwilligen Banquier für sein freundliches Entgegenkommen und überließ ihm die Rechnung.

Silbermann schrieb eine Anweisung auf seinen Cassirer.

»Hier, mein lieber Landenberg. Möge Ihnen diese Kleinigkeit das Herz erleichtern! Künftigen Monat, wenn Ihre Gesundheit es erlaubt, kommen Sie wieder zu mir. Wir wollen dann etwas länger über Ihre Verhältnisse uns aussprechen. Ich werde Erkundigungen einziehen, und lauten diese, wie ich nicht zweifle, günstig für Sie, so wird sich früher oder später auch wieder eine Beschäftigung

finden, die Ihnen eine ausreichende Existenz sichert, ohne daß sie Ihrer Gesundheit schadet. Leben Sie wohl und haben Sie Dank für Ihr Vertrauen!«

So leichten Herzens war Landenberg seit langen Jahren nicht mehr durch die Straßen gewandert, wie jetzt. Er kam sich vor wie ein Träumender, den unsichtbare Geisterhände mit Schätzen überhäuften. Mitten in der egoistisch-harten Welt fand er einen Mann von weichem Gemüth, von theilnehmendem Herzen. Und dieser Mann war ein Millionär und ein Jude! Geschahen noch Wunder auf Erden? Wie konnte der reiche Jude gegen einen Unbekannten wohlthätiger sein, als der Christ, der Verpflichtungen zu erfüllen hatte? Landenberg gerieth von einem Widerspruch auf den andern, und dieses Wirrsal von Widersprüchen würde ihn beunruhigt haben, wäre er nicht so glücklich gewesen im Besitz der Summe, die es ihm möglich machte, jetzt selbst noch vor der Zeit die verfallene und noch laufende Miethe zu entrichten. Selbst das Gehen ward ihm scheinbar weniger beschwerlich, als sonst, und der Weg schien sich verkürzt zu haben, so unerwartet schnell erreichte er seine Wohnung.

Was er unendlich lange nicht gethan hatte, das wagte der Glückliche heute wieder einmal. Er sang leise die Melodie eines ihm lieb gewordenen Liedes, und er stieg, immerfort singend, die finstern Treppen des alten Hauses.

Clara vernahm wohl den Tritt des Vaters, sie glaubte sich aber doch geirrt zu haben, als singende Töne ihr Ohr berührten. Sollte der Vater einen Begleiter gefunden

haben, und war dieser etwa musikalisch? Der Name des unbekanntes Virtuosen fiel ihr ein, und von Neugierde erfaßt, legte sie geschwind das beinahe fertige Veilchenbouquett aus der Hand, schlüpfte nach der Thür, drückte sie behutsam auf und bog ihr Köpfchen über das Treppengeländer hinab, um das Bild des Singenden zu erhaschen.

»Du bist es, Väterchen? Und allein? Und Du kannst wieder singen?« rief sie ihm frohlockend zu. »O, nun ist ja Alles gut! Nun wirst Du wieder ganz gesund und wir dürfen der Rückkehr des Lenzes recht kindlich froh entgegen sehen!«

Landenberg sang die Melodie vollends zu Ende und nickte der herabschauenden Tochter freundlich zu.

»Darfst Dich auch freuen, Clara,« sprach er heiter. »Der Menschen Härte baut doch bisweilen eine Brücke, auf der man von der dürren Küste des Mangels zum gegenüberliegenden Strande, wo der Ueberfluß wohnt, hinüberschreiten kann. Das Uebelwollen eines Hartherzigen ist mir heute zum Heile ausgeschlagen. Ich habe einen großherzigen Menschen gefunden, die gegenwärtig seltener sind als in früheren Zeiten die Propheten.«

Clara wußte diese Rede ihres Vaters natürlich nicht zu deuten. Sie sah nur mit Verwunderung und mit Vergnügen, daß der gesprächige Vater mehr Geld bei sich trug, als sie seit lange im Hause gehabt hatten, und gern bequemte sich das erwartungsvolle Kind zu einer Pause im Arbeiten, als der Vater sie aufforderte, ihm zuzuhören,

damit sie erfahre, was ihm Seltsames, Tröstliches, ja Erhebendes begegnet sei.

VIERZEHNTE KAPITEL. IM CONCERT.

So lange Clara denken konnte, war ihr die Zeit nicht so langsam vergangen. Volle vier Tage schon lagen zwei lithographirte Karten auf ihrer Kommode, die außer einem kleinen Siegel vom feinsten Siegelack, noch den Namen Friedrich Vollton in festen Zügen trugen. Ein Lohndiener hatte diese Karten gebracht und war dabei so höflich gewesen, als käme er zu vornehmen Leuten. Es waren Bilete zu dem Concerte des jungen Virtuosen, das, wie das beigeschlossene Programm besagte, unter Mitwirkung der vorzüglichsten Künstler im Apollosaale gegeben werden sollte.

Landenberg sprach täglich von diesem bevorstehenden Concerte. Er vergaß darüber sein altes Leiden und lebte mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Vor einer langen Reihe von Jahren hatte er selbst mit concertirt. Von dieser Vergangenheit erzählte er jetzt seiner andächtig zuhörenden Tochter. Längst schon glaubte er nicht mehr an die Wiederkehr eines solchen Genusses, nun aber, wo dieser ihm so nahe bevorstand, fühlte er sich fast beängstigt; denn er mußte sich ja sagen, daß in einem so langen Zwischenraume Vieles anders geworden sei, daß Sitten und Moden sich verändert hätten und daß

er möglicherweise durch seine Unkenntniß der Gebräuche in der großen Welt anstoßen könne. Diese Aeufferungen machten auch Clara besorgt, die nie daran gedacht hatte, ein Concert der vornehmen Welt zu besuchen.

Es folgten solchen Gesprächen mit dem Vater lange Berathungen über das wichtige Thema, wie man sich zu kleiden habe. Clara's Garderobe gestattete keine große Auswahl. Sie war reinlich, sauber, aber sehr, sehr einfach. Wenn sie Sonntags mit dem Vater ausging, trug sie ein selbstgefertigtes Kleid von Mousseline de laine oder leichtem Paramatta. Schwere wollene oder gar seidene Gewänder kannte das sparsame und genügsame Kind nicht. Nur ein weißes Kleid mit mehreren Fallen besaß Clara noch, das sie gern schonte, und nur bei seltenen Gelegenheiten anzulegen pflegte. Durfte sie dem Spiegel trauen, so kleidete sie gerade dies weiße Gewand vorzüglich, und schon aus diesem Grunde fiel ihre Wahl darauf. Sie gab dies dem Vater kund, theilte ihm mit, in welcher Weise sie die fast zu einfache Robe verzieren wolle, und verlebte in diesem Sinnen und Denken glückliche Stunden.

»Was aber, bester Vater, gedenkst Du anzulegen?« fragte die vorsorgliche Tochter am Vorabend des wichtigen Tages. »Im einfachen Rocke kannst Du doch unmöglich unter all den reichen Herren erscheinen.«

»Den Frack, Kind, den Frack!« sagte Landenberg lächelnd.

»Solltest Du es wagen können?«

»Warum nicht, mein Kind? Neu freilich und von modernem Schnitt ist er nicht, aber Du mußt bedenken, daß ich ein alter Mann bin –«

»Du bist nicht alt,« warf Clara ein.

»Dann scheine ich es doch zu sein. Außerdem kennt mich Niemand. Träfen oder sähen mich aber wirklich Bekannte, so werden die sich gewiß nicht über meinen geringen Kleideraufwand wundern.«

»Wenn der Frack nur nicht so gar abgetragen wäre!«

»Sieht man nicht, liebes Kind! Lampenlicht verdeckt alle derartige Schäden der Zeit. Darum veranstaltet man auch große Festlichkeiten, wie Concerte, Bälle und dergleichen, immer des Abends. Bei Lampenlicht läuft manche Verblühte noch als jugendliche Schöne mit, und mehr als eine alte Jungfer hat bei solchen prächtigen Gelegenheiten schon einen glücklichen Bräutigam gefunden.«

Clara schien durch diese Bemerkungen des erfahrenen Vaters ziemlich beruhigt zu sein, indeß hielt sie es doch für nöthig, am nächsten Morgen das fragliche Kleidungsstück genau zu besichtigen. Sie fand, daß einige kleine Nachhilfen mit der Nadel nicht überflüssig seien. Die unbedeutenden Schäden wurden sorgsam ausgebessert. Dann klopfte sie den alt gewordenen Leibrock so lange, bis kein Stäubchen mehr aufstieg, bürstete ihn, daß ihr liebliches Gesicht von der ungewohnten Anstrengung hochroth erglühte, und breitete ihn über den alten Sorgenstuhl. Der Vater sah diesem Treiben der geschäftigen Tochter schweigend zu. Es waren ja Alles nur Beweise zärtlichster Kindesliebe.

»Nun will ich mich putzen,« sprach die Geschäftige. »Ich brauche heute wohl etwas mehr Zeit, denn ich muß doch Acht geben, daß Alles ordentlich sitzt.«

Der Vater nickte ihr Beifall zu und Clara ging in ihre Kammer, um hier vor dem kleinen, fleckigen Spiegel Toilette zu machen. Ohne die große Geschicklichkeit der emsigen Blumenarbeiterin würde die Toilette vor diesem schadhafte Spiegel sehr traurig aufgefallen sein. Clara aber besaß Geschick, angeborenen Takt, guten Geschmack und Sinn für das wahrhaft Schöne. Sie überlud sich weder mit Blumenschmuck noch flatternder Bänderzier. Einfach zu gehen hielt sie für schicklich. Das paßte zu ihrem Stande, zu ihren Verhältnissen, und harmonirte auch am Besten mit ihrer Jugend. Nur in ihr schönes braunes Haar wand sie ein paar Schleifen mit flatternden Bändern, die zwanglos auf ihren schlanken Nacken herabfielen. Selbstverfertigte Armbänder von schwarzem Sammet mit ein paar kristallinen Hemdknöpfchen ihres Vaters geschmückt, die allerliebste funkelten, zierten ihre feinen Handgelenke. Der einzige Aufputz des schneeweißen Mullkleides bestand in einer Busenschleife von glattem, rosafarbigem Atlasbande.

Eben begann es zu dämmern, als Clara ihre Toilette für vollendet erklärte. Geräuschlos trat sie jetzt in's Wohnzimmer, um das Gutachten ihres Vaters einzuholen. Ein bewunderndes Ach! desselben machte das junge Mädchen wahrhaft glücklich und ließ sie freudig erröthen.

»Ich glaube beinahe, Du machst Aufsehen,« sprach Landenberg, seinen Sitz am Pulte verlassend und die

Kleidung der schönen Tochter, die sich zum ersten Male für weltliche Augen geschmückt hatte, musternd. »Jetzt passen wir ganz ausgezeichnet zusammen. Niemand achtet auf mich und meinen verbrauchten Frack, nach Dir aber werden die Blicke Aller fliegen. Du wirst ein wahres Kreuzfeuer bewaffneter Augen auszuhalten haben. Kind, Kind, wie vermochtest Du Dich so niedlich herauszuputzen!«

»Du ängstigst mich, Väterchen,« sagte Clara befriedigt, denn auch das bescheidenste junge Mädchen fühlt sich geschmeichelt, wenn Andere ihren Anzug geschmackvoll finden. »Wenn mich die Herren viel mit ihren Lorgnetten beguckten, ich glaube, vor Scham und Befangenheit wagte ich nicht aufzublicken. Selbst der Genuß an der Musik würde mir zum Theil verloren gehen.«

Landenberg schwieg und ließ es geschehen, daß die Tochter jetzt auch Hand an seine eigene Toilette legte. Große Mühe erforderte diese nicht, nur das weiße Halstuch, das Landenberg alter Gewohnheit gemäß trug, mußte mit größerer Sorgfalt geknüpft werden. Clara machte dies sehr gut. Sie hatte sich im Voraus die Schlingung eines Knotens ausgedacht, der ihr besonders gefiel und den der Vater noch nicht kannte. Als dieser Knoten gelang, klatschte sie frohlockend in die Hände, hielt dem Vater den Spiegel vor und sagte:

»Nun bist Du eben so modern, wie der jüngste Stutzer!«

»Gut, daß wir nicht oft Gelegenheit haben, in die Welt zu kommen,« erwiderte der Vater, »Du würdest sonst

einen alten Narren aus mir machen. – Doch nun hilf mir den Frack anlegen. Das ist mein Kabinettsstück.«

In Clara's Gesicht stieg eine Wolke auf, als Landenberg das Jahrelang nicht mehr getragene Kleidungsstück auf dem Leibe hatte. Die feinen Abnagungen der Motten fielen jetzt nicht in die Augen, auch über den veralteten Schnitt würden die Meisten weggesehen haben, aber daß der Leibrock dem guten Vater um Vieles zu weit geworden war, machte Clara besorgt. Er paßte nirgends und hing dem hageren Manne schlotternd um den Leib.

»O, ich leichtsinniges thörichtes Mädchen!« schalt Clara sich selbst. »Wie konnte ich auch nicht daran denken! Das hätte sich ändern lassen . . . Nun ist es zu spät und ich, ich ganz allein bin daran Schuld!«

Es fehlte wenig und das über diese Entdeckung erschrockene Mädchen wäre in die bittersten Thränen ausgebrochen. Landenberg aber scherzte, nannte seine Tracht originell und behauptete, wenn wirklich irgend Jemand auf ihn achte, würde man ihn unbedingt für ein Original, vielleicht gar für ein musikalisches Genie halten, das irgendwo in verborgenster Zurückgezogenheit lebe und nur alle Schaltjahre einmal sich in das Licht der Welt herauswage. Diese ungezwungene Heiterkeit des Vaters, der in der That auf Aeüßerlichkeiten gar keinen Werth legte, beruhigten Clara endlich, und als der Vater erklärte, es sei Zeit aufzubrechen, hing sich das glückliche Kind jubelnd an seinen Arm und stieg froh wie eine Braut die knarrenden Treppen hinab, um zum ersten, vielleicht ja auch zum letzten Male im Leben einen bis

jetzt ungeahnten Genuß mit der *haut volée* zu theilen. Ihr Herz schlug hörbar, süße Ahnungen durchbebten ihre Seele, die Luft hauchte sie melodisch an, und weil Musik in ihrem Innern lebte, hörte sie auch überall weiche Accorde.

Nur unzureichend gegen Kälte und rauhes Wetter geschützt, kam Clara ganz durchgefroren vor dem Apollosaale an. Ihr Vater litt weniger vom Frost, weil er mehr an die kalte Luft gewöhnt war, als die meistentheils im Hause verbleibende Tochter. Es verging noch eine geraume Zeit, ehe die beiden Unerfahrenen den Eingang zum Saale gewinnen konnten, denn die Equipagen der vornehmen und eleganten Welt bildeten eine lange Reihe auf der Straße, und Landenberg war viel zu bescheiden oder schüchtern, um sich vorzudrängen, wie dies doch sehr viele Andere thaten.

Als nun doch endlich Vater und Tochter ihre Billete abgegeben hatten, und vor ihnen sich die Pforten des glänzend erleuchteten Saales öffneten, fanden sie ihn ganz mit geschmückten Damen und fein gekleideten Herren erfüllt. Alle Sitzplätze schienen bereits besetzt zu sein, wenigstens stand der größere Theil des Herrenpublikums, die Damen musternd, Bekannte grüßend oder sich lebhaft unterhaltend.

Clara ward immer befangener und wagte kaum die Augen aufzuschlagen. Sie dicht an den Vater schmiegend, der sich nicht weniger fremd unter dieser summenden Menschenmenge fühlte, und auch nicht ein bekanntes

Gesicht sah, blieb sie wenige Schritte von der Eingangsthür ganz im Hintergrunde stehen.

Das verschüchterte Mädchen in ihrem gerade durch seine Einfachheit reizenden Anzuge konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Clara war von allen anwesenden Damen die einzige, welche stand. Dies währte indeß nur wenige Minuten. In der hintersten Sitzreihe erhoben sich gleichzeitig mehrere Herren und boten der kleinen Blumenarbeiterin ihre Plätze an. Dankend nahm sie den zunächst stehenden Stuhl an, ohne weder rechts noch links zu blicken. Ein paar Augenblicke war sie fast abwesend und die Gluth blöder Angst röthete ihre Wangen. Dann aber gedachte sie ihres Vaters und sah erschrocken rückwärts. Sie entdeckte ihn zwischen einer Menge junger Männer, die den schwächlichen Alten achtlos bei Seite drängten, um dicht hinter die meistentheils von Damen besetzten Stühle zu kommen. Dies beunruhigte Clara. Um indeß kein Aufsehen zu machen, begnügte sie sich, dem Vater, welcher seine Tochter liebevoll im Auge behielt, freundlich zuzunicken.

Nun betrachtete das junge Mädchen erst ihre Nachbarn. Zur Rechten saß ein alter Herr mit sehr gleichgiltigen Zügen, zur Linken ein junger Mensch, fast noch Knaube, stutzerhaft aufgeputzt, und hinter dem Stuhle dieses Burschen stand ein Mensch, dessen Kleidung zwar modern, dessen ganze Haltung aber einen Bedienten erkennen ließ.

Clara wußte genau, daß der junge Mensch seinen Platz nicht verlassen hatte, um ihn ihr anzubieten, sie fand es

aber unehrerbietig für einen Knaben, sitzen zu bleiben, während ihr schwacher, kränklicher Vater stehen mußte. Durch einen sprechenden Augenwink gab sie dem Vater ihre Gedanken kund und forderte ihn zugleich auf, dies dem Knaben zu bedeuten. Landenberg aber schüttelte mit eigenthümlichem Lächeln sein dünn behaartes Haupt. Es wollte der Tochter scheinen, er sähe blässer und angegriffener, als gewöhnlich, aus. Doch konnte sie sich ja irren und der Glanz der vielen hellen Lichter ihr Auge täuschen. Einige Male auch hörte sie ihn leise husten.

Inzwischen begann die Musik. Das Flüstern, Lächeln, Scherzen verstummte, und Jedermann lauschte aufmerksam nur den vollen melodischen Tönen.

Clara wagte kaum zu athmen. Die Musik ergriff sie wie ein die ganze Menschheit beglückendes Gebet. Ihr ward wohl und wehe zugleich, und während ihre frommen Augen sich mit Thränen der Rührung, des seligsten Entzückens füllten, faltete sie unter dem Long-Shawl, den ihre selige Mutter noch getragen hatte, die Hände, als spräche sie selbst, in Andacht versunken, ein heißes Gebet. Sie sah und hörte nichts mehr, als nur die Töne der Musik; sie währte sich mitten in die Versammlung einer Kirche versetzt, und weil eine Gemeinde Andächtiger Rang- und Standesunterschiede nicht kennen soll, verlor sich auch ihre Schüchternheit und sie fühlte sich jedem Andern gleich.

Dem Programm zufolge trat nach der Overtüre der Concertgeber in Person auf. Jeder schien gespannt zu

sein auf den jungen Virtuosen, mit solcher Ungeduld aber, wie Clara erwartete ihn gewiß kein anderer Zuhörer. Sie achtete ihn hoch, seit sie von ihrem Vater erfahren hatte, wie zuvorkommend freundlich er gewesen war. Dagegen grollte sie Baumfahl und würde ihm gewiß, ohne die möglichen Folgen zu bedenken, recht derbe Wahrheiten furchtlos gesagt haben.

Das Auftreten Friedrich Vollton's brachte die summen- de Zuhörerschaft abermals zu lautlosem Schweigen. Clara erhaschte nur mit flüchtigem Blick die Gestalt des schlanken jungen Mannes, der eine einzige kurze Verbeugung gegen das Publikum machte, dann seine Geige ansetzte und nach ein paar kräftigen Bogenstrichen, zuerst die Composition eines fremden Meisters spielte.

Clara maßte sich nicht an, ein Urtheil über Musik, noch weniger über die Leistungen eines ausübenden Künstlers haben zu wollen, hatte sie aber schon der gelungenen Vortrag der Ouvertüre ergriffen, so ward sie jetzt von dem meisterhaften Spiele Vollton's bis in die tiefste Seele erschüttert. Nicht einfache Saiten, verschiedene Menschenstimmen glaubte sie in den Tönen der Geige bald lachen, bald weinen, bald klagen, bald jubeln zu hören, und wäre sie nicht schon für den Menschen Vollton durch sein Handeln eingenommen gewesen, für den Künstler würde sie in jene Schwärmerei verfallen sein, die manchmal epidemisch ist und dann fast aller Orten die Köpfe des schönen Geschlechts ein wenig verrückt aus – Modesucht. Mit großer Genugthuung hörte sie am

Schlusse dieser Piece das laute Bravorufen der befriedigten Zuhörer, und das endlose und immer von Neuem anhebende Händeklatschen, das nicht eher endigte, bis der junge Künstler noch einmal auf der Tribüne erschien. Jetzt verbeugte sich Vollton mehrmals, ungleich leichter und offenbar auch erfreuter. Das Glück seines Debut machte ihm Muth.

Clara hätte gern auch geklatscht, weil sie aber nicht wußte, ob es sich für sie schicke und sie mit Aengstlichkeit Alles zu vermeiden suchte, was auffallen konnte, unterließ sie es. Der alte Herr neben ihr aber klatschte, ja er stand sogar beim Wiedererscheinen Vollton's auf und rief ihm ein recht herzhaftes Bravo zu.

»Sehr gut!« sprach er, sich wieder sehend. »Was meinen Sie, mein Fräulein, zu solchem Spiel?«

Clara sah den Unbekannten statt aller Antwort an, und die schwimmenden Augen sprachen ihr Urtheil aus. Der alte Herr lächelte ihr beifällig zu, kreuzte die Hände über der Brust, und schloß die Augen, als wolle er die eben verhallten Töne noch einmal durch seine Seele ziehen lassen.

In diesem Augenblicke sagte der stutzerhaft gekleidete Knabe zu dem hinter ihm stehenden Menschen:

»Gut, daß der Vater sich nicht hat verleiten lassen, das Concert zu besuchen. Er hätte sich gewiß geärgert.«

»Ganz gewiß, Herr Baumfahl,« betheuerte der Bediente.

Landenberg's Tochter nahm unwillkührlich ihr Kleid etwas mehr zusammen und rückte näher zu dem alten

Herrn, während sie einen eiskalten Blick auf Baumfahl's Sohn warf. Der Knabe bemerkte zwar diese auffallende Bewegung des Mädchens, dachte sich aber nichts dabei. Erst als ihm der Bediente einige Worte leise in's Ohr flüsterete, erwachte der Geldstolz in des Knaben Seele; er blickte das arme Mädchen verächtlich an und schob hörbar seinen Stuhl von dem ihrigen ab. Eine leise Berührung ihrer Schulter machte Clara jetzt aufsehen. Ihr Vater hatte sich mühsam durch die dicht gedrängten Reihen der Herren gedrängt, ward aber sogleich wieder rückwärts geschoben. Sie sah nur, daß er sie bittend, fast wehmüthig anblickte. Seine Wangen waren noch bleicher geworden und Clara wäre am liebsten zu ihm geeilt, wenn nicht das Concert von Neuem begonnen hätte.

Der nächste Vortrag ging Landenberg's Tochter großentheils verloren. Die fatale Nachbarschaft störte sie, ganz abscheulich aber fand sie es, daß dieser ungebildete, in theure Stoffe eingenähte Junge vor dem Alter so wenig Respect hatte. Widerwärtig war ihr Baumfahl's ganze Familie von jeher gewesen, von jetzt an fühlte sie eine unüberwindliche Neigung zum Hasse in ihrem Herzen aufsprießen.

Es war ihr sehr erwünscht, daß Vollton schon in der nächsten Nummer auftrat. Mit ihr schloß der erste Theil des Concertes und sie enthielt die von ihrem Vater abgeschriebenen Variationen. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer wurde gespannter, die Erwartung mußte groß sein, denn man empfing den jungen Virtuosen diesmal mit lebhaftem Applaus.

Einfach, fest, mit glockenreinem Bogenstrich und voll tiefen Gefühles trug Vollton das bekannte Thema des Goetheschen Liedes vor, und ging sodann über in seine Variationen. Spiel und Composition gefielen, entzückten. In jeder Pause brach die Versammlung in stürmischen Jubelruf aus. Clara schwelgte in nie geahntem Genusse, nur das schwer verhaltene Husten des Vaters, das in den kurzen Pausen des Spieles sich bemerklich machte, trübte den begeisterten Jubel ihrer Seele.

Nun griff Friedrich Vollton die letzten vollen Accorde auf seiner Violine, um in lauter Doppelgriffen die schwerste seiner Compositionen fehlerlos vorzutragen. Da brach mitten im Sehnsuchtsjubel des am Heimweh leidenden Herzens ein scharfes, anhaltendes Husten am äußersten Ende des Saales störend aus. Man zischte, man gebot Ruhe, man wendete sich ärgerlich um, allein das Husten verstummte nicht. Es ging rasch über in hohles Röcheln – ein Drängen und Rufen unterbrach den Spieler und die laut gesprochenen Worte einiger Männer: »Der Aermste stirbt! Man muß ihn an die frische Luft bringen!« verursachte einen allgemeinen Aufstand.

In diesem Augenblicke sah die ganze Versammlung ein zartes, weiß gekleidetes Mädchen sich von der letzten Sitzreihe erheben und mit dem im ganzen Saale verständlichen Schmerzensrufe: »O Gott, mein armer Vater!« den Menschenknäuel durchbrechen, um den von einem Blutsturz Befallenen halbohnmächtig in ihre Arme aufzufangen. Clara sah nur noch die Leidensgestalt des kraftlos Zusammengebrochenen, dessen Munde ein

Strom dunkeln Blutes entquoll. Weinend nahm sie ihren Shawl, um das Blut abzuwischen, rief den Vater mit den zärtlichsten Namen, küßte ihm leidenschaftlich die feuchten, erkaltenden Hände, und legte, als einige Mitleidige den Erkrankten aufhoben, seinen Kopf an ihren Busen.

So verließ sie den Saal, der noch von jauchzenden Saitentönen widerhallte, die am Schlusse in die ursprüngliche Melodie des Liedes wieder übergingen und in den musikalischen Worten:

»Dahin, dahin,

Geht unser Weg! O Vater laß uns ziehn!«

ausklangen.

Friedrich konnte die Störung nicht entgehen; er hörte aber nichts als den Schmerzensruf der Klagenden und sah nur ein weißes, flatterndes Gewand. Als er am Schlusse der Variationen mit wachsendem Künstlerstolz die lauten Huldigungen des Publikums dankend einärndete, bereitete Clara dem bewußtlosen Vater eine möglichst bequeme Lage in einer schnell herbeigerufenen Droschke, und fuhr, das Gesicht des Leidenden in Thränen badend, langsam nach ihrer stillen, öden Wohnung.

ZWEITES BUCH.

ERSTES KAPITEL. FOLGEN DES GLÜCKES.

Glück ist nicht immer ein beneidenswerthes Geschenk der Natur. Bei Vielen, welche es plötzlich überrascht, setzt es sich als entstellender Auswuchs an ihrem ursprünglich edlen Charakter fest und gleicht dann jenem Product eines giftigen Insectenstiches, das wir so oft auf den Blättern der Eiche bemerken.

Einer so unerfreulichen Charakterverwandlung sind gerade Naturmenschen weit mehr ausgesetzt als von der Gesellschaft gleichsam Erzogene. Das sollte jetzt Friedrich an sich selbst erfahren und später, als es ihm lieb war, entdecken. Der außerordentliche Erfolg seines ersten öffentlichen Auftretens ließ ihn alles Andere vergessen. Er lebte nur in und mit sich, und der Triumph, den er errungen hatte, zeigte seiner erregten Phantasie in schimmernder Ferne glänzende Ehrentempel. Nie zuvor war er so ganz in sich aufgegangen, so vollständig mit sich selbst zufrieden gewesen. Ohne von Natur egoistisch zu sein, befand er sich auf dem geradesten Wege, ein kaltherziger Egoist zu werden. Es fehlte ihm schon an Zeit, ausführlich über den ersten errungenen Sieg an seine Aeltern zu schreiben. Mit wenigen rasch und in unleserlichen Schriftzügen hingeworfenen Worten meldete er ihnen das große Ereigniß. Kein Wort der Freude, noch des Dankes war dieser Nachricht beigefügt. Die wohlfeile Phrase ›in Eile‹, deren man sich wohl bedient, wenn die

Lust zu schriftlicher Mittheilung fehlt, war als Entschuldigung neben seinen Namen gekritzelt.

In dieser Stimmung traf den jungen Virtuosen sein Freund Alfred Mittags nach dem Concerte, und Beide harmonirten heute in ihren Ansichten ungleich mehr als früher.

»Nun sei aber halt gescheidt,« sagte Alfred, »und benutze die günstige Stunde! Du ähnelst jetzt einem neuentdeckten Sterne, nach welchem die Augen Aller ausschauen. Glänze und strahle also so viel Du kannst! Je mehr Du blendest, desto größer schwillt die Gesamtsumme Deines Gewinnes in der Gesellschaft an. Nur sei ja nicht bescheiden – Du würdest damit Alles wieder verderben! Gib Audienzen mit gütiger Herablassung, wie ein Fürst; laß Dich suchen, und hat man Dich gefunden, so zeige Dich als Mann, der seines Werthes sich wohl bewußt ist. Sei höflich wie ein Däne und kalt wie ein Engländer, und Du wirst mich noch im späten Alter aufsuchen, um mir zu sagen, daß meine Lebensregeln mehr von Weisheit strotzten, als die Gesetze Solons!«

Friedrich ließ den Freund reden, ohne diesmal Unruhe zu zeigen oder gar mißmüthig zu widersprechen. Es lagen schon einige Karten auf dem Tische, andere wurden gebracht während des Gesprächs der Freunde. Alle trugen bekannte, einige bedeutende Namen.

»Nun bin ich schon wieder in Verlegenheit,« sagte Friedrich, mit den zuletzt erhaltenen Karten spielend. »Soll ich abermals Visite machen oder stocksteif hier sitzen bleiben, bis man mich förmlich holt?«

»Hast Du denn auch Alles vergessen! Wie heißt es im Sprichwort? Wie Du mir, so ich Dir, oder: wie es in den Wald hineinschallt, schallt es auch wieder heraus! Bediente klopften bei Dir an, laß also wieder einen von Dir entsendeten Bedienten anklopfen. Da reichen sich schuldlose Waldnatur und abgefeimte Weltsitte brüderlich die Hand.«

Noch während Alfred sprach, kam der Bediente des Banquier Silbermann mit einem Billet. Es enthielt in verbindlichen Worten eine Einladung zu einem der nächsten Abende. Friedrich zeigte es dem Freunde.

»Was heißt das?« fragte er ihn leise, auf einige am unteren Rande befindliche Buchstaben zeigend.

»*Sancta simplicitas!*« rief Alfred aus. »Man bittet um Antwort! Also in drei Teufels und sechs Beelzebubs Namen, sage zu! Ich denke, der feinöhrige Jude wird meiner auch gedacht haben; denn daß ich Dich mit meinem Gefangstalenten meisterhaft unterstützte, gibst Du gewiß zu. Das Publikum war schon gestern Abend so artig.«

Friedrich entschuldigte sich, daß er nicht früher seine tief empfundene Danksagung für diese Unterstützung habe anbringen können.

»Ist gar nicht nöthig,« erwiderte Alfred. »Ich sehe, Du bist ganz auf dem rechten Wege. Wer sich und seine Macht fühlt, dem wird das Gedächtniß untreu. Ich sagt' es ja gleich, daß Du gute Anlage habest und nur erst auf dem glatten Parquett des großen Welttheaters ein wenig zu recht geschoben sein wollest. Jetzt hast Du es beschritten, ohne zu stolpern, beim nächsten Auftreten kannst

Du schon darauf tanzen. Aergerlich nur war die fatale Störung am Schlusse der ersten Abtheilung. Ich spannte wirklich schon alle Fittiche meiner Seele aus, um getragen und umwozt von dem Sehnsuchtsschluchzen Deiner Saitentöne über die Alpen fortzuschweben; da schwirrten disharmonische Klagerufe dazwischen und stürzten mich aus allen Himmeln meiner Illusion. Ich sage Dir, Herzensjunge, der Vortrag dieses Liedes mit Deinen Variationen war magnifique. Damit kannst Du allerwärts paradieren! Wer mochten wohl die unzeitigen Scandalmacher sein?«

»Ich weiß es wahrhaftig nicht, und – offen gestanden – ich habe später in dem mich umschwirrenden Rausche ganz vergessen, die Billeteure danach zu fragen.«

»Komm auch nichts darauf an,« erwiderte Alfred. »Personen von Distinction waren es nicht, sonst wären ihre Namen noch während des Concertes bekannt geworden, oder Du hättest Dich wohl gar genöthigt gesehen, zu schließen, um der allgemeinen Trauer über einen so schweren Unfall nicht hinderlich zu werden. Um obscure Menschen kümmert sich die Gesellschaft nicht, und so habe ich das Vergnügen, Dich heute doppelt glücklich zu nennen! Weißt Du, daß Du schon ganz anders aussiehst? Viel zuversichtlicher, viel siegesgewisser?«

»Ich bin auch ein Anderer, das fühl' ich; hoffentlich aber nicht im schlimmen Sinne. Mich dünkt, es kann jetzt etwas aus mir werden.«

»Hoffentlich! Doch nun sprich: wie bist Du mit dem realen Gewinne Deines Debuts zufrieden? Klimpert und klappert es brav?«

»Ueber alle Erwartung gut,« erwiderte Friedrich. »Ich glaube beinahe, ich könnte anfangen, Geschäfte in Banco zu machen, wenn ich nur etwas davon verstünde.«

»Wer die Lust dazu in sich spürt, dem kommt das Verständniß über Nacht! Wie ein Amt Verstand gibt, so verleiht der Besitz von Geld die Fähigkeit, den silberäugigen Geist Banco immer besser zu begreifen. Bleibe hier, und ich garantire, daß Du bei nur einiger Vorsicht noch unter die Zunft der Börsenbeherrscher gehen kannst, wenn Du willst. Gesang und Spiel sind jetzt nicht mehr brodlose Künste, wie ehemals. Die Menschen sind einsichtsvoller geworden, und darum bezahlen sie eine seltene Fertigkeit im Gebrauch der Stimmritze oder eine virtuose Gewandtheit der Fingerspitzen eben so gern und theuer, als rare Waare. Nicht die Musik, nicht den Gesang, die Virtuosität, d. h. die technische Geschicklichkeit glaubt man versilbern und vergolden zu müssen. Darum dürfen wir Künstler auch triumphirend ausrufen:

»Der Virtuos soll mit dem Geldmann gehen,
Sie Beide stehen auf des Zeitgeist's Höhen!
Lalalala – la – la!«

»Allerliebste Complimente machst Du uns da,« sagte Friedrich in heiterster Laune, warf alle Schreibmaterialien und Visitenkarten bunt durch einander in den Secretär und schloß diesen. »Aber Du hast gewissermaßen Recht. Der Ruf, das Glück prickelt mich in allen Gliedern. Es macht mich unruhig und ich hätte wohl Lust, ein wenig

so recht zwecklos herumzustreifen. Darf ich mich Deiner Begleitung erfreuen?«

Alfred umarmte den Freund, drehte sich mit ihm im Kreise um und stimmte das Champagnerlied aus Don Juan an.

»Es wäre grausam, eine so geringfügige Bitte Dir abzuschlagen,« versetzte er, seinen Gesang unterbrechend. »Ein Mensch, welcher das bescheidene Alltagskleid bettelhafter Kleinstädterei und ehrenwerthen aber höchst langweiligen Philisterthums mit dem eleganten Gewande zeitgemäßer Bildung vertauscht, und von selbst zu der Einsicht kommt, daß er bisher der verwerflichsten Barbarei anhing, verdient jegliche Unterstützung. Komm denn, ich will Dein Führer, Dein Mentor sein. Du kennst unsern Club noch nicht. Dahin geleite ich Dich jetzt. Man ist begierig, Deine Bekanntschaft zu machen, denn man hat im Allgemeinen seit gestern eine sehr gute Meinung von Dir. Geigenspiel, heißt es jetzt, um mich eines hier allgemein verständlichen Ausdruckes zu bedienen, ›viel begehrt‹; Virtuosenenthum behauptet sich in ›steigender Tendenz‹. Also vorwärts, vorwärts! Man ist nur einmal jung, man kann nur eine sehr kurze Zeit den schäumenden Becher wahren Lebens mit Lust und Feuer genießen, und wem Fortuna beglückend zulächelt, der sei beileibe nicht blöde, sondern greife rasch zu, damit, wenn das wankelmüthige Gebilde ihm auch wieder entwischt, doch ihr goldstrotzendes Gewand in seinen Händen zurückbleibe!«

Wir lassen die Glücklichen einstweilen in den Club gehen, um uns in das Hôtel Silbermann's zu begeben, wo bereits Vorkehrungen für die Abendunterhaltung getroffen werden, welche der reiche Banquier in den nächsten Tagen zu geben beabsichtigt.

ZWEITES KAPITEL. RECHA UND IHR VATER.

In einem kleinen Erkerzimmer des geräumigen Gebäudes treffen wir die Tochter des Hauses in Gesellschaft einer jungen Engländerin. Beide Mädchen plauderten lustig mit einander in englischer Sprache, scherzten, lachten, lasen dann wieder in dem vor ihnen liegenden aufgeschlagenen englischen Buche oder gingen einige grammatikalische Regeln mit einander durch. Die junge Engländerin besaß den richtigen Takt, um ihren Schülerinnen – sie unterrichtete nur Damen – die Sprache spielend beizubringen. Sie sprach selbst nie ein Wort Deutsch, obwohl sie es recht gut verstand. Sie docirte aber auch nicht trocken, ernst und schwerfällig. Plaudernd, erzählend lehrte sie, und in gleicher Weise der fremden Sprache sich nach Kräften bedienend, machten die Meisten ihrer Schülerinnen die erfreulichsten Fortschritte.

Recha war eine vorzügliche Schülerin. Sie besaß angeborenes Sprachtalent, fühlte fortwährend einen seltenen Drang, ihre Kenntnisse zu vermehren, faßte leicht und prägte das einmal Gehörte ihrem Gedächtnisse fest ein. Das Lernen war ihr keine Last, sondern eine Lust. Sie hielt jede Stunde für eine verlorene, in welcher sie nicht etwas für die Bildung ihres Geistes und Herzens

that. Darum sah Niemand Recha je müßig, obwohl sie es aus Bequemlichkeit gern hätte sein können. Denn als einziges Kind ihres reichen Vaters konnte sie das Leben ganz so genießen, wie es ihr am angenehmsten war.

Selten sind zwei junge Mädchen einander unähnlicher in ihrem Aeußern gewesen, als Recha Silbermann und Miß Lydia Sweet. Die Tochter des Banquiers, das ganze Ebenbild ihres Vaters, war klein und zart von Wuchs, ungemein beweglich, hatte große, kohlschwarze Augen und Haar von gleicher Farbe, das in zahllosen natürlichen Locken das nicht sowohl tadellos schöne als feine Haupt umwallte. Miß Lydia dagegen imponirte durch ihre Körpergröße. Ihre Bewegungen waren mehr hastig, als anmuthig lebendig, und das zu falbblonde Haar, auf dessen Pflege sie nur wenig Sorgfalt verwandte, würde auch ein schöneres Gesicht nicht besonders gehoben haben.

Recha's Stimme klang weich und glockenhell, Lydia sprach etwas hart und in ihrem Tone lag wenig Metall. Die Tochter des Banquiers überlud sich durchaus nicht mit Kleidungsstücken, aber sie machte jederzeit sehr sorgfältig Toilette, ihre Lehrerin dagegen erschien selten vortheilhaft gekleidet, obwohl die Stoffe zu ihren Gewändern immer kostbar waren. Diese Verschiedenheiten beider Mädchen, die auch eine große Verschiedenheit ihrer Charaktere wenigstens ahnen ließen, schmälerten doch keineswegs ihre Freundschaft, denn freundschaftlich war das Verhältniß zu nennen, das sich zwischen Lydia Sweet und Recha Silbermann gebildet hatte.

»Lassen wir es für heute gut sein, liebste Lydia,« sagte jetzt Recha, das aufgeschlagene Buch schließend und ihre blitzenden Augen auf die lehrende Freundin heftend. »Es muß sogleich zwölf schlagen und gewiß kommt der Papa heute etwas früher als gewöhnlich zum Frühstück, weil er neugierig ist.«

»Neugierig!« erwiderte Lydia. »Wie kann das angehen! Herr Silbermann neugierig!«

»Nicht wahr, das klingt närrisch, unglaublich. Dennoch ist es buchstäblich wahr. Papa ist heute neugierig, o, so neugierig, daß wir Beide Unterricht bei ihm nehmen könnten.«

Ein reizendes Lächeln spaltete die vollen Lippen des jungen Mädchens, während sie mit schelmischem Nicken ihre Worte betheuerte.

»Aber ich nicht versteh' Sie,« sagte die Lehrerin. »Englisch Mann niemals neugierig, englisch Banquier ganz kalt, kalt wie Zahlen und Metall.«

»O, nicht doch, nicht doch, meine liebe Freundin!« versetzte Recha gutmüthig. »Banquiers sind auch Menschen und haben Herzen wie Andere, Gefühle, Wünsche, Neigungen, wie Jeder von uns; der englische Banquier versteht vielleicht nur sein Herz als kluger Geschäftsmann besser zu verbergen.«

»O, ich nicht das glaube!«

»Ich aber, liebste Lydia, weiß es. – Waren Sie gestern Abend im Concert?«

»Gewiß! Hat gefallen mir *very* wundervoll! Nicht auch Ihnen?«

»Auch mir, aber hat Ihnen die Störung nicht mißfallen?«

»O yes! Sehr garstig fand ich das Lärm.«

»Mehr noch haben wir denjenigen, der die Störung unwillkürlich verursachte, zu beklagen. Es ist ein armer, rechtschaffener Mann, dem dies Unglück zustieß. Papa kennt ihn und möchte ihm gern helfen. Darum trug er mir auf, ich solle mich heute noch vor dem Frühstück nach seinem Befinden erkundigen und dabei fragen lassen, ob er wohl irgend einer Hilfe bedürftig sei? Der Bediente muß alsbald zurückkommen und auf die Antwort, die er bringt, ist Papa ganz gewiß neugierig. Ist das wohl erlaubt, meine gute Lydia?«

Die Engländerin ward auch von dieser Mittheilung nicht erwärmt. In dem überlegenden Ausdruck ihrer Miene konnte man lesen, daß sie von dem Munde der Freundin etwas vernommen hatte, was ihr ganz fremdartig klang. Um nicht anzustoßen, half sie sich mit einem erzwungenen:

»Ich weiß nicht.«

Die lebhafteste, feinfühlende Recha würde sich bei dieser Antwort schwerlich beruhigt haben, wäre nicht zum Glück der abgeschickte Bediente jetzt zurückgekommen. Mit der hastigen Frage: »Nun?« eilte Recha auf ihn zu.

»Fräulein wollen entschuldigen, wenn ich nur sehr oberflächlichen Bescheid bringe,« versetzte ehrerbietig der Bediente. »Herr Landenberg zu sprechen war unmöglich. Seine Tochter widersetzte sich diesem Ansinnen mit Heftigkeit. Das Kind mochte wohl viel geweint haben,

denn sie hatte noch ganz rothe, dicke Augenlider. Sie dankte sehr, ließ mich aber kaum über die Schwelle. Nöthig hätten sie nichts, fügte sie hinzu; auch wollten sie Niemand zur Last fallen. Vater sei eingeschlummert und es werde gewiß bald wieder ganz gut gehen.«

»Armes, unglückliches Kind!« sprach Recha theilnehmend. »Du nanntest doch unsere Namen?«

»Gewiß that ich es, ich glaub' aber beinahe, Jungfer Landenberg hat mich gar nicht verstanden. Sie schien sehr zerstreut zu sein und antwortete nur, immer nach der Thür des Schlafgemaches hinhorchend: So, so! – Die armen Menschen wohnen erbärmlich, wirklich, ganz erbärmlich!«

»Schon gut, geh' nur!« erwiderte Recha. »Ich höre den Vater; mit ihm will ich überlegen, was sich für Landenberg's thun läßt.«

Miß Lydia Sweet packte ihre Bücher zusammen, machte einen seltsam steifen Knix vor ihrer lebhaften Schülerin und durchmaß mit zwei großen Schritten das ganze Zimmer.

»Bitte um Entschuldigung, beste Lydia!« rief Recha ihr nach. »Das nächste Mal will ich viel, viel aufmerksamer sein.«

Lydia wendete sich an der Thür nochmals um, zog den Kopf niederwärts, wie eine bewegliche Gliederpuppe, und rauschte dann seitwärts durch die Thür auf's Corridor. Gleich darauf trat Silbermann in das Boudoir seiner Tochter, die sich zärtlich an ihn schmiegte und glücklich ihm in's Auge schaute.

Der Banquier strich Recha die Locken aus der Stirn und küßte diese.

»Ich bringe Dir Arbeit,« sagte er, auf ein Convolut Papiere zeigend, das er in der Linken trug.

»Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften! könnte ich mit dem Prinzen in Lessing's ›Emilia Galotti‹ ausrufen, wenn ich gleich ihm mißmüthig und leidenschaftlich wäre. Weil ich aber am liebsten meine eigenen Wege wandele, will ich das Leben von der hellen Seite zu fassen suchen, und heiter, zufrieden und mild bleiben, auch dann, wenn es manchmal auf allen Seiten gewittert. Wie steht es mit Landenberg?«

Recha theilte dem Vater die so eben von dem Bedienten erhaltene Antwort mit. Silbermann legte inzwischen die mitgebrachten Papiere auf den Schreibtisch der Tochter und setzte sich in die Causeuse. Seinen Silberstift, den er selten aus der Hand legte, spielend durch die Finger schiebend, sagte er seufzend:

»Der arme, arme Mann! Ich fürchte, ich fürchte, es wird ihm Niemand mehr helfen können! Sieh, mein Kind,« fuhr er fort, die graziöse Tochter zu sich winkend, »alle Hilfe, welche von Menschen ausgeht, gleicht einem Balle, den Einer dem Andern zuwirft, damit er ihn mit glücklichem Griff auffange. Diesen Griff besitzt aber nicht Jeder und darum fruchtet oft auch die freigebigste Hilfe nichts. Ich habe lange schon nachgedacht, wie diesem Landenberg wohl am leichtesten beizuspringen sei, und obwohl ich mich einiger Lebenserfahrung und Menschenkenntniß rühmen darf, muß ich doch bekennen, daß ich

noch jetzt ziemlich rathlos dastehe. Ich habe über den Mann Erkundigungen eingezogen, und nur Gutes gehört. Dennoch halte ich ihn fast für verloren.«

»Wie kann dies möglich sein, Vater!«

»Weil er zu ehrlich ist,« sagte Silbermann niedergeschlagen.

»Ist Ehrlichkeit denn ein Fehler?«

»Nein! Ehrlichkeit in den Goldrahmen der Klugheit gefaßt, ist eine Tugend, die mehr empfiehlt als alle übrigen guten Eigenschaften zusammengenommen; Ehrlichkeit an sich aber, ich meine jene naturwüchsige Ehrlichkeit einer Seele, die rein geblieben ist von jeglicher gemeinen Hauchberührung, ist ein Unglück.«

»Du sprichst in Räthseln!«

»Leider nicht!« fuhr Silbermann fort. »Die große Menge, die ich doch nicht sehr hoch schätze, würde mich ganz gut verstehen. Um Landenberg glücklich zu machen, müßte man ihn entweder auf eine von Engeln oder engelartigen Wesen bevölkerte Insel versetzen, oder man müßte die Kraft besitzen, Menschen zu schaffen ohne gemeine Neigungen, ohne abstoßende Eigenschaften. Landenberg spricht immer, wie er denkt. Nicht die überlegende Klugheit, der Takt seines Herzschlages ist der Gradmesser seiner Rede. Damit aber kommt heutigen Tages kein Mensch mehr durch die Welt. Wer das versucht, schmiedet sich täglich mit eigener Hand Nägel zu seinem Sarge, unterhöhlt den Boden, wo er sieht, und jagt unbarmherzig den Sendling des Glückes von seiner Schwelle!«

»Hätte Landenberg dies Alles gethan?« fragte Recha, ihr Lockenköpfchen auf die Causeuse lehnend und mit unschuldigem Auge den Vater anlächelnd. »Du meinst doch, er sei ein Mann, für den man sich verwenden müsse.«

»Diese Meinung ist inzwischen bei mir zur Ueberzeugung geworden, liebes Kind, allein, kann ich Menschen umformen? Wie es mich immer schmerzt, wenn ich sehe und höre, daß Bevorzugte Andere, deren Stellung in der Welt eine sehr abhängige ist, dies überall empfindlich fühlen lassen, so erschrecke ich allemal, wenn es von Jemand heißt: er fügt sich nicht! Es gibt gar keine fürchterlichere Redensart; denn weiß man den Sinn dieser vier kleinen Worte recht zu deuten, so heißt das: Er nimmt nie Rücksichten, weder auf Menschen, noch Dinge, noch Zustände; er ist eigensinnig, eingebildet, rechtshaberisch; sein Wesen zieht Niemand an, er stößt vielmehr Jedermann ab! Mit einem Worte: Wer sich nicht fügt, stellt sich außerhalb der Grenzen, welche geselliges Leben, Sitte, Gewohnheit, Umgangston und Weltklugheit als Lebens- und Weisheitsregeln für Alle aufgestellt haben. Kann es aber ein größeres Unglück für den Einzelnen geben, als die Nichtbefolgung solcher von der Welt gegebenen Gesetze? Was wäre wohl aus unserm viel geschmähten, verfolgten, verspotteten und gemarterten Volke geworden, hätte es zum Princip *seines* Lebens diese paar Worte gemacht! – Nein, wir fügten uns immer und blieben doch ohne Wandelung Kinder Gottes. Wir handelten stets nach den herrschenden Gesetzen der Welt,

oft genug nach der launenhaften Willkür unserer erbittertsten Feinde, zu Grunde aber gingen wir deshalb nicht. Die Seele kann sich stolz aufbäumen, wenn auch ihre Wohnung, der Körper, sich bückt, schmiegt und krümmt. Man ist nicht unredlich, ein Feigling, wenn man dem Lispeln der Klugheit Gehör schenkt, aber man begeht ein Unrecht gegen sich selbst und bricht die Brücke ab, die uns zur Vollendung führt, wenn man der ganzen Menschheit zähneknirschend die Faust zeigt.«

»Das thust Du freilich nicht, Väterchen,« erwiderte Recha mit schelmischem Lächeln. »Die Faust zeigt Du Niemand, Du gibst am Liebsten Jedem eine offene, nie aber gern eine leere Hand. Das hat ja auch Landenberg erfahren.«!

»Ich habe ihn nicht beschenkt, nur helfen wollte ich,« versetzte der Banquier. »Weil ich aber weiß, daß jede momentane Hilfe fast immer nur die Quelle neuer und gewöhnlich auch drückenderer Verlegenheiten wird, hielt ich es für meine Pflicht, weiter zu gehen und dem Ursprunge des Uebels nachzuspüren. Jetzt habe ich es entdeckt. Es liegt in den Worten, die mir wohl sechsmal um die Ohren schwirrten: Er fügt sich nicht!«

»Laß uns Geduld haben, Väterchen, vielleicht fügt er sich uns, Dir,« meinte Recha. »Du hast doch schon Manchen mit Deiner milden Liebe, mit Deiner warnenden Prophetenstimme andern Sinnes gemacht!«

»Es war nicht mein Verdienst, es war die Folge unserer historischen Vergangenheit,« sagte Silbermann nachdenklich. »Versuchen werd' ich es, wenn er am Leben

bleibt, damit allein jedoch kann ich mich nicht begnügen. Ich will wissen, ob der Giftpfeil seines Lebens, diese scharf geschliffene Phrase ›er fügt sich nicht‹ ein freiwilliges oder ein gezwungenes Product seines Erdendaseins ist. Und dazu soll Baumfahl mir Fingerzeige liefern!«

»Baumfahl?«

»Kein Anderer ist mehr dazu befähigt,« fuhr der Banquier fort. »Es gewährt mir Genuß, den Entwicklungskeimen eines Menschenlebens, das mir Interesse einflößt, im Stillen nachzuspüren, und gleichzeitig die Schwächen und Stärken verschiedener Individuen kennen zu lernen. Wie ich über Religion im Allgemeinen denke, ist Dir, liebe Tochter, kein Geheimniß mehr. Das sogenannte religiöse Bekenntniß kann mich niemals weder für noch gegen Jemand einnehmen. Mir gilt der Mensch immer nur seinem moralischen Werthe nach, insofern dieser sich aus seinen Handlungen abschätzen läßt. Ueber Baumfahl bin ich noch im Unklaren. Darum muß ich ihn prüfen, ihn ganz ergründen, ehe ich ein Urtheil über ihn fälle. Seine Vergangenheit blieb bis dahin, kurze Zeitabschnitte ausgenommen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir wissen nichts von seiner Jugend, und doch gibt gerade die Jugendgeschichte eines Menschen uns den sichersten Maßstab für richtige Beurtheilung seines späteren Lebens. Darum habe ich mich entschlossen, ihn wie manchen Andern einzuladen. Auch der talentvolle Virtuose Vollton gibt mir vielleicht einen Anhaltspunkt, denn so viel ich ahnen konnte, ist er ein Landsmann Baumfahl's und Landenberg's. Dies, liebe Recha, wird Dir

mein Verfahren erklären. Jetzt laß uns, ehe die Börsenzeit all meine geistigen Kräfte in Anspruch nimmt, ein wenig frühstücken. Tante Sarah hat schon dreimal die Stühle gerückt, was ja das sicherste Zeichen ihrer nicht mehr zu beschwichtigenden Ungeduld ist. Später sieh' diese Papiere hier durch. Ich hatte keine Zeit dazu. Notire Dir, was Dir wichtig scheint, und erstatte mir heute Abend beim Thee Rapport. Die Entscheidung fällt mir dann leichter.«

Recha hatte während der letzten Worte ihres Vaters die auf ihrem Schreibtische liegenden Papiere entfaltet und einen flüchtigen Blick darauf geworfen. Sie legte sie jetzt wieder fort, indem sie aufstand, den Vater umarmte und einen Kuß auf seine Lippen hauchend, sagte:

»Nichts, als Bittschriften, bester Vater! Wie herrlich aber ist das Leben, wenn man unter viele solcher Bittschriften mit fester Hand sein: ›Gewährt!‹ schreiben kann.«

Silbermann reichte der graziösen Tochter seinen Arm und trat mit ihr in das anstoßende Familienzimmer, wo ein einfaches Frühstück ihrer harrte.

DRITTES KAPITEL. EIN ERLAUBTES GESCHÄFT.

Baumfahl hatte eine sehr lange dauernde Unterredung mit einem ältlichen Herrn von würdigem Aussehen. Es fiel auf, daß der Rentier so lange sich mit einem Fremden unterhielt, da er in Geschäftsangelegenheiten nicht gern mehr sprach, als nöthig war. Mehr noch gab es für die Bedienten zu glossiren, als das Gespräch der beiden

Herren von Zeit zu Zeit auffallend laut ward. Baumfahl's Stimme klang rauh und hart, der Fremde sprach ruhiger, aber rasch und dringlich. Was jedoch zwischen den Herren verhandelt wurde, blieb den Bedienten ein Geheimniß.

»Sie kennen jetzt meine Ansicht, Herr Sonderling,« sprach Baumfahl, seine Uhr ziehend. »Thun Sie, was Ihnen gefällt. Sie haben vollkommen freie Hand.«

»Wenn ich es thue, werde ich ein ruinirter Mann sein, falls auch diese Speculation nicht innerhalb eines Jahres rentirt, was ich kaum annehmen darf.«

»Dann bleiben Sie davon! Wer etwas unternimmt, muß wissen, welchen Erfolg er davon erwarten darf.«

»Ich glaube, Ihnen bewiesen zu haben, daß der Erfolg sehr lucrativ sich gestalten muß, wenn man mir Zeit läßt.«

»Nun also! Riskiren Sie denn etwas? Zeit ist Geld, sagen die Engländer, die Sie doch wohl für kluge Handelsleute gelten lassen. Sie bekommen Geld, benutzen Sie damit die Zeit.«

»Ich kann die Sonne nicht zwingen, langsamer zu laufen. Ließe sich ein Jahr seiner Dauer nach zu zweien verlängern, so sähe ich mich aus allen Bedrängnissen gerettet. Was ich Ihnen biete, ist annehmbar.«

»Für mich nicht! Sie haben mein Gegengebot.«

Sonderling erfaßte die Hand des Rentiers und legte alle Wärme des Gefühls, die ihm zu Gebote stand, in seine Worte.

»Sie waren nicht immer der reich bemittelte Mann, der Sie jetzt sind,« sprach er. »Bedenken Sie dies und erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie vielleicht auch mit schweren Sorgen kämpften, mit Bekümmerniß arbeiteten, um sich eine bessere Zukunft zu schaffen. Ich bin so offen gegen Sie gewesen, daß ich jetzt fast willenlos in Ihre Hände gegeben bin. Sie können mir helfen, dauernd helfen, und nie – nie – so wahr Gott mich hört – nie würde ich Ihnen eine solche Hilfe vergessen, obwohl sie kein Freundschaftsdienst genannt werden kann. Die Bedingungen aber, die Sie an Ihre sogenannte Hilfe knüpfen, müssen mich verderben, wenn ich nicht ganz unerwartetes Glück habe.«

»Lassen wir doch alle sentimental Redensarten bei Seite,« erwiderte Baumfahl ungeduldig. »Sie sind Herr Ihrer Handlungen, Herr Ihres Willens. Niemand zwingt Sie, zu thun, was Ihnen nicht gefällt oder bedenklich in seinen Folgen erscheint. Was also wollen Sie denn?«

»Eine Hilfsleistung, wie sie im Geschäftsleben fast täglich begehrt und gewährt wird.«

»Ich bin ja bereit, Ihnen zu dienen!«

»Nennen Sie das noch dienen?«

»Gewiß! Man dient einem Andern immer, wenn man ihm Credit oder gar, wie ich es ja thun will, baare Mittel gibt.«

»Mit solchen Bedingungen! Haben Sie nie gehört, daß Wucher strafbar ist?«

»Mein Herr,« sagte Baumfahl, »ich verbitte mir alle moralische Vorlesungen. Es gibt keinen Wucher! Wie hoch

ich mein Geld im Werthe anschlage, darüber habe ich ganz allein, kein Anderer, zu entscheiden. Wem mein Preis nicht convenirt, der braucht ihn nicht zu zahlen. Verstehen Sie mich?«

»Sehr wohl.«

»Dann wollen wir abrechnen und ein Ende machen.«

»Sie jagen mich in den Tod!«

»Ich? Wenn ich Alles Ihrem freien Willen überlasse?

Ha, ha! Mit solchen Redensarten fangen Sie mich nicht!«

»Von den Verhältnissen gezwungen, ist der Mensch nicht mehr Herr seines Willens. Die Verhältnisse aber zwingen mich, Ihre harten Bedingungen zu unterzeichnen, um – um – bessere Tage abzuwarten.«

»Nennen Sie das hart? Ich nenne das menschenfreundlich handeln. Sie würden über Herzlosigkeit, Grausamkeit und Gott weiß, was sonst noch, klagen, wenn ich kurzweg zu Ihnen sagte: ich habe kein Geld für Sie! – Das sage ich nicht; im Gegentheil, ich bin sehr gern erbötig, Ihnen baare Summen vorzustrecken und bedeutenden Credit noch obendrein zu geben. Nur Sicherheit verlange ich und für die Gefahr, in welche ich mich durch meine bereitwillige Hilfe begeben, ein ungefährliches Aequivalent. Darin finde ich weder etwas Ungewöhnliches, noch Hartherzigkeit. Es ist ein Geschäft, das mit Zustimmung beider Theile rechtsgiltig abgeschlossen wird.«

Sonderling zitterte fieberhaft, als er jetzt seine Hand nach einem auf dem Sophatische liegenden Papiere ausstreckte. Er las es stehend noch einmal langsam durch. Baumfahl ging indeß leise pfeifend auf und nieder, und

klimperte bald mit dem Gelde in seiner Tasche, bald spielte er mit der schweren goldenen Uhrkette, die im Gehen hin und her baumelte.

»Ich kann nicht glauben, daß es Ihnen Segen bringt,« sprach der tief bekümmerte Mann, die zitternde Hand nach der Feder ausstreckend und zögernd seinen Namenszug unter das Papier schreibend. Als er sich wieder aufrichtete, sah er todtenbleich aus.

»Hier,« sagte er. »Ich habe wahrscheinlich mein Todesurtheil unterschrieben.«

Baumfahl empfing das Papier. In seinem breitspurigen Gesicht zuckte ein Lächeln.

»Dummes Zeug,« erwiderte er. »Von ein paar Buchstaben stirbt kein Mensch, und ich bin kein blutdürstiger venetianischer Jude, der am Verfalltage eines Wechsels lieber Fleisch als Geld einsäckelt. Bleiben Sie kaltblütig, Herr Sonderling, passen Sie Andern auf den Dienst und benutzen Sie jeden Vortheil, dann wird es Ihnen sicherlich nicht fehlen. Zwölf Monate ist eine lange Zeit, die viele Chancen bietet. Leben und Lebenlassen ist mein Grundsatz. Sie haben jetzt Geld, Credit und freie Bahn. Es kommt nur darauf an, daß Sie diese drei herrlichen Dinge richtig anzuwenden verstehen. Nur, wer dazu Genie besitzt, macht Banco. Ich bitte gefälligst noch um die Schlüssel!«

Sonderling überreichte mit noch immer zitternder Hand dem Rentier zwei kleine eigenthümlich geformte Schlüssel.

»Sie besitzen nun Alles, was mein ist,« sagte der bekümmerte Alte. »Mißbrauchen Sie nicht Ihr Recht, lassen Sie mir Zeit und – und ich will Ihre Güte preisen.«

»Leben und Lebenlassen, mein lieber Herr Sonderling!« versetzte Baumfahl ganz unbefangen. »Papier und Schlüssel wandern, wie Sie sehen, aus meiner Hand in dieses Pult. Da kommen Sie Niemand zu Gesicht und mögen unberührt liegen bleiben, bis zu der Stunde, wo Sie Ihre Verbindlichkeiten erfüllen. Wünsche viel Glück und recht lebhaftes Geschäft!«

Er reichte Sonderling die Hand. Dieser ließ die Berührung geschehen, ohne sie selbst zu erwidern. Er verbeugte sich mechanisch und schied schweigend von dem reich gewordenen Manne.

VIERTES KAPITEL. ZWEI BEKÜMMERTE BEGEGNEN SICH.

Gebeugt von der Schwere der Sorgen, die ihn belasteten, ging Sonderling durch die belebten Straßen. Es war Zeit, die Börse zu besuchen, der bekümmerte Mann aber schlug eine andere Richtung ein. Er wollte seinen vielen Bekannten nicht begegnen, denn er fürchtete, sein Aeußeres könne die innere Unruhe, die ihn beherrschte, verrathen. Das wäre jedenfalls nicht vortheilhaft für ihn gewesen, denn obwohl es ihm bis jetzt durch allerhand kluge, wenn auch häufig gewagte Manöver gelungen war, die wahre Lage seiner Verhältnisse zu verdecken, durchschaute doch Mancher die künstliche Maske zum Theil, und der Credit des Hauses, dessen Chef er sich nannte, war jedenfalls etwas erschüttert. Das Geräusch an der

Börse würde ihn verwirrt, jeder scharf auf ihn geheftete Blick ihn beunruhigt haben. Er wußte, daß sein jüngerer Bruder dorthin eilte, und die Gegenwart desselben genügte vollkommen, das Haus zu vertreten.

Sonderling ging an den Hafen. Er hoffte von dem Anblicke des belebten Stromes Erleichterung. Wie er aber der Schiffe ansichtig ward, fiel eine neue noch größere Last auf seine beengte Brust. Sie waren ja die unglücklichen Entführer seines ganzen Vermögens, vielleicht bald auch seines redlichen Namens. Tausende nach Tausenden hatte er hoffnungsvoll ihren treulosen Borden anvertraut, um sie jenseits des großen Weltmeeres zu verwerten, statt des gehofften Gewinnes und baarer Summen aber kehrten nur höchst unsichere Papiere zu ihm zurück, die dereinst vielleicht einen reellen Werth erhalten konnten. Um nicht zu feiern und dadurch Bedenken zu erregen, ließ Sonderling der ersten Sendung eine zweite, dritte, vierte folgen, und arbeitete sich bei spärlichen Zahlungen seiner überseeischen Geschäftsfreunde immer tiefer hinein. Wie in einem grundlosen Strudel versanken Waaren und Geld in dem großartigen Exportgeschäft, an dessen Spitze der ältere Sonderling stand. Der erfahrene Mann begriff das Gefährliche seines Wagens, aufhören aber, plötzlich abrechnen durfte er nicht, wenn er nicht auf der Stelle sich selbst ruiniren wollte. Es galt also, gleichmüthig und besonnen zu bleiben, die Gefahr klug zu verbergen, mittelst geschickter Operationen den bereits drückend werdenden Geldmangel zu verdecken.

Eine Zeit lang glückte dies über Erwarten gut. Die Thätigkeit des allgemein geachteten Hauses gerieth nicht in's Stocken, eher bemerkten aufmerksame Beobachter sogar eine Vermehrung derselben. Als aber die Fristen abliefen und für große Summen, welche die Gebrüder Sonderling von transatlantischen Plätzen erwarteten, Deckung um jeden Preis herbeigeschafft werden mußte, erheischte die Erhaltung der kaufmännischen Ehre große Opfer.

Der Chef des Hauses hatte wiederholt mit Baumfahl verkehrt. Dieser stets geldreiche Mann wucherte jederzeit gern mit seinen baaren Mitteln. Es lag aber in dem ursprünglichen Charakter und dem ganzen Lebenslaufe Baumfahl's kein Zug von Noblesse oder gar von Großsinnigkeit. *Geld machen* war ihm nicht nur ein Vergnügen, er hielt es auch für das allein würdige Lebensziel eines Mannes von Verstand. Oft genug sprach er es öffentlich aus, Geld sei das Höchste, dem Besitz von Banco nichts Anderes zu vergleichen!

Bei solchen Gesinnungen war es nicht zu verwundern, daß der berechnende Rentier seine Habe auf jede Art, die sich ihm vortheilhaft darstellte, vermehrte. Mit seltenem Scharfsinn errieth er die geschäftliche Lage derer, welche bei ihm Wechsel discountirten oder gegen gute Effecten Vorschüsse von ihm begehrten. Er war immer bereit zu helfen, wenn er ganz in der Stille ein paar Procent mehr verdienen konnte.

Die Gebrüder Sonderling engagirten sich nun mit diesem Manne innerhalb weniger Jahre so stark, daß sie von ihm abhängig wurden. Baumfahl sah ihren Fall voraus,

aber er war immer bereit, den Bedrängten noch mehr baare Mittel zu verschaffen. Freilich wuchsen mit dem größern Bedarf auch die Procente. Sonderlings hätten sich nun gern frei gemacht, aber sie vermochten es leider nicht mehr. Baumfahl war ihr Herr geworden, dessen Winke sie blindlings gehorchen mußten. Ein Wort von ihm konnte sie vernichten. Darum kehrten sie immer und immer wieder zu dem schrecklichen Helfer in der Noth zurück, bis sie ihm endlich ihre ganze Habe nebst liegenden Gründen als Pfand verschrieben hatten.

Als der ältere Sonderling das Haus des Rentiers verließ, war er dessen Slave geworden. Er besaß nichts mehr, Baumfahl trug die Schlüssel zu seinen ihm verpfändeten Speichern in der Tasche. Dafür aber wurde ihm von dem reichen Manne eine Summe Geldes in Banco zugeschrieben, die vorerst neue Unternehmungen gestattete und für den Augenblick wirklich eine Rettung war. Dies durchschaute Baumfahl und darum warf er sich stolz in die Brust und sagte mit hochfahrender Miene dem ihm bereits Verfallenen keck in's Gesicht, es gäbe keinen Wucher. Sein gutes Geld könne Jeder so hoch verkaufen, als er es bezahlt bekomme. Wem der von ihm gemachte Preis zu theuer erscheine, brauche es ja nicht zu nehmen. Es stände Jedem frei, zu andern, billigeren Geldmännern zu gehen, wenn man deren zu finden wisse. Solche und ähnliche Worte führte der Rentier stets im Munde, und er legte das meiste Gewicht gerade dann darauf, wenn er wußte, daß derjenige, dem er so uneigennützig Rathschläge ertheilte, gar keinen Gebrauch davon machen konnte. In

einem gewissen Sinne hatte er Recht. Er war augenblicklich ein hilfreicher, freundlicher Wohlthäter für den Unglücklichen, dem sich keine andere rettende Hand entgegenstreckte.

Sonderling machte sich keine Illusionen über seine Lage. Er konnte mit ziemlicher Gewißheit den Tag vorausbestimmen, wo er vor aller Welt ein ruinirter Mann sein werde. Dennoch aber hoffte er, und seine Hoffnung mehrte sich, als er die Hafenummauer entlang ging und seine Blicke auf den Eis treibenden Strom fielen.

War das nicht ein Bild seines Lebens, des Menschenlebens überhaupt? Die eisumstarrten Schiffe, an deren Masten sich jetzt kein Segel blähte, waren von Fesseln umgürtet, wie er, aber mildere Lüfte befreiten sie dereinst von den hemmenden Banden, und neu bewimpelt schaukelte die hochrollende Fluth sie wieder hinaus in's weite Meer! Konnte ihm nicht auch ein neuer Frühling blühen?

Oder war er verloren für immer, weil die Gegenwart so düster, die nächste Zukunft in Nacht gehüllt vor ihm lag? Jenseits des großen Oceans lagen ja seine irdischen Güter. Er hatte sie, dem hoffenden Säemanne gleich, dem Fruchtboden einer fremden Erde anvertraut, damit sie ihm doppelte Zinsen trügen. Nur mußte er die Zeit der Reife abwarten und nicht ungeduldig werden.

Er lehnte sich über die Hafenummauer und sah hinab auf die treibenden Schollen, die mit der Fluth immer dichter sich übereinander schoben. Auf dem Strome war kein Leben. Hin und wieder kräuselte schwacher Rauch über

dem Schornstein einer Cambüse, einige Eisboote suchten eine freie Rinne zu bilden, um ein paar Schuten Platz zu machen. Sonst war es rundum still und öde.

In Gedanken versunken, achtete er nicht auf die wenigen Vorübergehenden; auch die weinerliche Stimme eines Kindes, das ihn schon mehrmals angesprochen hatte, überhörte er. Erst ein bemerkbares Zupfen am Rockschooß machte Sonderling aufblicken. Ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren stand fröstelnd neben ihm und hielt ihm beide blutrothe Hände mit der Bitte um Brod entgegen.

Sonderling pflegte bettelnde Kinder selten zu beschenken, diesmal aber reichte er der frierenden Kleinen einen Doppelschilling, den das Kind dankend annahm und dann trippelnd in seinem dünnen Kleidchen weiter lief.

»Wer weiß, ob mir nicht anch einmal mit ein paar Schillingen gedient ist!« sprach er zu sich selbst, dem forteilenden Kinde langsam nachgehend. »Reichthum macht hart – behaupten die Menschen – sollte wohl Armuth das Herz leichter erweichen?«

Er legte die Hände auf den Rücken und folgte dem bettelnden Kinde, das er immer im Auge behielt. Es sprach wiederholt Begegnende an, erhielt aber selten eine Gabe. Die Meisten achteten gar nicht auf die klagende Stimme. Einige stießen das arme Mädchen roh bei Seite. Nur zwei Matrosen und ein schlicht gekleideter Bürger alten Schlag sprachen freundliche Worte mit ihm und reichten ihm kleine Gaben.

Das Kind schien Eile zu haben. Es versenkte gewissenhaft die erhaltenen Geldgeschenke in ein kleines verborgenes Täschchen, und lief unaufhaltsam, die kalten Hände sich oft heftig reibend, weiter. Nur einmal blieb es vor dem Keller eines Hökers stehen und betrachtete mit verlangendem Blicke die gelbbraunen Rundstücke am Fenster. Zögernd trat es dann die vier Stufen hinab, den Bewohner um Brod ansprechend. Eine rauhe Männerstimme antwortete barsch auf die flehende Bitte und das Kind eilte verschüchtert die Stufen wieder hinauf, ohne Brod erhalten zu haben.

»Bist Du hungrig?« redete Sonderling das Mädchen an, es überholend.

»Ach ja, Herr!«

»Warum kaufst Du Dir nicht ein Stückchen Brod? Du hast ja eben von mir und einigen Andern Geld erhalten.«

»Das gehört mir nicht, das muß ich abliefern,« sagte das Kind ängstlich.

»Sind Deine Aeltern krank?«

»Ich habe nur eine Mutter.«

Sonderling fixirte das Mädchen und die Scheu desselben, nicht weniger die Eile, die es vorwärts trieb, fielen ihm auf.

»Wenn Du nach Hause kommst, wird Dein Hunger gewiß gestillt werden,« sagte er zutraulich. »Hast Du noch weit nach Deiner Wohnung?«

Das Kind brach jetzt in Thränen aus. Es gab keine Antwort, aber es hielt Schritt mit dem ältlichen Herrn, der noch einige Fragen an dasselbe richtete.

»Sie sind so gut,« erwiderte endlich die Kleine. »Wenn ich nur noch vier Schillinge bekäme, dann brauchte ich nicht länger zu hungern.«

»Liebt Deine Mutter Dich nicht?«

»O, meine Mutter! – Sie darf mich nicht lieb haben!«

»Wer kann sie daran hindern?«

»Mein – der Stiefvater!«

Sonderling errieth, daß er hier eins jener traurigen Geschöpfe vor sich habe, die von frühester Jugend an ein Opfer thierischer Rohheit und gemeinsten Egoismus werden. Um das Kind nicht zu verschüchtern und auch nicht abzuhalten, fragte er nur nach Stand und Namen ihres Vaters, ließ sich dessen Wohnung nennen und bemerkte sich beides in sein Taschenbuch. Dann drückte er dem Mädchen noch vier Schillinge in die Hand, das über dies unerwartete Geschenk fast laut aufjauchzte und dankend in die nächste Twiete einbog.

Sonderling fühlte sich froher und leichter. Er athmete freier auf und blickte wieder zuversichtlicher um sich.

»Vielleicht habe ich ein gutes Werk gethan mit Verabreichung dieses unbedeutenden Geschenkes,« dachte er bei sich selbst. »Ich werde Erkundigungen einziehen über Peter Rallisen und mich für das Kind verwenden. Baumfahl würde anders handeln, ich weiß es. Gerade weil er, der schwerreiche Mann, nicht barmherzig war gegen mich, will ich, der Arme, Gedrückte es gegen den wirklich Darbenden sein! Das Mädchen ist hübsch, es hat ein kluges Auge, und wenn es sorgsame Pflege und Unterricht erhält, kann es ja möglicherweise dereinst eine

geachtete Stelle in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, während es, roher Vernachlässigung hingegeben, sittlich entartet und ein Raub des Lasters werden muß. – Ich bin kinderlos, ein armer, vielleicht ein ruinirter Mann . . . Wer fragt nach mir, wenn der Glanz des Reichthums erlischt? Ein Fallit ist, wenn er nichts zu retten verstand, eine verlassene Creatur, die Allen im Wege herumläuft . . . Wenn ich dann nichts mehr habe, wenn Niemand mehr mit mir umgeht, wird das Kind, erlöse ich es aus unwürdiger Slaverei, mir dankend und liebkosend seine Hand reichen, und sein Geplauder, seine drolligen Einfälle werden mein Herz erquicken. An Nichts gewöhnt, bedarf es wenig. Dorthesoll mein Pflegekind werden.«

Sonderling war, vertieft in diesen Ideengang, in die Nähe der Börse gekommen, deren Räume sich schon zu leeren begannen. Fast erschreckend kehrte er um und trat in die nächste Weinstube, obwohl er um diese Zeit nicht gewohnt war, Wein zu trinken. Sie war nicht stark besucht. Außer zwei alten, steifen Pfahlbürgern, die wohl täglich zu einer bestimmten Stunde sich hier bei einer Flasche Graves oder Sauterne ein Rendezvous geben mochten, gewahrte Sonderling nur noch vier jüngere Gäste, die sich um einen runden Tisch gruppirt hatten, und ein lebhaftes Gespräch ziemlich ungenirt und so laut weiter führten, daß jedes Wort im ganzen Zimmer verstanden wurde.

FÜNFTES KAPITEL. EIN GESPRÄCH.

Die muntere Gesellschaft achtete des neu hinzukommenden Gastes nicht. Sie war nur mit sich beschäftigt, und aus der Art der Unterhaltung, die sie führte, errieth Sonderling, daß er junge hoffnungsvolle Künstler vor sich habe.

»Werden Sie in Silbermann's Soirée spielen?« fragte einer der jungen Männer den glücklichen Virtuosen aus Klein-Glogau. »Eine glänzendere Gelegenheit, sich der elegantesten Gesellschaft interessant zu machen, wird Ihnen schwerlich wieder geboten.«

»Die Karte enthielt nur einfach eine Einladung,« sagte Friedrich.

»Thut nichts, der Wunsch klopft sicherlich später an Ihre Thür. Ich höre, die Silbermann'sche Soirée wird den Glanzpunkt alles Gesellschaftslebens in dieser Saison bilden. Und da muß man doch etwas angeben, damit es nicht an Unterhaltung fehlt.«

»Man wird spielen,« bemerkte ein Zweiter. »Oder sollte man etwa tanzen wollen?«

»Man wird nicht spielen und auch nicht tanzen,« fiel Drollig ein. »Ihr kennt diesen Crösus unter dem Volke Gottes nicht! Silbermann ist zu fein gebildet und besitzt selbst zu viel Geschmack am Schönen, als daß er ein paar hundert Personen in seinen Salons versammelte, damit sie es, wie in allen andern kleineren Cirkeln machen. Er hat sicher irgend eine Ueberraschung ausgesonnen, die

so arrangirt ist, daß man noch eine ganze Woche darüber sprechen kann.«

»Oder schreiben,« ergänzte sein College, der Baßbuffo.

»Auch möglich. Unsere Blätter gehen den Dingen auf den Grund, wie die katholischen Beichtväter, nur plaudern sie Alles aus, was sie erfahren. Wenn Du als Leporello ein Costüm wählst, das, weil es richtig ist, ihnen nicht gefällt, so mußt Du es Dir gefallen lassen, daß sie Dir Unterricht geben in der schweren Kunst, sich geschmackvoll und historisch treu zu costumiren. Willst Du etwa mehr sein als ein Banquier?«

»Gewiß nicht! Aber was gedenken Sie nun zu thun, Herr Vollton? Ein zweites Concert würde Sie bedeutend fördern,« meinte der Baßbuffo. »Ueber uns können Sie ganz nach Belieben verfügen.«

»Vorausgesetzt, daß unser Belieben dem Herrn Director beliebt!« sagte Drollig.

»Wieder wahr. Es ist zum Verzweifeln, daß Deine Einwürfe immer unwiderleglich sind! Und Eins kommt noch dazu. Die Sache muß aussehen, als gälte sie einem wohlthätigen Zwecke, sonst darf der Director nicht einmal dem Zuge unseres Herzens freien Lauf lassen.«

Vollton verstand dies nicht, und bat um Aufklärung, die ihm sogleich in erwünschter Ausführlichkeit gegeben ward.

»So ist es, alter Junge!« bekräftigte Drollig. »Wir sind sehr für das Wohlthun!«

»Und für die Kunst!« fiel laut lachend Friedrich ein.

»Bei allen kurz geschürzten Solotänzerinnen, ja!« rief Alfred noch lauter. »Die Gläser gefüllt! Ein Hoch dem Manne mit den nagelneuen Bruststücken! Es lebe Baumfahl! Er ist sehr für die Kunst! Ha, ha, ha, ha!«

Die Gläser klangen hell zusammen unter dem fröhlichen Lachen der jugendlichen Kunstgenossen. Sonderling ward erst jetzt aufmerksamer auf das Gespräch derselben. Wie kam der Name des Mannes, der ein Dolchstich in sein Herz war, auf die Lippen dieser lebenslustigen Männer?«

Der Baßbuffo richtete einige rasche Fragen an seinen Collegen, die Sonderling nicht verstand. Drollig antwortete:

»Das sollt Ihr haarklein erfahren, wenn Ihr halt fein ernsthaft bleiben wollt. Hier mein Freund und Jugendgespieler, der berühmte Violinvirtuose Friedrich Vollton, ist halb und halb, just wie ich selbst, ein Landsmann des schwerreichen Rentiers. Die Landsmannschaft hat uns in das Haus dieses weisen Salomo gebracht, der die Kunst mit der Kennerschaft eines Kaffeemaklers behandelt. Er weiß, daß bei Gemälden Farben einen Hauptbestandtheil bilden, mithin schätzt er sie ab nach der Farbe. Beim Kaffee, hab' ich mir sagen lassen, bestimmt die Farbe der rohen Bohne stets den Preis, was anders also kann bei Gemälden, bei wirklich »gemalenen« Gemälden, wie der Kunstkenner Baumfahl sich ausdrückt, den Ausschlag geben, als die Farbe? Nach der Farbe nun hat der kluge Mann, der sehr für die Kunst ist, seine Einkäufe gemacht, und ich versichere Euch auf Ehre und Seligkeit,

eine frisch- und buntfarbigere Gemäldegallerie, wie die in Baumfahl's Speisesaale, findet Ihr in der ganzen Welt nirgend wieder, es müßte denn beim Anstreicher sein!«

Das heitere Lachen der jungen Männer wirkte ansteckend, so daß selbst der von Kummer und Gram gebeugte Sonderling unwillkürlich still mit einstimmte. Es erleichterte ihm einigermaßen das Herz, daß er Baumfahl, den geldstolzen Mann, der sich allein für klug erachtete, hier von Jüngern der Kunst in harmloser Weise etwas durchhecheln hörte. Längst schon hatte er geahnt, daß man den Rentier nur des Amusements wegen dann und wann in größere Gesellschaften einlud. Die geachtetsten Firmen konnten ihn nicht immer entbehren, und da Baumfahl neben seinem Stolz auf's Haben doch auch eitel war und gern mit seinen vornehmen Verbindungen prahlte, so schmeichelte Mancher dieser Eitelkeit aus Liebe zu sich selbst und seiner Casse. Der eingeladene Baumfahl war gegen Solche, mit denen er arbeitete, viel geschmeidiger, als gegen die, welche nur den Mann des Geldes in ihm kannten. Aus Eitelkeit konnte er momentan sogar Banco vergessen und, im Glanz solcher Ehre sich sonnend, lange Wechsel ein Viertel-Procent billiger discountiren.

Es interessirte Sonderling, daß er zufällig aus dem Gespräch der Künstler, von denen kein Einziger ihn kannte, erfuhr, Baumfahl nehme Theil an der Soirée des Banquier Silbermann. Er schloß daraus, daß er mit diesem in geschäftlichen Wechselbeziehungen stehen müsse, und daraus hoffte er für sich Vorthail zu ziehen. Als die Künstler

in der lebenslustigsten Stimmung das Weinhaus verließen, schlich auch Sonderling still von dannen, um seinem jüngeren Bruder mitzutheilen, was er gethan, was er durch Zufall vernommen hatte. Erst, wenn dieser seine Ansichten theilte, wollte er, die Sorgen hinter sich werfend, mit aller Kraft die Zeit benutzen und aus dem so theuer erkauften Credit vorsichtig, aber energisch, die Strickleiter flechten, die, war das Glück nicht ganz von ihm gewichen, ihn vielleicht doch noch über gähnende Schlünde und schroffe, schwindelnde Gipfel, wie jeder kühne Speculant sie furchtlos erklettern muß, rettend hinwegtragen konnte.

SECHSTES KAPITEL. IN SILBERMANN'S SOIRÉE.

Recha Silbermann erwartete sinnend die Gesellschaft. Sie war heute ernster gestimmt, als gewöhnlich. Eine leichte Wolke lag auf ihrer reinen Stirn und warf ihre Schatten bis in die sonnenhellen Augen des jungen, mit allen Gütern der Erde überhäuften Mädchens. Sie hatte in Papieren geblättert, von denen einige auf den farbigen Brüsseler Teppich herabgefallen waren. Sich jetzt danach bückend, blickte sie eins derselben nochmals durch und legte es, eine Ecke umbiegend, seufzend zu den andern.

»Was gibt es doch für Unglück und Elend in dieser schönen Welt!« sprach Recha, ihr lockiges Haupt auf die volle kleine Hand stützend und die Augen groß aufschlagend. »Da plagen sich rechtliche Leute von Jugend auf, früh und spät, Jahr für Jahr, gönnen sich keine Ruhe, keine Erholung, und bleiben doch immer in drückender

Abhängigkeit von Andern. Dann werden sie heimgesucht von Krankheit und in ihrem Wirken verhindert. Die Noth wächst mit jedem Tage, die Sorge verscheucht jede Freudenregung aus ihrem Herzen, und finstere Melancholie nimmt von ihrer Seele Besitz! Und wir, wir schwelgen in rauschenden Genüssen! Wir geben glänzende Feste; wir streuen Tausende aus, Andern Vergnügen und Genuß zu bereiten! ... Ist das wohlgethan? Wäre es nicht weiser, wenn wir den Darbenden gäben, anstatt die Reichen mit überflüssigen Genüssen zu überschütten? ... Aber die Welt verlangt es so. Die gesellschaftliche und geschäftliche Stellung meines Vaters fordert diesen prunkenden Aufwand, damit er der Welt immer unentbehrlicher werde. ... Ein wunderliches Verlangen, das mir thöricht vorkommt!«

Es klopfte leise an die Thür und Silbermann, gesellschaftlich angekleidet, trat ein. Er sah heiter und fast jugendlich aus trotz des stark ergrauten Haares. Die kaum mittelgroße, fein gebaute Gestalt hatte etwas unverkennbar Aristokratisches, das heute noch mehr in die Augen fiel, da er zwei Orden trug, die ihm seiner finanziellen Verdienste wegen von deutschen Fürsten verliehen worden waren.

»So ernst, mein Kind?« sprach er überrascht zu Recha. »Ist das ein Gesicht für meine Tochter, wenn sie in der elegantesten Gesellschaft der diesjährigen Saison die Honneurs des Hauses machen soll? Was betrübt Dich? Was hat Dich verstimmt?«

»Nichts, lieber Vater,« versetzte Recha, ihre Stirn glättend und die Papiere zusammenraffend. »Ich dachte nur über das trübe Loos nach, das so Viele aus der launenvollen Glücksurne des Lebens ziehen. Wie entsetzlich viele Nieten doch darunter sind! Ich habe ein paar der schlimmsten zu Gesicht bekommen und möchte Dich recht herzlich bitten, bester Vater, sei Du, wie Du es schon so oft warst, Helfer, und verbessere das trübe Geschick unschuldig Leidender!«

Recha reichte dem Vater die Papiere und sah ihm warm bittend in die milden Augen.

»Sind diese Bittschriften noch übrig geblieben von den letzten, die ich Dir gab?«

»Ja, bester Vater! Eigentlich habe ich mir Vorwürfe zu machen, daß ich so nachlässig war, und doch kann ich mir wieder die Schuld nicht allein zumessen. Die Vorbereitungen zum heutigen Fest –«

»Ich weiß, ich weiß,« unterbrach Silbermann seine Tochter. »Du bist ja immer pünktlich und vergißt nie etwas. Ich allein übernehme diese Schuld, wenn es eine ist. Aber was gibt es denn?«

Er las die Unterschriften der Bittschreiben, die, wie wir schon wissen, gewöhnlich erst von Recha durchgesehen und mit erläuternden Bemerkungen alsdann dem Vater eingehändigt wurden. »Pressirt es so sehr?«

»Ach ja, bester Vater!« sagte Recha. »Hilfe pressirt immer, wenn sie eine Wohlthat werden soll. Das Unglück hat nie Zeit; man darf es nicht warten lassen, will man es

lindern, oder, was noch besser ist, es ganz verscheuchen. Und wir haben doch gesäumt!«

Silbermann klopfte Recha sanft auf die blühenden Wangen, indem er freundlich erwiderte:

»Ja, mein Kind, wir haben gesäumt. Dennoch trifft uns kein Vorwurf. Du weißt, ich habe es nicht gern, wenn man von meinen sogenannten Wohlthaten spricht. Ich will nicht wohlthun, ich will nur der vorhandenen Arbeitskraft, die von der Mittellosigkeit oder auf andere Weise außer Wirksamkeit gesetzt wird, durch zweckmäßige Unterstützung Aushilfe verschaffen. Wohlthun ist jedenfalls eine sehr lobenswürdige Handlung, nur darf es nie geschehen, ohne daß man die Klugheit zuvor ernstlich um Rath fragt. Durch Wohlthun ist schon mancher willensschwache Mensch gründlich verdorben worden. Darum suche ich, ehe ich Unterstützung gewähre, die Verhältnisse derer, die sich an mich, d. h. an meinen Reichthum wenden, kennen zu lernen, und einen Blick in das Herz und die Vergangenheit solcher Bittender zu thun. Ich kenne die Menschen, meine Tochter, und weiß, daß, wie es schon in den heiligen Büchern steht, ihr Trachten von Jugend auf böse ist. Verdammen mag ich deshalb weder die große Menge, noch den Einzelnen, wirklich Gutes stiften aber kann man nur, wenn man die gehemmte, die gesunkene oder die gebundene Arbeits- und Willenskraft derer hebt, welche gemeinhin Unglückliche genannt werden. Laß uns also immerhin ein klein wenig säumen, damit wir, ohne uns damit zu brüsten, wirklich Gutes thun, nicht etwa durch allzu rasches und

darum unüberlegtes Handeln dem Laster Vorschub leisten! Sind Nachrichten von Landenberg da?«

»Ja, nur sehr, sehr traurige!«

»Er wirft noch immer Blut aus?«

»In bedenklichster Weise! Und dabei ist seine Tochter so merkwürdig eigensinnig. Selbst den Arzt hat sie nicht sogleich zugelassen.«

»Ich vermuthete es,« sagte Silbermann nachdenklich. »Hier liegt ein Fall vor, wo ich sehr gern helfen möchte, obwohl man keine Hilfe beansprucht. Landenberg ist, bringt man seine Bildungsstufe mit in Anschlag, weit hilfsbedürftiger, als alle diese Bittsteller, die Worte finden, mir ihr Leid zu klagen. In ihm leidet ein verschüchterter Geist lange, lange Jahre schon Noth. Diese Noth zehrt die körperlichen Kräfte auf und droht jetzt in raschem Anlaufe die ermattete Hülle vollends zu zerbrechen. Ich sinne vergebens nach, wie man diesen Mann wohl retten möchte, indem man ihn aufrichtet. Er würde – das glaube ich – noch jetzt gesunden, könnte man ihm das Vertrauen zu dem Wohlwollen der Menschen wiedergeben und jenen Wurm in ihm tödten, den unwürdige Behandlung, Spott und Hohn Leichtsiniger und Hartherziger in ihm erzeugt hat. Ein heftigeres Temperament, ein Mensch von zäherem Stoffe, mit größerer Willenskraft begabt und einem gesunderen Körper, wäre unter gleichen Verhältnissen vielleicht zum Verbrecher geworden. Nicht allein verlorene Ehre kann energische Charaktere auf verbrecherische Abwege leiten, auch ein schuldlos gemartertes Herz wendet sich leicht dem Schlechten zu.

Landenberg muß groß fühlen und denken, sonst wäre er auf eine oder die andere Weise zu Grunde gegangen.«

Die ersten Wagen rollten vor das Thor des Hotels, was den Banquier veranlaßte, die Unterhaltung mit seiner Tochter abubrechen. Beide gingen in den Empfangssalon, wo Sarah, Recha's Tante, ihrer wartete.

Sarah war älter, als ihr Bruder, der Banquier, sehr stark und für glänzende Feste und noble Toilette in etwas zu hohem Grade eingenommen. Zu kostbar konnte sich in ihren Augen Niemand kleiden. Diese Eigenheit war der einzige Fehler, der bisweilen störend auffiel. Silbermann scherzte oft darüber, ändern konnte er damit nichts.

Die würdige Matrone, die vortrefflich zu repräsentiren verstand, rauschte auch heute in übertrieben prachtvoller Toilette einher. Sie hatte Brillanten im Haar und strahlte wie eine Königin. Recha sah fast zu einfach aus neben ihrer geschmückten Tante. Diese mochte dies fühlen, da sie aber nie zugab, daß sie Fehler habe und am allerwenigsten, daß sie zu großen Werth auf in die Augen fallende prachtvolle Kleidung lege, sagte sie mit schmeichelhaftem Lächeln:

»Der schönste Schmuck meiner Nichte ist ihre Jugend. Sie bedarf keines andern.«

Recha küßte Sarah die Hand, Silbermann lobte den blitzenden Haarschmuck mit feiner Ironie und citirte eine alttestamentliche Stelle, die indeß Sarah nicht verstand, da gleichzeitig die Flügelthüren geöffnet wurden und die ersten Gäste in den Salon traten. Wagen folgte

nun auf Wagen, und bald summt jenes flüsternde Geräusch durch die erleuchteten Räume, das als eigenthümliche Atmosphäre jede große Gesellschaft umfluthet.

Silbermann hatte sein Hôtel im neuesten Pariser Geschmack decoriren lassen. Es war kostbar meublirt, magnifique beleuchtet. Ein Fürst konnte seinen Hof nicht in eleganteren Räumen empfangen. Ueberladung war nirgend zu bemerken. Man fühlte und sah es diesen Räumen an, daß der Genius der Schönheit hier als Anordner gewaltet hatte,.

Der wirklich vornehmen Welt fiel diese geschmackvolle Eleganz, diese gewissermaßen prunkvolle Einfachheit, eben weil sie schön war, nicht auf. Es befanden sich aber unter den Eingeladenen Einzelne, die für gewöhnlich nicht Zutritt hatten in den elegantesten Cirkeln, und denen Manches in Anordnung und Ausschmückung seltsam erschien. Die Klügeren von diesen hielten allerdings mit ihrem Urtheile zurück und wußten selbst ihre Blicke zu beherrschen, Andere aber, die sich ihres Reichthums wegen auch den Höchsten gleichstellten und wahre Bildung eben so leicht sich aneignen zu können glaubten, als sie Geld in Menge erworben hatten, waren weniger bescheiden.

Unter diesen obenan stand Baumfahl, der nicht versäumt hatte, möglichst bald mit seiner schweigenden Frau im Hause des reichen Banquiers zu erscheinen. Er konnte seine Bemerkungen nicht zurückhalten, und da er gewöhnt war, etwas laut zu sprechen, so blieben sie bald

kein Geheimniß. Die Gesellschaft ward durch die schiefen, oft komischen Urtheile des reich gewordenen Mannes in eine sehr heitere Stimmung versetzt, und da Niemand die fein lächelnde Miene Silbermann's entging, der selbst seinen Spaß an Baumfahl's Bekrittelungen seiner Einrichtung hatte, so glaubten Manche, der schelmische Banquier habe zum Ergötzen der Uebrigen dies lustige Original eingeladen, Viele, besonders die jüngeren Männer, drängten sich um Baumfahl und gaben sich Alle das Ansehen, als wollten sie von ihm profitiren. Der eingebildete Rentier ward dadurch immer dreister. Er hielt sich wirklich für eine wichtige Person, trug den Kopf hoch, nahm eine überlegene Miene an, ließ oft sein beliebtes ›Ha, ha‹ vernehmen, und bewegte sich mit der ergötzlichen Ungenirtheit eines Menschen, der nie den feinen Ton guter Gesellschaft kennen gelernt hat.

Dies Auftreten Baumfahl's amüsirte begreiflicherweise Niemand mehr, als Alfred Drollig, der in Begleitung seines Freundes Friedrich Vollton und noch einiger Kunstgenossen ziemlich spät die Salons des Banquiers betrat. Silbermann hatte in der That zwei Tage vor seiner Abendgesellschaft durch einige Zeilen den jungen Virtuosen ersucht, zur Unterhaltung der Gesellschaft durch seine Kunst etwas beizutragen. Aehnliche Aufforderungen erhielten andere Kunstjünger, und so war für feine geistige Genüsse bestens Sorge getragen. Gesang, Spiel, Declamation wirkten zusammen, das Fest anmuthig zu beleben, die Gäste in die heiterste Stimmung zu versetzen. Nur Baumfahl und Genossen – denn es fanden sich

doch Mehrere seines Schlages in der sehr zahlreichen Versammlung – fühlten sich bei dieser Art der Unterhaltung, die ihnen völlig neu war, bald gelangweilt. Sie gähnten, schoben sich hinter den froh Lauschenden unruhig hin und her, und standen sogar nicht an, wiederholt die Uhr zu ziehen. Madame Baumfahl nur war klüger als Alle. Sie lehnte sich recht bequem in einen der prächtigen Fauteuils, neigte, wie träumerisch sinnend, ihr Haupt und entschlummerte unbemerkt. Weder das meisterhafte Spiel Vollton's, noch der Gesang Alfred's konnte sie ganz erwecken. Sie genoß die Freuden der Gesellschaft, indem sie in glückliches Vergessen versank. Sprechen hörte die eigenthümliche Frau an diesem Abend Niemand, desto mehr lächelte sie. Keine einzige Dame, war so ganz lebenswürdiges Lächeln, als Madame Baumfahl.

Die Familie Silbermann besaß Takt genug, diese Verstöße nicht zu bemerken. Recha gab sich sogar Mühe, den immer mürrischer blickenden Rentier durch Fragen zum Sprechen zu bringen und aufzuheitern, recht gelingen jedoch wollte ihr dies nicht. Sie konnte nicht lange zweifeln, daß Baumfahl durch irgend etwas gestört, zerstreut, ja unangenehm berührt werde. Um dies zu ermitteln, folgte sie seinen Augen, die sich wiederholt auf einen Punkt hefteten. Sie gewahrte dort ihren Vater in leisem Gespräch mit einem bejahrten Herrn, der die gesellschaftlichen Formen vollkommen inne hatte, trotzdem aber eine gewisse Schwermuth, die auf seinen erschöpften Zügen und in dem düstern Blick seiner Augen lag, nicht ganz mit der Glätte dieser Formen verdecken

konnte. Recha kannte den Herrn nicht, sie vermuthete aber, daß ihr Vater in nahen Beziehungen zu ihm stehen müsse. Auch daß Baumfahl's finstere Blicke gerade diesem ihr Unbekannten galten, ward ihr bald zur Gewißheit.

Alfred Drollig ging verstohlen lächelnd an Baumfahl vorüber. Recha sagte dem dramatischen Sänger einige schmeichelhafte Worte, sprach dann von gleichgiltigen Dingen und wußte ihn geschickt auf die Gruppe aufmerksam zu machen, unter welcher die Köpfe ihres Vaters und des Fremden sich besonders auszeichneten.

»Nicht wahr, Herr Drollig,« sagte sie naiv, »mein Vater hat eine scharf ausgeprägte Physiognomie? Seltsam, daß ich ihn nicht dazu bewegen kann, sich daguereotypiren zu lassen.«

»Es sind zwei auffallend charakteristische Kopfe, mein Fräulein,« erwiderte Alfred. »Der eine stellt die ruhige Ueberlegenheit, der andere die speculative Erregtheit dar. Herr Sonderling ist gewiß ein sehr unternehmender Kaufmann?«

»Ich glaube wohl,« versetzte Recha, Baumfahl fixirend, der höhnisch die Lippe aufwarf und sein gewohntes ›Ha, ha‹ hören ließ.

Die Gesellschaft bildete, durch einander wogend, andere Gruppen. Den Banquier sah man heitern Angesichts bald da, bald dort. Er sprach lebhaft mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, deutete wiederholt auf seine Brust und ging gewöhnlich mit einem Händedruck weiter. Recha achtete genau auf dies Gebahren ihres Vaters.

Sie vermuthete, daß es sich um irgend ein Abkommen, vielleicht um Erreichung eines wohlthätigen Zweckes handele, und der Gedanke an den leidenden Landenberg nahm wieder Besitz von ihrer Seele.

Recht zur passenden Zeit begegnete dem jungen Mädchen der bewunderte Virtuose. Friedrich ward von zahlreichen Schmeichlern umschwärmt. Jeder wollte den ausgezeichneten Violinisten persönlich kennen lernen und sprechen. Er war jung, von angenehmem, stattlichem Aeußern, ungezwungen heiter in dem Vollgenuß der ersten Triumphe, die er errungen hatte, und weil sein kurzer Aufenthalt in der Welt, sein Verkehr in und mit der großen Gesellschaft ihm noch nicht alle scharfe Kanten eines unverbildeten Naturmenschen abpolirt, fanden ihn Alle, besonders aber Mädchen und Frauen, außerordentlich interessant.

Es glückte Recha, Friedrich in ein Gespräch zu verwickeln. Die schöne Tochter des reichen Banquiers machte Eindruck auf unsern Freund. Ihre Augen bezauberten ihn mehr noch, als der weiche Klang ihrer Stimme, die so verständige Worte sprach. Solche Kenntniß, ein so feines und doch bestimmtes Urtheil bei einem jungen Mädchen war ihm noch nicht vorgekommen. Bald war er so lebhaft in ein Gespräch über Musik mit Recha vertieft, daß er wenig mehr auf die übrige Gesellschaft achtete.

»Sehr gern, Herr Vollton, möchte ich Ihre Variationen auf das köstliche Lied Goethe's noch einmal hören,« sprach jetzt Recha. »Es gingen mir die schönsten Stellen

davon in Ihrem Concerte verloren durch die unselige Störung.«

»Ich war recht ärgerlich über diese fatale Störung, mein Fräulein,« versetzte Friedrich. »Mein Glück, mein Ruf, meine ganze Zukunft stand auf dem Spiele. Kränkliche sollten doch eigentlich in solche Cirkel gar nicht zugelassen werden. Und wie ich hörte, war es noch dazu ein Mensch ohne alle Distinction!«

»Es war ein armer, braver, aber recht unglücklicher Mann,« sagte Recha, ein Gefühl von Unmuth bekämpfend. »Fragten Sie nicht, wem dieser betrübende Unfall zugestoßen sei?«

»Ach nein, mein Fräulein,« versetzte leichtfertig lächelnd der ruhmestrunkene Virtuose. »Meine Freunde, die mit den hiesigen Verhältnissen bekannt sind, sagten mir, es habe gar nichts auf sich, der Störenfried sei sogleich entfernt worden, gehöre nicht zur Gesellschaft, und so habe es keine Bedeutung.«

»Sie verzeihen, Herr Vollton,« erwiderte Recha mit seltsam blitzenden Augen, »Ihre Freunde haben Ihnen da einen sehr unwürdigen Rath gegeben. Wenn wir auch in einer großen Stadt leben, wo es von Egoisten, von engherzigen Menschen wimmelt, so haben wir uns doch noch ein Fünkchen Mitgefühl für unverschuldetes Unglück Anderer still bewahrt. Sie thaten nicht wohl daran, Herr Vollton, nur auf Ihre Freunde zu hören. Ein rechtlicher, gebildeter Mann, ein Freund und Kenner der Kunst,

die Sie selbst ausüben, hatte das Unglück von einer gefährlichen Krankheit in Ihrem Concerte befallen zu werden. Noch jetzt schwebt er in Todesgefahr, und wer weiß, ob er je wieder völlig genesen wird!«

Friedrich war leichten Sinnes, aber nicht böartig und auch nicht verdorben. Das Glück hatte ihn nur berauscht, und wenn er nicht irgendwo einen festen moralischen Halt fand, konnte er wohl zu weltgewandter Nichtachtung Anderer verführt werden. Recha's Worte trafen ihn wie Keulenschläge. Sein Herz erbebte, sein ganzer besserer Mensch krümmte sich unter denselben. Er fühlte sich beschämt, das Blut stieg ihm zu Kopfe, und die Ueberzeugung, daß er unbesonnen, leichtfertig, ja herzlos gehandelt habe, drängte sich beängstigend ihm auf. Vergebens suchte er nach Worten, um eine Entschuldigung zu stammeln, aber auch dies wollte nicht gelingen. Recha gewährte diese schnelle Verwandlung des vor wenigen Augenblicken noch scheinbar so Gleichgiltigen, und milden Sinnes lenkte sie ein.

»Ich wollte Sie weder betrüben, Herr Vollton, noch Ihnen Vorwürfe machen,« fuhr sie fort. »Die Umstände entschuldigen Sie vollständig. Der unglückliche Landenberg aber verdiente wirklich ein besseres Loos.«

»Landenberg!« rief Friedrich.

»Kennen Sie den Mann?«

»Ja – ich kenne ihn – nur von Ansehen – nicht genauer,« stotterte der bestürzte junge Mann. »Mein Gott, Landenberg!«

»Aber Sie sind ja ganz außer sich!« sprach Recha, die es fast reute, den Vorfall zur Sprache gebracht zu haben.

»O fragen Sie nicht, mein Fräulein!« fiel Friedrich ein. »Ich habe mich großer Fahrlässigkeit anzuklagen! Aber mein Wort darauf, ich werde das Versäumte nachholen, wenn – wenn es nicht zu spät ist! Gewiß, mein Fräulein, Sie sollen erfahren, daß ich nicht ganz so leichtsinnig bin, wie ich in diesem Augenblick Ihnen leider erscheinen muß!«

Um durch die zuletzt lebhaft geführte Unterhaltung nicht Aufmerksamkeit zu erregen, trennten sich Recha und Friedrich in eigenthümlicher Stimmung. Friedrich suchte Alfred auf und führte ihn in ein anderes Zimmer, das nur bisweilen von Einzelnen der Gäste betreten ward. Hier unterrichtete er den Freund von dem Gehörten und drang in ihn, für den Leidenden etwas zu thun.

Alfred suchte den Ungestüm des Virtuosen zu mäßigen, regte diesen aber dadurch noch mehr auf.

»Nicht heute, Freund, und nicht jetzt!« sagte er endlich bestimmt. »Es ist hier nicht der Ort, einen Entschluß zu fassen. Morgen oder einen der nächsten Tage wollen wir weiter darüber sprechen. – Ich bin kein Bär, das weißt Du, und ist's gar, wie Du meinst, ein Stück Landsmannschaft, das vor Deinen schmelzenden Geigentönen zusammenbrach, so darfst Du doppelt auf mich rechnen. Geholfen muß dem armen Schelm werden, das versteht sich, nur verdirb mir um Gotteswillen nicht den ganzen

Rest dieses charmanten Abends durch unzeitiges Humanitätsgewinsel! Denke an Banco und an seine Jünger, deren Du hier Viele versammelt findest. Du versilberst damit Dein gerührtes Herz, daß Du doch wieder ein verständiges Wort mitreden kannst. Horch, da naht sich der große Baumfahl, mein herrliches Kunstkameel! Laß uns ein Bischen spioniren. Ich möchte gar zu gern ein Körnchen Weisheit aus dem Wortschwall aufpicken, den dieses Götterlieblings volle Lippen von sich sprudeln.«

Alfred zog Friedrich mit sich fort. Im Nebenzimmer begegneten sie Baumfahl und dem Banquier. Der Erstere grüßte die Freunde mit jenem zutraulichen Lächeln, das ausdrücken soll: Ich kenne Euch schon. Silbermann neigte nur unmerklich das ausdrucksvolle Haupt.

»Sie sind also einverstanden, Herr Baumfahl?« sprach der Banquier.

»Natürlich! Sie empfehlen es ja, und was Sie thun, kann Jeder von uns auch thun.«

»Von uns! Wie stolz der Recke ist!« lispelte Alfred dem Freunde in's Ohr.

»Ist das Ihr fester Wille?« fragte der Banquier.

»Gewiß! Können Sie zweifeln?«

»Was werden Sie zeichnen?«

»Folge immer Ihnen. Fangen Sie nur an.«

»Gut. Nach dem Souper also.«

»Wie Sie befehlen.«

»Sie helfen ein gutes Werk fördern, Herr Baumfahl, und werden viele, viele Thränen trocknen.«

»Nun wir Beide haben es ja, Herr Silbermann,« sagte Baumfahl vertraulich, »wir können es wohl thun. Seh'n Sie, mein Princip ist immer: leben und leben lassen! Dabei steht die Welt sich am Besten. Das muß man kennen!«

Der Banquier verließ Baumfahl mit dankendem Blick und einem Händedruck.

»Was nur der merkwürdige Jude vorhaben mag!« sagte Alfred zu Friedrich. »Es ist ein wunderlicher, ganz unberechenbarer Character, voller Eigenthümlichkeiten, immer bereit, durch Ueberraschungen zu verblüffen.«

»Du hörtest ja, es gilt eine Unterstützung,« erwiderte Friedrich. »O, ich wollte, die Gesellschaft trennte sich und die Nacht wäre schon vorüber! Ich habe keine Ruhe mehr.«

»Alter Junge, falle mir nicht zurück in Dein oberschlesisches Urwaldthum! Das bloße Sentiment thut's halt nimmermehr! Und ein klein Bissel, ich bitt' Dich, sei auch gescheidt! Ich dächte doch, wir Alle, die wir das vornehme, reiche Volk hier mit unsern besten Talenten unterhalten oder gelangweilt haben, wir hätten noch etwas mehr verdient, als uns blos von schönen Augen begucken zu lassen. Erst bin ich Geist, wie sich's gehört, dann Materie; wenn ich aber mit meinem Geist der Materie weidlich zugesetzt habe, begehre ich sie auch in reeller Weise wieder gestärkt zu sehen. Das, mein' ich, ist verständlich gesprochen, alter Freund! Und nun thu' mir den Gefallen, sei entweder leiblich genießender Mensch mit mir oder

gönne mir für heute das Glück Deiner entfernteren Bekanntschaft, wie der große Britte liebenswürdig-malitiös sich auszudrücken erlaubt.«

Der heitern Laune des dramatischen Sängers gelang es, Friedrich einigermaßen wieder umzustimmen. Unter lebhaften Gesprächen verging die Zeit schneller, als unser Freund vermuthen durfte. Bei Tafel fand er sich zwischen zwei interessanten Nachbarinnen, zwei Schwestern, die fortwährend mit ihm plauderten, und mit denen er sich so trefflich unterhielt, daß ihm die Zeit fast zu schnell verging. Mit dem frohen Gefühl, durch seine Kunst sich viele Freunde erworben und allgemeinstes Interesse für sich erregt zu haben, stand er auf. Alfred winkte ihm verstohlen zu. Später, als er ihm wieder begegnete, sagte er zu dem Freunde:

»Verkuppel Dich nur nicht! Die beiden Goldfischchen, die mit ihrem Mundwasser so lustig um Dich herumplätscherten, zappeln beide schon an der Saite Deines Violinbogens. Hübsche Dinger, was?«

»Du bist ein Thor, der das Necken nicht lassen kann.«

»Sieh Dich vor, daß Du nicht nächster Tage mit einer Narrenkappe durch die Straßen läufst!«

»Ich habe Augen und bin nicht taub.«

»Aber – aber –«

Die Stimme des Banquiers nöthigte die Freunde, ihre Unterhaltung abzubrechen.

»Wenn es beliebt, meine Herren,« sagte Silbermann, »so kann hier auf diesem Pfeilertisch die Sache abgethan

werden. Ich habe den Anfang gemacht. Ist es gefällig, Herr Baumfahl?»

Der reich gewordene Mann empfing den Silberstift des Banquiers. Er warf gleichgiltig einen Blick auf das Papier und fand, daß Silbermann hundert Mark bei seinem Namen notirt hatte.

»Was Teufel!« fuhr er auf. »Es gilt einem armen Teufel und da soll man hundert Mark geben? Finde ich unnöthig.«

»Sie wünschten, daß ich mit gutem Beispiele vorangehen sollte,« erwiderte mit freundlichem Lächeln Benjamin Silbermann. »Ich that es, und da Sie doch Ihr Wort gern auslösen als Ehrenmann, so zögern Sie nicht länger.«

»Aber wem schenke ich denn ein solches Capital?« sagte Baumfahl, die Stirne runzelnd, und die starken struppigen Augenbrauen zu spitzen Dreiecken verziehend. »Unterrichten darf man sich doch wohl?«

»Sehr gern.«

Baumfahl las die wenigen Zeilen, welche der Banquier auf das Papier geworfen hatte. Fast zitternd legte er es dann auf den Marmortisch, kritzelte seinen Namen unter den des Banquiers und zeichnete hundert Mark.

»Da!« sagte er, den Stift zurückgebend. »Sie haben mich überlistet, Herr Silbermann, thut weiter nichts. Von mir ist schon mancher Lump unterstützt worden, kann also auch noch einem großmüthig unter die Arme greifen. Wird ihm aber doch keinen Segen bringen. Wer dumm ist und vor lauter Ehrlichkeit ein Narr wird, der verdient

in meinen Augen keine Unterstützung. Ich kenne diesen Menschen.«

Nur die Nächststehenden konnten diese Unterhaltung verstehen, die ziemlich leise geführt ward.

»Sie kennen ihn?« versetzte Silbermann. »Das freut mich. Dann werden Sie gewiß so freundlich sein, mir gelegentlich Näheres von dem Bedauernswerthen mitzutheilen.«

Baumfahl kehrte dem Banquier mürrisch den Rücken. Sonderling's melancholisches Auge berührte ihn. Er schlug den Blick zu Boden.

»Ich gebe nur die Hälfte,« sagte Sonderling, an Baumfahl vorübergehend. »Sie wissen, weshalb.«

Der Rentier murmelte unverständliche Worte und die Zornader auf seiner finstern Stirn schwoll an. Er verließ den Speisesaal, reichte seiner schweigenden und sehr zufrieden lächelnden Gattin den Arm, und empfahl sich von der pomphaft gekleideten Sarah, die von Abschied Nehmenden umringt war.

Schnell leerten sich nun die Prunkgemächer im Silbermann'schen Hôtel. Bald rollte der letzte Wagen durch die jetzt stillen Straßen, und die Familie sah sich allein.

»Ich danke Dir, bester Vater!« sagte Recha, diesen mit glücklichem Lächeln umarmend. »Du hast gehandelt, wie ein edler Mensch immer handeln sollte. Diese Unterstützung, die nicht dem armen Landenberg, sondern seiner Familie gilt, kann der empfindliche Mann nicht von sich weisen.«

»In dieser Form kann er es nicht,« versetzte der Banquier. »Läßt Gott ihn wieder genesen, so wird es meinem Zureden gelingen, daß er annimmt, was ich für ihn schon jetzt einleite, ruft ihn aber der Tod ab, so weiß ich, daß die verwaistete Tochter einem uneigennützigem Rathgeber gern Gehör schenken wird.«

»Laß mich der Herold sein, der diese frohe Botschaft dem braven Mädchen verkündigt!«

Silbermann umarmte die Tochter und küßte ihre Stirn. Es war lautlos still im Zimmer. Ein Engel durchschritt mit segnendem Fittich die Gemächer des geräuschlos wirkenden Wohlthäters.

SIEBENTES KAPITEL. EIN- UND UMKEHR.

Friedrich durchlebte eine sehr unruhige Nacht. Träume der peinigendsten Art quälten ihn in einer Folge wechselnder Bilder. Bald sah er den verwachsenen Landenberg mit den eingefallenen, hektischen Gesichtszügen, ein Notenheft unter dem Arm, vor Frost zitternd, bald schob sich wie ein finsterer Schatten die düstere Gestalt Baumfahl's vor den Flehenden, winkte Friedrich gebieterisch zu und schüttelte eine volle goldgefüllte Börse vor seinen Augen. Die Goldstücke klangen wie gestimmte Glöckchen und erregten in dem Träumenden ein Gefühl behaglichster Sicherheit. Dann sah er sich wieder umschwärmt von geputzten Frauen, deren reizende Gestalten ihm mit Mund und Augen huldigten, und die Alle ihre zarten Hände nach ihm ausstreckten. Sein Herz bebt in

süßer Sehnsucht, die Pulse klopften liebeheiß, er breitete die Arme aus nach der schönsten dieser bittenden und girrenden Grazien; wie er sie aber an sich drücken wollte, stand seine alte Mutter vor ihm mit hoch erhobener, hagerer Hand, und hinter ihr sah er das Innere der Kirche, wo er so oft den Chorgesang geleitet hatte. Der Vater saß, gekrümmt und sorgenschwer, vor der Orgel. Er spielte, aber nicht die Orgel, sondern die Glasharmonika und zwar so entzückend, so ganz die Seele ergreifend, daß Friedrich laut weinen mußte. Nur, wenn der Vater eine Pause machte, schrie eine rauhe Stimme dazwischen und rief lärmend: Banco! Banco! Baumfahl ließ seine goldgefüllte Börse wieder klingen, Alfred riß ihn scherzend fort zu Tanz und Spiel, Mädchen und Frauen umwirbelten ihn, und seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte er weiter mit dem jubelnden Schwarme, bis er ermattet unter dem lauten Weheruf seiner klagenden Mutter zu Boden sank. Mit einem gellenden Aufschrei erwachte er endlich. Er lag in Schweiß gebadet, röchelnd, mit heiß klopfenden Pulsen. Der Kopf schmerzte, die Stirn brannte ihm, seine Augen waren trüb und entzündet. Er fühlte sich fast krank. Unzufrieden mit sich selbst verließ Friedrich das Lager.

Er machte sich bittere Vorwürfe über sein leichtsinniges Leben. Immer noch klang in seinem Ohr der Glockenton des Goldes fort und der Ruf: Banco! Banco!

»Verdammtes Banco!« sprach er zu sich selbst, den Secretair öffnend und einen Briefbogen zurecht legend. »Bin ich denn behext oder vermaledeit, daß auch mich

der Wahnsinn ergreifen muß, dem die halbe Welt nachrennt, seit die Erde ihren goldenen Schooß erschlossen hat? Was ist mir Banco? Was kann es mir je werden? Besäße ich es in Menge, ich würde es freigebig an Andere verschenken oder es sonst auf irgend eine Weise achtlos verschleudern. Banco kann mich nicht glücklich machen, denn ich verehere es nicht. Mir würde es immer nur Mittel zum Zwecke bleiben. Aber freilich, wenn man Wahnsinnige um sich herumspringen und toben sieht, wird man zuletzt ebenfalls von dem Schwindel der Tollheit ergriffen, und um es nur aushalten zu können, springt und tobt man freiwillig mit. . . . Alle Tage höre ich hundertmal dies verführerische Zauberwort, das ich früher nicht einmal kannte, und wie es Andere electricirt, so fängt es auch an, seinen Einfluß, seine geheimnißvolle Macht auf mich auszuüben. Man will zuletzt Banco besitzen, nur um die Qual los zu werden, immer danach ringen zu müssen.«

Er griff nach der Feder, um wieder ausführlich an seine Mutter zu schreiben, aber er vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen oder das, was ihn drückte und erfüllte, in Worte zu kleiden. Ach ja, Friedrich war ein Anderer geworden in zwei kurzen Monaten! Das Glück hatte ihn zwar nicht übermüthig gemacht, wohl aber gleichgiltig gegen die stilleren Freuden des Lebens, an denen er sonst Gefallen fand. Er mochte jetzt nie mehr allein sein, und war er es, so langweilte er sich. In Gesellschaft lebhafter Kunstgenossen oder in großen Cirkeln befand er sich wohler. Er lebte flott, er gab viel aus, doch immer nur

für sich und Solche, die auch ohne ihn hätten leben können. An begegnende Bettler oder an ein flehendes Kind verschenkte er jetzt nichts mehr. Er hatte in dieser Beziehung den Naturmenschen vollkommen abgestreift und war ein lebensgewandter Großstädter geworden.

Unmuthig warf Friedrich die Feder fort, stand auf und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Draußen stürmte es; Regen und Schnee prasselten gegen das Fenster, Dachpfannen lös'ten sich und stürzten auf die Straße hinab. Unser Freund sah gedankenlos hinaus in die schweren dunkeln Regenwolken, die in rasender Eile über die hohen Giebeldächer fortzogen. Plötzlich krachte ein Kanonenschuß, dem ein zweiter und dritter folgte. Friedrich erschrack, denn unbekannt mit den Hamburger Einrichtungen, wußte er nicht, daß den Bewohnern der Stadt der Eintritt einer Sturmfluth durch Kanonenschüsse angezeigt wird. Der Wirth des Hauses, den er deshalb befragte, beruhigte den Virtuosen. Die Veranlassung des Schießens gab ihm einen erwünschten Vorwand, früh auszugehen. Er hatte sich bisher um Fluth und Ebbe sehr wenig gekümmert, nicht einmal um die Schiffahrt und deren Rückwirkungen auf das ganze Leben der Stadt, in der er sich aufhielt, eine Hochfluth zu betrachten, hielt er aber doch der Mühe werth.

Bald stand er auf der windigen, nassen Straße, erreichte auf Umwegen den Hafen, ging den Baumwall entlang

und immer weiter, bis er das Hafenthor passirte. Das Wetter genirte Friedrich aber sehr. Er konnte kein Auge öffnen, so wild peitschte der Nordweststurm ihm schmelzende Schneeflocken entgegen. Die Finger verklammten ihm, er fror, daß er zitterte, und doch wollte er nicht unverrichteter Sache umkehren. Das Fährhaus winkte als einladender Zufluchtsort. Er bemerkte viele Menschen im Innern desselben, die vielleicht der gleiche Zweck hieher geführt hatte. So trat er denn ein, nahm an einem der aus den Strom hinausgehenden Fenster Platz und ließ sich eine halbe Flasche Porter geben.

Der heftige Wind, dem Friedrich doch eine gute halbe Stunde ausgesetzt gewesen war, hatte ihm gut gethan. Sein Blut war ruhiger geworden, er fühlte sich leichter und weniger aufgeregt. Den wild aufgewühlten Strom betrachtend, über dessen hochrollende Wellen einzelne Ewer mit rothbraunen Segeln forttrieben, gedachte er wieder des unglücklichen Landenberg, an dessen Geschick die kluge Recha so aufrichtigen Antheil nahm.

»Ich will ihn besuchen,« gelobte er sich feierlich. »Heute Abend, wenn es zu dämmern beginnt, werde ich in seine Wohnung gehen. Höflich wird mich schon zurecht weisen. . . . Ich könnte auch früher dahin aufbrechen, aber ich scheue mich, am hellen Tage in diese versteckte, größtentheils von Armen bewohnte Gegend mich zu begeben. Wenn ein Vornehmer mich sähe, könnte er auf schlimme Gedanken kommen. Man muß den Schein meiden, wenigstens beansprucht dies die gute Gesellschaft.«

Während unser Freund im Fährhause weilte, wurden die Kanonen noch einmal gelöst. Von Andern, die ab- und zuginen, hörte er, wie hoch das Wasser gestiegen sei und daß es schon viele Kellerwohnungen ganz überschwemmt habe. Es wollte ihm dies nicht recht einleuchten, denn obwohl die Elbe gewaltig brauste und wogte, sah man doch nicht, daß sie höher aufschwoll. Das eintönige Bild des rollenden, schäumenden Stromes ermüdete deshalb Friedrich nach einiger Zeit, und da inzwischen eine Pause im Wüthen der Elemente eintrat, brach er auf und ging wieder zurück in die Stadt. Die innere Unruhe, die Vorwürfe, die er sich fast wider Willen machte, hielten den jungen Mann fern von seiner Wohnung. Allein mit sich und seinen unerquicklichen Gedanken, fürchtete er Grillen zu fangen und immer mißmüthiger zu werden. Es war jedenfalls besser, unter Menschen zu gehen. Da gab es zu hören, zu beobachten, und vielleicht ließ sich auch im günstigsten Falle eine neue Bekanntschaft anknüpfen. Er hätte freilich auch Visiten machen können, dabei aber mußte er eine freundliche Maske vornehmen, er mußte eine Heiterkeit heucheln, die er nicht besaß, und dazu konnte die gesunde Kernhaftigkeit seiner doch noch unverdorbenen Seele sich nicht entschließen. Er trat also in eine vielbesuchte Conditorei, die ihm sein Freund Alfred wiederholt als den Sammelplatz literarisch und künstlerisch gebildeter Leute genannt hatte.

An einem runden Marmortische Platz nehmend, auf dem viele Zeitungen lagen, musterte er die Titel derselben. Es war Friedrich eine angenehme Ueberraschung,

daß sich auch die ›Schlesische Zeitung‹ darunter vorfand. Begierig griff er danach. Das Blatt war ihm augenblicklich unter allen das wichtigste, denn noch konnte unser Freund den mit seinem ganzen Wesen eng verwachsenen provincialen Patriotismus nicht abstreifen. Was fern in Schlesien vorging, interessirte ihn am Meisten. Darum überschlug er auch die politischen Nachrichten und vertiefte sich mit einem eigenthümlich süßen Gefühl von Wohlsein in die mancherlei Mittheilungen aus der Provinz. Er fand sich ganz wieder in die liebe, traute, schlesische Heimath zurück versetzt. Da war ein Hof abgebrannt, dort hatten ein paar arme Weber aus dem Gebirge ihren Tod in einer stürmischen Schneenacht gefunden. Die Sanct Annakapelle bei Arnsdorf war sogar mitten im fürchterlichsten Schneegestöber von einem Blitzstrahl getroffen worden. Glücklicherweise hatte der Blitz nicht gezündet. Und richtig, in Klein-Glogau war auch etwas passirt! Ein feindliches Brüderpaar, das schon lange Zeit getrennt, und wenn es sich traf, in Zank und Streit lebte, war in einer Schenke dergestalt mit einander handgemein geworden, daß der Jüngere in Folge der Verwundungen, die er im Kampfe davongetragen, einige Tage später gestorben war.

Friedrich dachte nicht mehr seines Grammes, er machte sich auch keine Vorwürfe. Mit der ›Schlesischen Zeitung‹ in der Hand, vergaß er Alles um sich her. Er saß in Gedanken wieder auf der Ofenbank neben dem blank gescheuerten kupfernen Ofentopfe, in dem das Wasser kollerte

und kochte. Die alte Mutter neben ihm, eine große Hornbrille auf der Nase, stopfte Strümpfe für den Vater, und er las ihr die Nachrichten aus der Provinz, alle vorgekommenen Brände und sonstigen Unglücksfälle, die Kindtaufen und Heirathen Wort für Wort in der ›Schlesischen Zeitung‹ vor, und sog aus den eingestreuten Zwischenbemerkungen der lebenserfahrenen, gutherzigen Frau Honig der Weisheit.

Niemand störte den Lesenden in seinem stillen Genusse. Um diese Tageszeit war die elegante Conditorei fast nur, von Fremden besucht, die einheimischen Gäste kamen später. Friedrich sah kein bekanntes Gesicht. Niemand sprach mit ihm. Das war ihm jetzt, wo er wieder in seinen heimischen Bergen und Wäldern herumstrich, ganz lieb. Angenehme Bilder der Vergangenheit entrollten sich vor seiner Seele. Er jagte Schmetterlingen nach am Forellenbach, der klar wie flüssiges Bergkristall durch die blumigen Wiesen floß. Er grub nach Hummelnestern, bemächtigte sich geschickt der summenden Thiere und nahm ihnen den Honigbeutel ab. Dann sah er sich wieder als Brunnengräber hinter dem Garten des väterlichen Hauses, wo eine Wassergalle bisweilen Monate lang als rieselnder Quell ausbrach. Künstlich setzte er den Brunnen mit Brettern aus, überdeckte ihn sorgfältig, baute mit Beihilfe Alfred's einen ordentlichen Ziehbrunnen mit langem Hebelbaum, machte aus Drathösen eine künstlich verschlungene Kette und hing als Eimer

ein der Mutter heimlich wegstipitztes bunzlauer Rahmtöpfchen daran. Tief sich versenkend in diese Rückerinnerungen aus der Kinderzeit, vergingen ihm die Stunden schnell. Jetzt, zum Manne herangereift, stand er dicht an der schon halb offenen Pforte des Ruhmes, ging vielleicht einer glücklichen Zukunft voll Glanz und hoher Ehren entgegen, und doch war ihm die Gegenwart nicht halb so viel werth, als der Rückblick in die harmlose Vergangenheit!

Friedrich fand sich selbst wieder durch diese vom Zufall veranlaßte Einkehr in sein Herz. Er fühlte sich gesunden im Hauch der Bergluft, die ihn umwitterte. Jetzt konnte er auch wieder an die Aeltern schreiben. Diese glückliche Stimmung mußte er festhalten. Er vergaß alle Genüsse, er überhörte die Mittagsstunde. Schnell eilte er nach Hause, setzte sich an den Secretär und schrieb, ohne abzusetzen, wieder einen jener von Herzen kommenden, ungekünstelten Briefe, die oft mehr erquicken als die wohl gesetzteste Predigt.

Darüber überraschte unsern Freund das einbrechende Abenddunkel. Schon wurden ihm gegenüber die Gasflammen angezündet, bald sank tiefe Nacht auf die volkreiche Stadt. Wenn er sich jetzt auf den Weg machte, um den leidenden Landenberg aufzusuchen, den er noch so wenig kannte, durfte er nicht fürchten, von irgend Jemand bemerkt zu werden. So nahm er denn seinen weiten faltigen Mantel um, der seinem Schlitze nach an die Carbonarimäntel erinnerte, warf den einen Zipfel über die Schulter, drückte den Hut möglichst tief in die Stirn,

und ging zuvörderst, um sich Rath's zu erholen, nach der Wohnung des Lohndieners Höflich, der ihm ja den kränklichen Mann als Notenschreiber empfohlen hatte.

ACHTES KAPITEL. FRIEDRICH'S BESUCH BEI LANDENBERG.

Höflich war ausgegangen, doch gab seine redselige Frau unserm Freunde so genaue Auskunft, daß dieser die Wohnung Landenberg's unmöglich verfehlen konnte. Friedrich fand auch wirklich den Hof, ohne einen Begegnenden zu fragen. Uebrigens gefiel ihm die Gegend gar nicht. Die eng zusammengebauten, nur aus Fachwerk bestehenden Häuser, die schmalen und schrecklich steilen Sahltreppen, deren oft zwei bis drei in die fensterreichen Etagen der Häuser führten, die finstern und niedern Eingänge zu den Höfen, die wie Höhlen den Vorüberschreitenden angähnten, endlich die zahlreichen Keller, in denen rauhe Männerstimmen hier lachten, dort laut mit einander stritten, machten einen entschieden abstoßenden Eindruck. Friedrich gestand sich im Stillen, daß er sehr unglücklich sein würde, wenn er in solcher Umgebung wohnen müsse.

Das Herz ward ihm schwer, als er die Thür des Hauses überschritt, wo Landenberg in der obersten Etage, unter dem Dache lebte. Es gab kein Licht auf der schmalen Diele, der Schein der Laterne aber, die auf dem Platze brannte, verbreitete doch so viel Dämmer auf den Dielenraum, daß dieser ihn die gewundene Treppe und das glatte Tau

finden ließ, das als Geländer von oben herab neben derselben befestigt war. Tappend und vorsichtig mit den Füßen um sich fühlend, erstieg Friedrich die erste Treppe. Hier war es leider so finster, daß er aus Furcht, herabstürzen zu können, nicht weiter zu gehen wagte. Er stampfte sehr vernehmlich mit den Füßen und rief wiederholt: »guten Abend!«

Bald hörte er dicht neben sich ein Geräusch, klappernde Schritte kamen näher und durch den Spalt einer schlecht gefalzten Thür zitterte ein Lichtstrahl. Dann ward die Thür aufgerissen und Friedrich sah ein starkes Frauenzimmer mit Holzpantoffeln an den Füßen vor sich stehen, das den hochgewachsenen, fremden Herrn mit verwundernden Blicken und halb offenem Munde anstarrte.

Friedrich nannte Landenberg's Namen, und bat die Frau freundlich, sie möge doch so gut sein und ihm leuchten, da er niemals in diesem Hause verkehrt habe.

Die Frau nickte, trat dicht an die steile aufwärts führende Treppe, hielt ihre Blechlampe, so hoch sie reichen konnte, daß von dem flackernden Licht die gefährliche Stiege wenigstens einigermaßen erleuchtet ward, und dankend stieg unser Freund bis unter das Dach hinauf. Clara war eine sehr aufmerksame Krankenwärterin. Sie hatte nicht nur den Tritt des Kommenden gehört, sondern auch gleichzeitig an dem häufigen Anstoßen des Fußes auf den zu schmalen Stufen bemerkt, daß es ein mit diesen Lokalitäten Unbekannter sein müsse. Dem braven

Mädchen machten die mancherlei Besuche in den letzten Tagen wenig Freude. Wenn sie auch ihrem Vater galten und ein Beweis von Theilnahme waren, konnte sie selbst doch nicht recht dankbar dafür sein. Warum kümmerten sich die Menschen erst jetzt um ihren kranken Vater, wo das ihm zugestoßene Unglück halb und halb durch den Ort, wo es stattgefunden, zum Stadtgespräch geworden war? Hätte die Welt Herz gehabt, so mußte sie früher Nachfrage halten. Clara empfing deshalb jeden Fremden mit deutlich ausgesprochenem Mißtrauen. Freundlich war sie bisher Niemand begegnet, am allerwenigsten dem gallonirten Bedienten Silbermann's, der schon wiederholt im Namen seiner Herrschaft nach dem Befinden des Kranken sich erkundigt hatte.

Friedrich betrat eben die letzte Treppe, als über ihm leichte Schritte schnell über die Diele huschten. Gleich darauf sah er den Kopf eines jungen Mädchens über das Geländer blicken, das von dem Lichtschimmer der Lampe in ihrer Hand rosig glühte. Der kummervolle Ausdruck ihrer Züge war in diesem Moment von unten herauf nicht zu erkennen.

Clara trat schüchtern zurück beim Anblick des vornehm gekleideten Herrn, der jetzt möglichst rasch die noch übrigen Stufen der Treppe herauf sprang. Sie hielt schirmend die Hand vor ihr Licht, ging rückwärts schreitend durch die Küche und heftete ihr glänzendes Augenpaar forschend auf die stattliche Gestalt mit dem wunderbarlich aufgeschlagenen Mantel.

»Ich möchte so gern mit Herrn Landenberg sprechen,« sagte Friedrich, seinen Hut ziehend und dem Mädchen einen guten Abend bietend. Er sah dabei das zaghafte Kind so freundlich an, daß Clara sich ein Herz faßte und entschieden antwortete:

»Mein Vater ist für Niemand zu sprechen. Hat der Herr etwas zu bestellen, so bitte ich, mich damit zu beauftragen.«

»Entschuldigen Sie, mein Fräulein,« erwiderte unser Freund, von der natürlichen Grazie des Mädchens und dem entschlossenen Ausdruck in ihrem zarten Gesicht überrascht, »einen Auftrag habe ich nicht. Ich komme in meinem eigenen oder im Auftrage meines Herzens, wenn Sie wollen, und muß mich eigentlich anklagen, daß ich erst heute komme. Leider wußte ich nicht, daß Ihr Herr Vater krank sei. Mein Name ist Friedrich Vollton.«

»O Gott, Herr Vollton!« wiederholte Clara, öffnete die Thür zu ihrem Wohnzimmer und gab durch ihre Bewegung dem Virtuosen zu verstehen, daß er ihr folgen möge. Hier angekommen, stellte sie das Licht zwischen die künstlichen Blumen, mit deren Verfertigung sie beschäftigt war, faltete dann die schlanken Hände über der Brust und sagte mit bittend aufgeschlagenen Augen:

»Vergeben Sie mir, Herr Vollton! Ich war so unfreundlich und hätte Ihnen doch dankend die Hand reichen sollen. . . . Sie haben meinen Vater so wohlthuend, so recht wie ein Freund empfangen. . . . Ich danke Ihnen jetzt dafür von ganzem Herzen, und ich würde mich auch recht innig freuen, wenn ich nicht gar so traurig wäre.«

Friedrich verstummte vor dem seelenvollen Ausdruck dieser zitternden Mädchenstimme, mehr aber noch vor der Anmuth, die sie verklärte, und das zarte bleiche Kind, mitten unter Blumen, selbst wie eine duftig zarte Lilie erscheinen ließ.

Er legte den Hut ab und ließ den Mantel halb von der Schulter gleiten. Clara griff helfend zu und der junge Virtuos wehrte ihr nicht.

»Ich darf also Ihren armen, lieben Vater sprechen, mein Fräulein?« fragte er lächelnd, mit flüchtigem Auge das kleine saubere Zimmer musternd, in dem jeder Winkel zweckmäßig benutzt war.

»Wenn sein Zustand es erlaubt, gewiß, Herr Vollton,« erwiderte Clara, die mit ehrfurchtsvoller Scheu den blühenden Mann betrachtete, der so wunderbar bezaubernde Töne den Saiten einer Violine zu entlocken vermochte. Dann machte sie einen Knicks und ging in das anstoßende noch kleinere Nebenzimmer.

Friedrich nahm eins der Veilchenbouquets auf und roch daran. Er mußte lächeln, als er sah, daß er nur eine künstliche Blume zwischen den Fingern hielt. Ein leises Geflüster machte ihn aufhorchen, bald hörte er einzelne Laute und endlich die verlangend gesprochenen Worte:

»Er darf, er darf! Es wird mir nicht schaden!«

Clara erschien sanft lächelnd wieder unter der Thür und winkte ihm zu. Friedrich trat in das matt beleuchtete Krankenzimmer. Landenberg lehnte im Bett. Sein Antlitz

war bleich und hager, nur auf den vorstehenden Backenknochen zeigten sich die verrätherischen Rosen unheilbarer Hektik. Die großen, tief liegenden Augen des Leidenden aber glänzten wie Sterne. Alles Feuer einer zum Abschied von der Welt sich vorbereitenden Seele schien sich in diesen Augen zu concentriren.

Landenberg streckte dem Virtuosen seine feuchte, mager Hand entgegen und sagte lächelnd:

»Tausend, tausend Dank, Herr Vollton! ... Ihr Kommen erquickt mich, Ihr Antlitz leuchtet mir wie das Antlitz eines guten Engels! Nun bin ich versöhnt, nun kann ich sterben.«

»O, bester Vater!« bat Clara, ihre Hand sanft auf seine Stirn legend. »Du sollst Dich ja nicht aufregen.«

»Thut nichts, thut nichts,« stammelte Landenberg, die Hand des Künstlers mit beiden Händen erfassend und seine feurigen Augen fest auf ihn richtend.

»Sie werden sich erholen, Herr Landenberg, Sie müssen noch viele frohe Tage in der Welt sehen,« sprach Friedrich. »Sie haben Freunde, die Ihnen wohl wollen. Darum hoffen und glauben Sie!«

»Ich will es, Herr Vollton, Ihnen zu Liebe,« erwiderte Landenberg. »Ihre Musik – ja, ja, es muß heraus – Ihre Musik hat mich den Menschen versöhnt, und wenn Gott mir jetzt gnädig sein wollte, würde ich vielleicht noch einmal glückliche Stunden und Tage erleben.«

»Sprich nicht so viel, Väterchen – der böse Husten, Du weißt!« warnte Clara, ängstlich das Zucken der Gesichtsmuskeln beobachtend, das eine Wiederkehr des Hustens gewöhnlich ankündigte. Wirklich auch mußte der arme Leidende einen solchen Anfall überstehen, der indeß rasch vorüberging.

Friedrich hatte sich inzwischen an das Lager Landenberg's setzen müssen. Zu Häupten desselben stand ein vielgebrauchter, etwas schadhafter Kammerdiener, auf welchem außer einem Medicin- und Wasserglase, ein dickes Heft beschriebenen Papiere lag.

Clara ließ die Thür zum Wohnzimmer offen stehen, schob einen Stuhl neben den Kammerdiener, stellte ihre Schirmlampe so, daß das Licht den Vater nicht belästigen konnte, und fuhr in ihrer mühsamen Arbeit fort. Friedrich mußte immer und immer wieder die schön geformten Hände der fleißigen Arbeiterin betrachten, die auf jede leiseste Regung ihres Vaters achtete, und für nichts Anderes Sinn zu haben schien.

Wenige Fragen und Gegenfragen hatten genügt, beiden Männern über ihre Heimath die nöthigen Aufschlüsse zu geben.

»Seltsam,« sprach Friedrich, »ich vermuthete, daß Sie ein halber Landsmann von mir sein müßten schon damals, als Sie mir die Abschrift meiner Partitur überreichten. Man hört noch immer den Oberschlesier aus Ihrem Deutsch heraus, denn Oberschlesisch bleibt der Dialect, der in unsern Geburtsorten gesprochen wird. Verzeihen Sie nur, daß ich damals so kurz angebunden war! Ich

fühlte mich noch so fremd, und dann bin ich unbehilflich. Und nach meinem Concert – Sie wissen, werther Herr Landsmann – da gibt es Einladungen, Gratulationen Ehrlicher und Unehrllicher – genug, man ist keine Stunde sein eigener Herr, und – so wird man zuletzt eine Creatur, die sich spielen läßt, wie eine Violine! Der redliche Mensch schleicht mit tiefem Bücklinge zum weit geöffneten Thore des Herzens hinaus, und ein bunt gekleideter Schelm mit klingender Schellenkappe springt herein. O, ich ärgere mich tausendsappermentsch, daß ich ein solcher lumpiger Stock werden konnte!«

Landenberg konnte trotz seiner Schwäche und der Schmerzen, die er in seiner Brust fühlte, sich des Lachens nicht enthalten, als er diesen Ausbruch ächt schlesischer Erregtheit vernahm. Wieder drückte er dem jungen Virtuosen die Hand, indem er matt hinzufügte:

»Bleiben Sie so, lieber Freund, es wird Ihnen dann gut gehen. – Sie sind jung, gern gesehen, voll ansprechender Talente und wohl gebildet – man wird Sie immer gern haben. – Mir ward es nicht so wohl. Mit einem körperlichen Fehler oder, wenn Sie wollen, gar mit zweien zur Welt gekommen, hatte ich viel zu leiden von Jugend auf. Daß ich verwachsen bin, ist das meine Schuld? Und daß diese Haare, die jetzt mehr weiß, als grau sind, in meiner Jugend in's Röthliche schimmerten, konnte mir doch wohl auch nicht zur Last gelegt werden. Ach, und dennoch war Beides für mich ein recht schweres Unglück! Es ließ sich viel davon sprechen, doch ist es besser, es erfährt Niemand die Leidensgeschichte meines Lebens.«

Landenberg legte, während er, oft pausirend, diese Worte an den aufmerksam lauschenden Virtuosen richtete, seine Linke auf das aufgeschlagene Heft beschriebener Papiere und begann spielend darin zu blättern. Friedrich beobachtete die angegriffenen Gesichtszüge des Kranken mit steigender Theilnahme. Clara rückte, wie zufällig, an dem Manuscripte, indem ihre Augen voll Zärtlichkeit auf den Vater gerichtet blieben, und entzog durch dieses geschickte Manöver der spielenden Hand des Leidenden das starke Heft. Friedrich achtete genau auf Clara's Bewegungen.

»Waren Sie denn nie glücklich?« fragte der Virtuose.

»Doch, doch, ich bin es oft gewesen. Hätte mir Gott sonst ein so liebes Kind schenken können? Nur in der Zeit, die man in der Regel vorzugsweise die glückliche nennt, in der Jugend war ich es nicht. Die Erinnerung an diese Vergangenheit preßt mir noch jetzt bittere Worte aus. Sie kann mich fiebern, ja sogar ungerecht machen gegen die Welt, wenn ich mich so recht in sie versenke. Darum vermeide ich es, lebhaft daran zu denken.«

»Nicht so viel sprechen, Väterchen!« bat Clara und Thränen traten in ihre Augen.

»Warum weinst Du?« fragte Landenberg.

»Weil es doch so ist, wie ich vermuthete, Herzensvater,« versetzte die Tochter. »Es ist nicht gut, daß ich Dir nachgegeben habe. Diese Blätter hätten unberührt in dem Koffer bleiben sollen, wo die spärlichen Ueberreste von der Nachlassenschaft der guten Mutter ruhen.«

Clara nahm bei diesen Worten das beschriebene Heft vollends an sich, schlug es zu und legte es auf ihren Schooß.

»Nicht doch, mein Kind,« erwiderte Landenberg, »ich mußte noch einmal meine Lebensbahn zurückverfolgen bis an den Punkt, von wo sie anhob. Wer vergeben und vergessen will, muß sich ganz kennen, sonst kann er sich und Andern Unrecht thun.«

»Ich vermuthe, mein lieber Freund,« fiel Friedrich ein, »dieses Heft enthält Ihre Lebensgeschichte.«

»Etwas davon,« sagte bitter lächelnd der Kranke.

Clara trocknete sich die Augen, ohne doch die immer von Neuem hervorbrechenden Thränen dadurch stillen zu können.

»Hat Niemand Kenntniß von Ihrer Vergangenheit?« fragte Friedrich weiter, dem der leidende Mann jetzt mit jeder Minute interessanter ward.

»Niemand außer meiner Tochter und der edlen Dulderin, die mich jenseits erwartet.«

»Und Sie wünschen, daß Alles, was Ihnen begegnete, in ewige Vergessenheit begraben werde?«

»Im Allgemeinen wünsche ich dies, Herr Vollton,« erwiderte Landenberg, »Ich bin eine zu unbedeutende Person, zu wenig bekannt und – Gott Lob – in meiner ursprünglichen Heimath so ganz vergessen, daß wohl nur sehr alte Leute sich meiner noch dunkel erinnern dürften. Einige oder doch eine Person aber soll, wenn mein letzter Wille in Erfüllung geht, von diesen Blättern, die ich in den trübsten Tagen meines trüben Lebens niederschrieb,

Notiz nehmen. Es hilft freilich nichts, auch frommt es Niemand; ich habe mir aber gelobt, diesem einen Manne, der meines Unglücks Eckstein ward, die ganze Wahrheit zu sagen, wenn – wenn ich erst todt bin!«

Landenberg sank hustend in die Kissen, Clara warf sich laut weinend über ihn und bat flehentlich, er möge sich doch schonen.

»Es ist nichts,« lispelte er beruhigend. »Mittheilung thut wohl, und Herr Vollton wird mein Vertrauen nicht mißbrauchen.«

Unser Freund hatte, während das junge Mädchen dem schwer leidenden Vater den Schweiß von der Stirn trocknete und ihn wiederholt küßte, die Hand nach dem Manuscripte ausgestreckt, das bei Clara's plötzlichem Aufstehen zu Boden geglitten war. Er schlug es jetzt auf und warf flüchtige Blicke hinein, ohne eigentlich darin zu lesen. Clara bemerkte dies zuerst und war gewillt, im Augenblick des ersten Erstaunens dem ihr ja so fremden Manne die schriftlichen Aufzeichnungen ihres Vaters zu entreißen. Bald aber besann sie sich und sagte fast befehlend:

»Behalten Sie diese traurigen Blätter, Herr Vollton! Der Wille Gottes, glaub' ich, hat Ihnen dieselben in die Hände gespielt. Hier können sie, wenn der Vater immer und immer wieder darin blättert und lies't, nur Schaden stiften. Sie geloben uns gewiß, keinem Unwürdigen Einsicht davon zu gönnen. Ist mein armer Vater erst wieder besser oder ganz genesen, dann können sie wieder zu uns zurückkehren.«

Landenberg lag noch immer röchelnd auf seinem Schmerzenslager. Die großen Augen waren auf die Decke gerichtet. Er legte die Hand auf seine linke Brust, als wolle er fühlen, ob auch das Herz noch schlage.

»Ihr Vertrauen rührt mich, Fräulein Landenberg,« sagte Friedrich überrascht, »und ich weiß es vollkommen zu ehren. Dennoch muß ich mich mit der Frage an ihren braven Vater wenden, ob er mir einen so tiefen Einblick in sein Leben gönnen kann und will?«

Landenberg richtete sich behutsam auf und streckte dem Virtuosen abermals die Hand entgegen.

»Es sei so, junger Mann, ich bin's zufrieden!« sprach er. »Lesen Sie, wenn Sie Zeit und Lust haben, Alles durch, was ich in einer Reihe von Jahren niedergeschrieben. Sie werden wenig Ordnung darin finden und noch weniger daraus lernen. Nur wie ich war, wie ich ward, was ich jetzt bin, das sagen Ihnen diese Bekenntnisse, und das kann Ihnen vielleicht in Zukunft von Nutzen sein. Nur müssen Sie, ehe ich diese Blätter Ihnen zur Durchsicht überlasse, mir versprechen, das ganze Manuscript mir recht bald wieder zurück zu bringen. Es muß,« schloß er mit geisterhaft glänzenden Augen seine Rede, »es muß in meinen Händen ruhen, wenn ich sterbe, denn es ist mein größtes Vermächtniß, über das ich erst auf dem Todtbette verfügen will!«

Friedrich's Hand ruhte schon in der Hand des Kranken.

»Als Freund und Landsmann verspreche ich mit Hand und Mund,« sagte der junge Mann feierlich, »zu thun, was Sie begehren.«

»Ich danke Ihnen!« sagte Landenberg.

»Und ich,« fügte Clara hinzu, »ich bin überzeugt, daß Sie meinen armen Vater nur hochschätzen werden, wenn Sie nicht ermüden, seine Mittheilungen zu Ende zu lesen.«

Das junge Mädchen reichte Friedrich die Hand, welche dieser sanft an seine Lippen führte.

Die Aufregung in Folge des gehaltenen Gespräches machte ein Abbrechen der bisher lebhaft geführten Unterhaltung nöthig. Zum Glück kam der Arzt, der ernstlich auf Ruhe drang und dem jungen Mädchen einschärfte, Niemand mehr zu dem Leidenden zu lassen.

Dieser sehr bestimmt ausgesprochene Befehl war eine Aufforderung an Friedrich, sich von Landenberg zu verabschieden. Er barg das ihm anvertraute Heft unter den Mantel, drückte zum letzten Male dem Leidenden die matte Hand, und empfahl sich Clara mit so warmen und herzlichen Worten, daß das erschrockene Mädchen ganz verwirrt darüber ward, und dem von ihr so bewundern und hoch verehrten Virtuosen die gefährliche Treppe hinabzuleuchten vergaß.

NEUNTES KAPITEL. EIN INTERMEZZO.

Langsam die halsbrecherische Treppe sich hinabgreifend, erreichte unser Freund glücklich den Platz. Hier schon fiel ihm ein lautes Gelärm schreiender Stimmen auf, das irgendwo in der Nachbarschaft aus einem der

dumpfen Keller zu kommen schien. Noch ganz mit Landenberg beschäftigt und Clara's liebliches Bild sich zurückrufend, achtete er anfangs wenig darauf. Dieser Besuch, das sagte ihm sein ahnendes Herz, mußte für ihn von wichtigen Folgen sein. Dieser hinfällige Landenberg, der nicht alt, nur von der Last des Lebens und dessen täglicher Bedrängniß müde gehetzt worden war, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er konnte den Augenblick kaum erwarten, wo er ungestört sich würde hinsetzen und die Blätter durchlesen können, die das rührende Vertrauen der arglosen Clara ihm überliefert hatte. Was hatte er wohl zu erwarten? Welche Aufschlüsse über den armen Leidenden standen ihm bevor? Würde er als Künstler und Landsmann dem von der Welt Vergessenen helfen können?

Diese und ähnliche Fragen sich in rascher Folge vorlegend, trat er auf die enge Straße. Er fand sie zu seiner Verwunderung mit einer großen Menschenmenge angefüllt, so daß er sich schwer Bahn brechen konnte. Dem Drängen und neugierigen Umblicken der Menschen nach zu urtheilen, mußte es ganz in der Nähe einen Scandal, vielleicht eine Schlägerei gegeben haben. Dafür sprach auch das lärmende Schreien, das aus dem dichtesten Knäuel sich hören ließ, und aus dem Munde eines leidenschaftlich erregten Menschen zu kommen schien.

Da Friedrich weder vor noch rückwärts konnte, erkundigte er sich nach der Ursache dieses Auflaufes, erhielt jedoch, vielleicht weil er das Hochdeutsche mit fremdem Accent sprach, von Mehreren gar keine Antwort.

Ein Mann mit kurzer Jacke und blitzenden Silberknöpfen daran unterrichtete ihn endlich.

»Peter Rallisen hat sich wieder einmal wie ein wildes Thier betragen,« sagte der Mann mit Entrüstung. »Es ist ein nichtswürdiger Säufer und ein rechter Schraffel oben-drein. Selten versteht er sich zu einer leichten Arbeit, mit der er bequem ein Stück Geld verdient. Lieber sieht er zu, wie er unter der Hand etwas erwischen kann. Dann setzt er sich hin mit gleichgesinnten Kumpanen, und trinkt, bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig ist. In solchem Zustande wankt er nach Hause, schimpft, lärmt und schlägt, wer ihm zu nahe kommt, und mißhandelt regelmäßig die arme Frau und deren Kinder. Gewiß hat er es heute zu arg getrieben, und die Polizei ist dazwischen gekommen. Nun wird sich der Schraffel nicht arretiren lassen wollen.«

Friedrich hörte dieser Erzählung weniger mit Theilnahme, als aus leicht erklärlicher Neugierde zu. Interessiren konnte ihn der Fall speciell nicht, da er weder Peter Rallisen noch dessen beklagenswerthe Familie kannte. Er drückte und schob sich, so gut es gehen wollte, und ohne irgend Jemand zu unsanft zu berühren, weiter durch die zusammengelaufene Menge, unter denen er auffallend viel Frauenzimmer bemerkte, und gelangte so ganz ohne seinen Willen dicht zu dem eigentlichen Herd des Streites.

Die Fenster einer Kellerwohnung waren zerbrochen. Scherben zerschlagener Gläser und andern Hausrathes lagen unordentlich zerstreut umher. Zwischen diesen

Trümmern frevelnder Wildheit saß ein offenbar trunkener Mann, der an beiden Händen stark blutete. – Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die beide Spuren erhaltener Mißhandlungen im Gesicht trugen, schmiegeten sich schutzsuchend an einen zweiten Mann, der seiner Kleidung nach den Vornehmen angehörte. Die Anwesenheit einer Frau verriethen nur zuweilen die schluchzenden Laute, welche aus einem den Blicken Friedrich's nicht zugänglichen Winkel der Kellerwohnung kamen. Eine Menge Menschen, welche offenbar bloße Neugierde hieher gelockt hatte, stieg die schmutzige Treppe zum Keller auf und ab, ohne jedoch die Wohnung des Trunkenen selbst zu betreten. Wahrscheinlich kannten sie schon dessen barbarische Rohheit und hüteten sich deshalb, ihm Anlaß zu geben zu neuen Wuthausbrüchen.

Friedrich, der einen angeborenen Widerwillen gegen alles Rohe hatte, würde dieser unerfreulichen Scene schnell aus dem Wege gegangen sein, wäre er nicht durch zwei Dinge festgehalten worden. Zuerst glaubte er die Gesichter der Kinder, die sich an den vornehm gekleideten Herrn schmiegeten, dessen Kopf ihm durch das niedrige Fenster entzogen ward, schon einmal gesehen zu haben, und sodann kannte er die Stimme dieses Herrn, der jetzt zu dem Trunkenbold sprach.

»Besinne Dich, Rallisen,« sagte derselbe bestimmt, »und mache mir keinen Quesenkram. Du bist bekannt! Wenn ich Anzeige von Deinen Dummheiten mache, weis't man Dir ein anderes Logis an, wo es nur Brod und Wasser gibt, um Hunger und Durst zu stillen. Ich sollte es

eigentlich thun, denn Du hast eine recht strenge Behandlung schon längst verdient. Nur aus Rücksicht gegen Dein armes Weib unterlasse ich es, wenn Du vernünftig sein willst.«

»Es ist ohne alle Frage Herr Sonderling, der Aeltere,« sprach Friedrich zu sich selbst. »Und die Kinder? Mein Gott, wo bin ich denn diesen Kindern schon begegnet?«

Peter Rallisen schlug mit der blutenden Faust auf den Tisch, murmelte unverständliche Worte und sah stier vor sich hin. Man sah es dem trunkenen Menschen an, daß er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte.

»Wenn Du hartnäckig schweigst,« begann Sonderling auf's Neue, dem rohen Menschen nähertretend, »so spare ich meine Worte. Deine Stiefkinder begleiten mich, daß Du es weißt. Noch heute mache ich Anzeige, daß ich mich ihrer annehme. Sie sollen durch Deine Verruchtheit nicht im Elend oder gar in Verbrechen untergehen.«

»Bälger! ... Wollen fressen und nichts thun ... Hol' sie die Pest!« lallte mit heiserer Zunge der Trunkenbold.

Da der wüthende Mensch keine Kraft mehr zum Toben besaß, verlief sich die gaffende Zuschauermenge. Die Meisten nahmen den Vorfall, der in ähnlicher Weise sich wohl oft wiederholt haben mochte, auf die leichte Achsel, lachten und meinten im Fortgehen, der vornehme Herr hätte auch an besseren Leuten seine Lust zum Wohlthun büßen können. Die Kinder würden eine freundliche Behandlung schwerlich verdienen. Man treffe sie überall bettelnd, und zwar so zudringlich, daß sich ihrer Niemand erwehren könne.

Gerade diese Bemerkung kam Friedrich's Gedächtniß zu Hilfe. Es waren dieselben armen Kinder, die er kurz vor Weihnachten auf seiner ersten Domwanderung halb erstarrt am Jungfernstieg liegen und von dem gutherzigen Landenberg wachrütteln sah. Er begriff vollkommen die Lage dieser unglücklichen Geschöpfe, deren unwürdiger Stiefvater jetzt, durch das Laster des Trunkes zum Thiere herabgewürdigt, in ein dumpfes Hinbrüten versank. Er warf einen flüchtigen Blick rund um sich, und da er unter den noch versammelten Gaffern kein bekanntes Gesicht sah, stieg er hinab in den Keller, um Herrn Sonderling, den er im Gespräch als einen nachdenkenden unterrichteten Mann bei Silbermann kennen und achten gelernt hatte, seine Mithilfe anzubieten.

Sonderling war von dieser unerwarteten Begegnung überrascht, obwohl ihm diese selbst wie der lärmende Auftritt, dem er beigewohnt, nicht ganz lieb zu sein schien. Er schilderte dem talentvollen Virtuosen mit wenigen Worten die Lage der Dinge, wie er mit Dorthie zusammen getroffen sei und was er von ihr erfahren habe. Nun sei er gerade zu rechter Zeit an dem Keller vorübergegangen um durch sein Dazwischentreten wenigstens größeres Unglück zu verhindern. Der vor Trunkenheit fast besinnungslose Rallisen habe unter gotteslästerlichen Flüchen Geld von den weinenden Kindern verlangt, und da beide nur eine geringe Anzahl Schillinge dem Wüthen hätten darreichen können, habe er Alles, was ihm in die Hände gerathen, auf die Armen geschleudert, sie mit Fäusten geschlagen und in seiner blinden Tobsucht

endlich gar die Fenster zertrümmert. Für die Frau des unheilbaren Säufers könne er ein Unterkommen finden, wenn sie selbst es nur wolle, und was mit den Kindern zu machen sei, damit sie ferner von der Bettelei abgehalten und zu nützlichen Menschen erzogen würden, werde sich feststellen lassen, sobald er seinen Bruder gesprochen habe.

Peter Rallisen hörte von diesem Zwiegespräch nichts mehr. Er zwinkerte nur noch zuweilen mit den trüben stieren Augen, ließ den schweren Kopf von einer Seite auf die andere sinken, und schlug endlich damit auf das Holz des Tisches, um sogleich fest einzuschlafen.

Friedrich billigte vollkommen das Verfahren des Herrn Sonderling. Er reichte jedem der Kinder ein kleines Geldgeschenk, drückte der still weinenden Frau, die bisher das ganze Hauswesen unter stetem Zank und häufigen Mißhandlungen durch harte Händearbeit hatte erhalten müssen, ein Doppelmarkstück in die Hand, und verließ dann den Keller. Sonderling ertheilte der schwer Bedrückten noch einige Verhaltensmaßregeln und befahl den Kindern, ihm zu folgen. Sie thaten es gern, doch nicht, ohne zuvor der Mutter, die sie allein zurückließen, noch von Herzen gute Nacht zu wünschen.

ZEHNTES KAPITEL. RÜCKBLICKE IN LANDENBERG'S VERGANGENHEIT.

Dies Intermezzo konnte nur aus kurze Zeit Friedrich's Gedanken auf andere Dinge leiten. Kaum sah er sich wieder allein, so dachte er nur an Landenberg, an dessen

bescheidene Tochter und an das Heft, das er unter dem Mantel trug. Wohl erinnerte er sich, daß er seinem Freunde Alfred versprochen hatte, ihn Abends in den Künstlerclub zu begleiten, dennoch war seine Wißbegier stärker als der Zug der Freundschaft. Vielleicht auch kam Alfred zu ihm, wenn er zur festgesetzten Stunde nicht erschien. Dann konnte man sich ja immer noch über die Frage verständigen, wie man den Rest des Abends verleben wolle, ob in Gesellschaft einer gemischten lustigen Menge oder in der würdigeren Stille einsamer Häuslichkeit.

Einig mit sich selbst, betrat er seine Wohnung. Es hatte Niemand nach ihm gefragt; auch Briefe und Einladungen waren nicht abgegeben worden. Sehr zufrieden damit bestellte er bei seinen Wirthsleuten ein einfaches Abendbrod, ließ sich Licht bringen und setzte sich, das erhaltene Heft vor sich hinlegend, in die Sophaecke.

Mit selbstquälerischer Lust betrachtete er geraume Zeit die noch unberührten Papiere, als umschlossen sie ein heiliges Geheimniß. Er hielt so lange an sich, bis sein Blut schneller eirculirte und die stärkeren Schläge des Herzens ihm einen hohen Grad nervöser Erregung anzeigten. Nun duldeten es ihn nicht länger. Zagend streckte er die Hand aus, schlug die Pappumhüllung zurück, in welcher die bescheidenen Blätter lagen, und sah sich gleich von der Ueberschrift mächtig angezogen. Sie lautete:

BEKENNTNISSE EINES GEMISSHANDELTEN 1. DIE ERSTEN
JUGENDJAHRE.

Von unbemittelten Aeltern geboren, ward ich schon in frühester Jugend an Entbehrungen gewöhnt. Mein Vater trieb einen kleinen Handel mit allerlei Bedürfnissen der genügsamen Landbevölkerung. Er ging hausiren von Ort zu Ort, oft viele Meilen weit, in's Flachland und in die spärlich bewohnten Thäler des rauhen Gebirges. Kein Wetter hielt ihn von diesen beschwerlichen und angreifenden Fußreisen ab. Er durfte sich auch nicht abhalten lassen, denn sie allein gaben uns die Mittel zur Unterhaltung. Die Mutter, die fast niemals das Haus verließ, hielt daheim zusammen, was der Vater mühsam draußen in der Welt verdiente, und bestrebte sich nebenbei, von dem kleinen Gärtchen, das auf der Südseite unser Haus begrenzte, möglichst vielen Nutzen zu ziehen. Eine leidenschaftliche Blumenfreundin legte sie sich auf die Zucht von Zierblumen, wie sie namentlich die Bauern gern haben. Levkojen, Goldlack, Primel, Narzissen, Citronenmelisse, Veilchen, Nelken, Aurikel und andere bei dem Volke beliebte Blumen hatte sie immer vorräthig. Daraus band sie Sträußchen und Kränze, und verkaufte diese. Großen Gewinn warf dieser Blumenhandel freilich nicht ab, er gab aber doch die Mittel her zur Bestreitung kleiner Ausgaben in der Wirthschaft.

Dunkel nur erinnere ich mich dreier älterer Geschwister. Sie starben kurz hinter einander an den Folgen des Scharlachfiebers. Auffallenderweise focht diese so

verheerende Kinderkrankheit mich gar nicht an. Ich blieb unberührt von ihr, obwohl es jedenfalls besser für mich gewesen wäre, wenn ein früher Tod mich anstatt einen meiner Brüder abgerufen hätte. Meine Brüder waren nämlich fehlerlos gewachsene Jungen, während ich schon verunstaltet zur Welt kam.

Es pflegt wohl vorzukommen, daß Aeltern einem mit körperlichen Gebrechen behafteten Kinde dies entgelten lassen. Sie setzen ein solch beklagenswerthes Geschöpf zurück, behandeln es hart, und legen damit häufig den Keim zu allerhand schlimmen Neigungen in sein junges Herz. Diesen Fehler ließen meine braven und darum mir unvergeßlichen Aeltern sich nicht zu Schulden kommen. Sie fühlten es tief, daß meine Verunstaltung das Fortkommen in der Welt mir wohl erschweren könne, und waren gerade deshalb darauf bedacht, meine Seele nur edlen Empfindungen zugänglich zu machen. Liebe, Nachgiebigkeit, freundliches Zuvorkommen suchten sie mir von Jugend auf einzupflanzen, und namentlich war es die Mutter, welche mir wiederholt einprägte, daß nur der gut geartete, bescheiden auftretende Mensch auf ein leichtes Fortkommen unter fremden Menschen hoffen dürfe.

So fühlte ich denn gar nichts von der Mangelhaftigkeit meiner Körperbildung. Ich war gesund und heiter. Einen Spiegel zog ich selten zu Rathe, und selbst wenn ich es that, zeigte mir doch die glänzende Fläche desselben nicht die Unebenheit meiner Schultern. Leider aber ward ich auf diese fehlerhafte Körperbildung nur zu bald und in sehr liebloser Weise aufmerksam gemacht.

Meine Mutter erhielt bisweilen Aufträge, Blumen für entfernter Wohnende zu Sträußen und Kränzen zu binden. Diese übergab sie mir zur Besorgung, als ich mein achttes Jahr zurückgelegt hatte und ein Auftrag pünktlich von mir ausgerichtet werden konnte. Da machte ich nun bald eine Erfahrung die mich in tiefe Bekümmerniß stürzte. Wenn ich nämlich zwischen Hecken einsam fortwandelte und Kinder hinter denselben in Gärten oder auf Wiesenplänen spielten, hörte ich oft hinter mir her lachen. Blieb ich dann wohl neugierig stehen und sah mich um, so blickte bald da, bald dort ein Kinderkopf über Zaun oder Stacket, grins'te mich an und gab mir einen Namen, der mich erbeben machte. Ich begriff, daß diese lieblose Bezeichnung meinem Höcker galt, aber ich vermochte durchaus nicht zu fassen, wie diese fehlerhafte Körperbildung Andere, die ich ja nicht einmal kannte, veranlassen konnte, mich geringschätzig zu behandeln. Nicht etwa meine Eitelkeit, mein Herz fühlte sich dadurch beleidigt, und ich sann lange nach, was ich wohl thun müsse, um die kleinen Bösewichter mir gewogen zu machen. Ich glaubte, das Mittel alsbald gefunden zu haben, und freute mich schon auf dessen, wie ich fest überzeugt war, zauberhafte Wirkung. Als ich wieder zu ähnlichen Besorgungen von meiner Mutter ausgeschickt ward, bat ich sie, mir einige frische Blumen zum Verschenken an niedliche Kinder mitzugeben. Ich erlaubte mir, damit die Mutter mir diese Bitte nicht abschlagen möge, die kleine Unwahrheit zu behaupten, es hätten mich beim letzten Ausgange einige Kinder um Blumen gebeten.

Die Mutter lächelte und erfüllte meinen Wunsch. Ich erhielt von ihr köstlich duftende Nelken, einige volle Narzissen, ein paar kleine Sträußchen von Levkojen und Goldlack. Glücklich und voll von dem Freudenjubiläum, den ich mit meinen duftenden Geschenken hervorruer würde, trat sich meine Geschäftswege an.

Ich war noch nicht weit gegangen, als mir der verletzte Schimpfname über den Gitterzaun eines angesehenen Mannes zugerufen wurde. Ich kehrte mich um, erblickte den lockigen Kopf eines sehr hübschen Mädchens, das gern ein paar Jahre mehr zählen konnte, als ich selbst, näherte mich lächelnd dem Gitter und reichte ihm mit freundlichen Worten meine allerschönsten Blumen. Das Kind nahm sie, nicht aber um sie zu behalten, sondern, um sie mir zerbrochen in's Gesicht zu werfen. Dabei rief das Mädchen mit wahrhaftem Entsetzen – ich habe diese Worte nie wieder vergessen –:

»Pfui über Dich! Ich würde häßlich und bucklicht werden, wie Du, wenn ich an Deine Blumen röche! Mach', daß Du fortkommst, bucklichter Rothkopf!«

Fort ging ich, das weiß ich, wie ich aber fortgekommen bin, das weiß ich nicht mehr. Ich hörte noch mehrmals hinter mir herrufen, aber ich achtete nicht mehr auf den Sinn der Worte, die man mir nachschrie. Was konnte es mir nützen? Gezeichnet von der Natur und mit dem Stempel der Häßlichkeit belastet, war ich ja Allen gleich verhaßt. Konnten Geschenke selbst unverdorbene Kinder mir nicht gewogen machen, wie durfte ich hoffen, daß dies freundlichen Worten gelingen werde? Ich

gab die bestellten Blumen in den betreffenden Häusern ab und schlich auf weiten Umwegen, durch Feld und Wiesen schweifend, nach Hause. Die zum Verschenken erhaltenen Blumen zerpflückte ich unterwegs und streute sie auf die kristallinen Wellen des Baches, an dessen grünen Borden ich meistens fortschritt. Die klare Spiegelwelle zeigte mir wiederholt mein Bild. Schön fand ich es nicht, so häßlich aber, wie die Kinder meinten, daß ich sei, konnte ich mich doch auch nicht nennen. Ich hatte einen Höcker, das wußte ich, und um mein damals blühendes Gesicht lockte sich weniger rothes als goldgelbes Haar. Und auch dieses Haares wegen höhnte man mich!

Krank im Herzen kam ich spät zurück. Die Sonne war schon hinter den Bergen untergegangen und durchleuchtete den ganzen breiten Waldkamm derselben mit goldener Gluth. Meine Mutter hatte sich meinethalb gesorgt und kam, als sie mich erblickte, mir raschen Schrittes entgegen. Der Vater war schon seit Tagen abwesend im Gebirge.

»Dir ist etwas zugestoßen, Adolph,« redete mich die herzensgute Frau an. »Du bist bleich, Du hast Dich gewiß recht sehr erschrocken. Der tolle Hund, welcher seit einigen Tagen gesehen worden, ist Dir doch nicht quer über den Weg gelaufen?«

»Nein, gute Mutter, ich bin blos müde,« gab ich ausweichend zur Antwort. »Wenn ich mich ausgeruht habe, werde ich wieder so munter sein, wie immer.«

Die Mutter drang nicht weiter in mich und ich verschloß meinen Schmerz still in der Brust. Wohl konnte

ich indeß bemerken, daß die besorgte Frau mich heimlich beobachtete. So errieth sie bald, was mich betrübte. Ich mochte wohl auch des Nachts im Traume mein Geheimniß ausgeplaudert haben, denn ich träumte fast allnächtlich von der schnöden Behandlung, die sich unauslöschlich tief in mein armes Herz eingegraben hatte. Seitdem sah ich die Mutter oft still weinen, mich aber behandelte sie mit verdoppelter Zärtlichkeit.

Von jenem Tage an, den ich nie wieder vergessen konnte, suchte ich bei allen unerläßlichen Ausgängen immer die Einsamkeit. Zu spät sah ich ein, daß dies nicht wohl gethan war. Leider gestatteten die beschränkten Verhältnisse meiner Aeltern nicht, daß ich mit andern Kindern meines Alters viel zusammenkam. Hin und wieder sah ich wohl eins der Nachbarkinder, es bildete sich aber zwischen mir und ihnen durchaus kein Verhältniß. So wuchs ich denn ohne Gespielen auf. In meiner Einsamkeit fühlte ich mich ganz wohl, weil ich nie allein war. Die Liebe meiner Mutter zu den Blumen übertrug sich auf mich, und so oft ich Zeit fand, betrachtete ich diese freundlichen Gaben der Natur, unterhielt mich gleichsam mit ihnen, und lernte mehr als andere Kinder von gleichem Alter das Leben, Weben und Schaffen der Natur verstehen.

Dies stille Dahinleben, das meinem Hang zum Nachdenken zwar etwas zu frühzeitig Nahrung gab, stumpfte doch den Stachel sehr bald wieder ab, welchen die lieblose, aber auch gewiß ganz absichtslose Aeüßerung des hübschen Mädchens in meine Seele gesenkt hatte.

Ich hätte jene frühzeitige Verwundung, die nur die Oberfläche des Herzens ritzte, vielleicht für immer vergessen, wären nicht spätere Vorgänge Ursache geworden, daß sie von Neuem und viel tiefer aufgerissen wurde.

Von einer wochenlangen Fußwanderung durch die gebirgigsten Gegenden der Gränzlande kehrte mein Vater sehr angegriffen zurück. Er war mißmüthig, denn das Geschäft hatte nur geringen Verdienst abgeworfen. Um nicht völlig umsonst von Ort zu Ort zu pilgern, hatte er das Meiste auf Credit gegeben. Was er an baaren Mitteln mit heimbrachte, waren größtentheils nur alte Rückstände, die er mühsam genug eincassiren mußte.

Die Mutter billigte das Verfahren des Vaters nicht, und die, wenn auch nur leisen, Vorwürfe, die sie ihm wohlwollend und in der besten Absicht machte, steigerten noch die Verstimmung des ohnehin schon krankhaft reizbaren Mannes. Er klagte über Mattigkeit und Schwere der Glieder, mußte das Zimmer hüten und fiel wenige Tage später in ein heftiges Fieber. Es zeigte sich, daß der Vater den Typhus aus den Gebirgen mitgebracht hatte, wo diese entsetzliche Krankheit Monate lang wüthete und die Bevölkerung decimirte.

Sorge und übergroße körperliche Anstrengung verschlimmerten den Zustand meines Vaters. Einen Arzt zu rufen fehlte es uns an Geld. Auch hatte die Mutter wenig Vertrauen zu Aerzten. Sie behauptete, nie den Rath dieser gelehrten Leute beansprucht zu haben. In allen Fällen half sie sich, so lange wie möglich, mit Hausmitteln, und blieben diese wirkungslos, so ward das Gutachten

eines alten Schäfers oder auch eines klugen Mannes eingeholt. Immer hatte das Eine oder Andere seine Dienste gethan. Die Mutter schickte mich daher, als der Zustand des Vaters immer bedenklicher sich gestaltete, nach dem heilkundigsten Schäfer. Der alte, treuherzige Mann kam auch; wie er aber des Kranken ansichtig ward, erklärte er kopfschüttelnd, daß er für diese Krankheit kein Mittel habe. Sie müsse austoben, war seine Meinung; übrigens käme Alles auf die Natur des Kranken an.

Am zehnten Tage starb mein Vater. Zwei Tage nach seiner Beerdigung legte sich auch die Mutter. Sie ward ebenfalls vom Typhus ergriffen und war binnen wenigen Tagen eine Leiche, wie der ihr vorangegangene Vater.

So stand ich nun ältern- und mittellos ganz allein in der Welt, ohne Gespielen, ohne Freund, ohne Stütze.

Ich wäre vielleicht umgekommen oder dem Orte zur Last gefallen, hätte nicht ein Stiefbruder meines Vaters, der einige Stunden weiter in's Land hinein wohnte, mich, wie es ja auch seine Pflicht war, zu sich genommen.

Auf diese Weise kam ich in einen ziemlich lebhaften Flecken. Hier besaß mein Onkel einen kleinen Kramladen, der ihn gut nährte, und wo ich ihm oft an die Hand gehen mußte. Anfangs fühlte ich mich sehr verlassen, war immer traurig und weinte oft Stunden lang. Das duldeten aber der Ohm – ich will ihn Anton nennen – nicht lange; denn er selbst war ein munterer Mann, der lieber einen derben Scherz als ein trübseliges Gesicht ertrug. Auch die Tante mochte nichts vom ›Flennen‹ wissen. Ich mußte mich also zusammen nehmen und schicken, und

das war gewiß recht gut. Noch heute weiß ich es den längst verstorbenen Verwandten Dank, daß sie mich fort und fort anhielten, den Schmerz energisch zu bekämpfen.

Bei Lebzeiten meiner Aeltern wurde meine Erziehung sehr vernachlässigt. Der Vater konnte sich wenig um mich kümmern, die Mutter war zu schwach, und hatte mich in der Vorahnung, es möge mir unter Andern mein körperliches Gebrechen zum Vorwurf gemacht werden, am liebsten um sich. So kam es, daß ich die Schule des Ortes nur unregelmäßig besuchte. Es war dies leider damals gestattet. Kinder armer Aeltern hatten ein Recht, nur halb oder ein Drittheil so viel lernen zu dürfen, als man wohlhabenderen Kindern beibrachte. Die langen Pausen, welche dadurch in meinem Schulbesuche eintraten, brachten mich wenig mit Kameraden zusammen. Lange Gespräche zu führen gestattete die in der Schule knapp zugemessene Zeit uns Allen nicht. Ich ward also kaum von meinen Mitschülern beachtet, und dies gefiel mir am Meisten.

Ungeachtet des sehr dürftigen Unterrichtes, den ich unter diesen Umständen genoß, lernte ich doch leidlich lesen und schreiben, da ich leicht begriff, und die Mutter mich, so oft sie konnte, vornahm. Onkel Anton bemerkte sogleich die traurigen Lücken meiner Schulbildung, und da er den festen Willen hatte, einen tüchtigen Menschen aus mir zu machen, so traf er ungesäumt Anstalten, mich in eine gute Schule zu schicken. Es kostete ihn dies selbst nichts, denn der kleine Nachlaß meiner

Aeltern hatte beim Verkauf doch eine Baarsumme eingebracht, die vollkommen zu meiner Erziehung hinreichte. Nur durfte freilich ein gewisses Maaß dabei nicht überschritten werden.

Onkel Anton war ein grundehrlicher Mann, nur trieb er die Sparsamkeit zu sehr auf die Spitze. Dadurch erschien er geizig, ohne es doch von Natur zu sein. Er drückte nie einen Fremden, sich aber und seinen Angehörigen knappte er Alles ab, was er für unnöthig hielt. Diese Eigenheit gab sogar bisweilen Anlaß zu kleinen ehelichen Zwisten, denn wenn meine Tante schon nichts wegwarf, so wollte sie doch auch nicht darben. Der Onkel hielt z. B. mit bewundernswürdiger Zähigkeit an der seltsamen Eigenthümlichkeit fest, den jedesmaligen Bedarf an Brod und Butter für den Abendtisch direct von Höker und Bäcker holen zu lassen. Alles Bitten, Vorstellen, Remonstriren brachte hierin keine Aenderung zu Wege. Der Onkel blieb bei seiner Behauptung, es würde mehr verzehrt, wenn mehr da sei. Bei seiner Einrichtung verhungere Keiner, es habe aber auch Niemand Gelegenheit, sich den Magen zu überladen, was dem Schlafe förderlich sei, die Gesundheit kräftige und Jedermann frühzeitig wieder munter mache.

Ich müßte lügen, weilte ich behaupten, ich sei ein Anhänger dieses Systems gewesen, das Abendessen abzukürzen. Jahrelang ging ich immer nur halbsatt zu Bett, und mein Onkel sprach die Wahrheit wie ein Prophet wenn er sagte, durch seine Einrichtung beim Abendessen

werde es nie Jemand einfallen, ein Langschläfer zu werden. Der leere Magen weckte mich jeden Morgen lange vor Sonnenaufgang. Ich konnte die Zeit des Frühstücks kaum erwarten, das mir immer vortrefflich mundete, obwohl es, den Sonntag ausgenommen, nur aus eitel Roggenmehlsuppe bestand, in der sich recht viele Klößchen befanden, die wenig besser als Mehlkleister schmeckten. Zwei Stunden später gab es dann noch Kartoffeln mit der Schale, aber ohne Butter. Darin bestanden alle Herrlichkeiten unserer culinarischen Genüsse.

In der Schule würde ich mich wohl befunden haben, wäre eine strengere Disciplin Seitens der Lehrer geübt worden. Gewiß gibt es nicht leicht einen schwereren und zugleich segensreicheren Beruf, wie den des Lehrers; es lastet aber auch große Verantwortlichkeit auf diesem Berufe. Der Lehrer kann bilden und verbilden; er kann junge, für alle Eindrücke empfängliche, Herzen zum Guten erziehen, und wieder dem Unkraut moralischer Verwilderung Preis geben, Es kommt Alles darauf an, ob ein Lehrer den richtigen Takt, psychologischen Blick und das Talent besitzt, Milde und Strenge weise zu verbinden. Lehrer müssen von den Schülern geachtet und geehrt, nie gefürchtet werden. Spotten aber die Zöglinge über sie oder verstehen sie ihre Schwächen zu benutzen, um sie durch Schmeichelreden zu umstricken und der Wahrheit und Gerechtigkeit untreu zu machen, dann füllen solche Menschen ihren Platz nicht aus, und statt Segen zu stiften, verbreiten sie Unheil.

Die meisten Lehrer an der Schulanstalt, wo mein Onkel mich unterbrachte, waren alte Leute. Der Eine sah nicht gut, der Andere hörte schlecht, ein Dritter lief mit einem Zopfe herum, als hätte er ihn aus der Zeit Friedrich's des Großen als Trophäe mit aus den ruhmreichen schlesischen Feldzügen heimgebracht. Ein Vierter endlich trug eine Perrücke mit sauberem Haarbeutel, erschien nie anders in der Schule, als mit Puder bestäubt, ging stets in kurzen Kniehosen, Strümpfen und Schuhen, und pflegte nur im Winter über seinen gelblichen Frack, der auch ein paar Jahrzehnte gedient haben mußte, einen sechskragigen engen Mantel zu ziehen. Alte Leute im Flecken behaupteten, dieser vierte Mann – die Lehrer bildeten gerade ein volles Whist-Ensemble – stamme aus dem Elsaß, sei ursprünglich Friseur gewesen, als solcher mit einer vornehmen Herrschaft lange in der Welt herumgereis't, und habe, weil er gut zu tanzen und die Flöte zu blasen verstanden, viel Glück in jungen Jahren gemacht. Eine Heirath endlich sei Ursache geworden, ihn als Lehrer an der Schule des Fleckens zu placiren.

Etwas Wahres mußte diesen Gerüchten zum Grunde liegen; denn auch auf unserer Schule bekleidete dieser Mann mit der gepuderten Perrücke und dem gelblichen Frack neben seiner Function, uns das Französische beizubringen, die Stelle eines Tanzlehrers, wobei er stets die Flöte blies. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in höchst zierlichen Pas vor uns Jungen, die wir plump beschuht hinter ihm herklapperten, immer die Flöte blasend, eine Menuett tanzte. Die Menuett liebte er unter allen Tänzen

am meisten. Er pflegte zu sagen, Menuett sei die Seele des Tanzes, und es ist wahr, den alten Herrn auf Bällen, wo er natürlich als Tanz- und Ceremonienmeister figurirte und ohne Zweifel sich glücklicher fühlte, denn als Lehrer der französischen Grammatik, etwa mit der Frau Bürgermeisterin oder einer andern Dame aus den Honoratioren, Menuett tanzen zu sehen, war kein geringer Genuß. Bei solchen Festlichkeiten trug der nahezu siebenzigjährige Mann ein hechtgraues Kleid ohne Kragen, mit Borden besetzt, feine fleischfarbene Handschuhe, gestickte Manschetten, welche die halbe Hand bedeckten, und einen dreieckigen Hut. Die Handhabung dieses Huttes beim Tanz der Menuett, sein graziöses Lächeln, das sein Gesicht verklärte, die Gewandtheit, mit der er plirte, den Hut schwang und die Fingerspitzen seiner Dame berührte, fanden stets laute Bewunderung.

Von diesem Vierblatt alter, zum Theil lebensmüder Männer sollten wir Jungen Weisheit, Sitte, Bildung lernen, ihnen sollten wir gehorchen, vor ihnen Respect haben. Schon daß man dies verlangte, war thöricht, daß man aber das Wohl des ganzen heranwachsenden Geschlechtes in solche Hände legte, war unrecht. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß mein Leben eine ganz andere Richtung genommen haben würde, hätte ich nicht das Unglück gehabt, der sogenannten Erziehung *dieser* Lehrer anheim zu fallen.

Kaum war ich Zögling dieser Lehranstalt geworden, so fingen die Uebermüthigsten der Schüler an, mich zu

necken. Meine hohe Schulter und die Farbe meines Haares gaben den Anlaß dazu. – Wie abscheulich! Ich konnte mir damals leider den Grund dieses Verfahrens nicht erklären, obwohl ich oft und lange darüber nachdachte, später fand ich ihn in der albernen Erziehung und den unbesonnenen Reden, welche die Kinder von ihren eigenen Aeltern hören. Da heißt es: Seht den Buckligen, wie komisch er aussieht! Der hat rothes Haar! Pfui! Rothes Haar ist häßlich, und wer es trägt, ist entweder von Herzen schlecht oder sehr, sehr albern. Judas Ischarioth, der den Heiland verrieth, hatte auch rothes Haar! Dankt Gott, daß Ihr nicht so gezeichnet worden seid!

Dummköpfe und Narren wird es geben, so lange die Welt steht. Es kommt auch wenig darauf an, ob einige Tausend solcher Imbeciles unter dem großen Menschenroß mit herumlaufen oder nicht, es ist aber doch mehr als gewissenlos, daß selbst Solche, welche wirklich Bildung besitzen, die Menschen nach der Farbe ihrer Haare oder der Glätte ihrer Haut beurtheilen und abschätzen wollen. Es würde mich nach den Erfahrungen, die ich in einer fünfjährigen Schulzeit gemacht habe, gar nicht wundern, wenn jeder Verwachsene, jeder Rothhaarige ein Menschenfeind und Verächter aller seiner Mitmenschen würde. Das Recht dazu gibt ihm die Behandlung, die ihm in den meisten Fällen von Jugend auf zu Theil wird. Ein Mensch, den man immer verhöhnt, immer stößt, immer in unwürdiger Weise reizt und prickelt, muß verbittert und schlecht werden oder als Einsiedler durch die Welt pilgern. Lernt er dennoch im Dulden auch lieben, so zeigt

er sich würdig des Meisters, der auch seine Feinde segnete, und denen Liebe predigte, die ihn und sein Thun haßten und verfolgten.

Bei diesen neuen Vexationen, die sich täglich wiederholten, und schnell immer anhaltender und widerwärtiger wurden, gedachte ich des Vorganges am Gitterzaune meines Heimathortes. Ich ging still mit mir zu Rathe, was ich thun solle, um die Schaar der losen Buben, die auf mich eindrang, zu besänftigen und mir gewogen zu machen. Bloßes Schweigen fruchtete nicht. Die ausgelassene Brut wurde handgreiflich, wenn ich ihre herausfordernden Worte unbeachtet ließ.

Zuerst legte ich mich auf vernünftiges Zureden und bat die Uebermüthigen, mich doch nicht zu belästigen. Meine hohe Schulter sei ihnen ja nicht im Wege, und die Farbe meines Haares werde ihnen weder die Kleider noch die Augen versengen.

»Wir wollen aber unsern Spaß mit Dir haben,« sagte der ganze Troß im Chor. »Du bist anders als wir und darum mußt Du Dir etwas gefallen lassen.«

Meine bittende Rede verschlimmerte nur meine Lage. Ich fühlte an dem heftigen Klopfen meines Herzens, an der Gluth, die auf meinem Antlitz brannte, daß meine Geduld zu Ende gehe. Strafe hatten die nichtsnutzigen Buben jedenfalls verdient, und diese wohlverdiente Strafe ihnen zukommen zu lassen, war jetzt Wunsch und Ziel meines Strebens.

Die Lehrer, erwartete ich mit Zuversicht, sollten mich gegen die völlig ungerechtfertigten Hänseleien und groben Insulte der frechen Burschen schützen. Ich trug jedem einzelnen Lehrer vor, was mich beunruhigte, welchen Quälereien ich täglich ausgesetzt war. Alle hörten mich aufmerksam an, Alle fanden, daß ich im Rechte sei, und daß es sehr ungezogen genannt werden müsse, wenn meine Mitschüler mich so übel tractirten, nur bedauerten sie gleichzeitig, daß sich ihrerseits unter so bewandten Umständen nicht viel werde thun lassen, versuchen indeß wollten sie es.

Diese Antwort war wenig tröstlich. Ich sah mit einiger Neugierde den Maaßregeln entgegen, welche das Lehrercollegium meinerwegen treffen würde. Wie sehr aber erstaunte ich, als schon am Tage nach meiner Vorstellung der Mann mit dem schrecklichen Zopfe, der beim Sitzen im Katheder über den Stuhl hinunterhing und bei jeder Kopfbewegung seines Trägers wie eine Schwuppe hin und herfuhr, mit sehr weinerlicher Stimme meinen Mitschülern eine salbungsvolle Strafpredigt hielt über ihre Unarten! Er rügte ihre Rohheiten, er tadelte hart, daß sie einander auf dem Schulwege mit Büchern und Pennalen würfen, er untersagte ihnen auf's Schärfste die Mißhandlung einiger Mitschüler, die »auffällig wären durch Haarfarbe und fehlerhafte Körperbildung«, und drohte endlich mit Einsperrung im Wiederholungsfalle! Dann streichelte er seinen majestätischen Zopf, schlug sein Lehrbuch auf, und begann schläfrig und geistlos wie immer, zu dociren.

Ich saß während dieses traurigen Sermons wie im Gefegfeuer. Alle meine Mitschüler sahen mich an, die Einen lachend, die Andern grinsend. Da und dort hob sich drohend eine Hand und ich ahnte, daß mit diesem Eingriff des Lehrers mein Schicksal sich nur verschlimmern müsse.

Ohne Störung verging die Stunde. Am Schlusse derselben kam der Bezopfte noch einmal auf das beregte Thema zurück und verließ dann das Schulzimmer mit viel-sagendem Augenwink. Kaum aber waren die Schritte des Fortgehenden auf der Treppe verhallt, so wandte sich der Zorn aller Schüler gegen mich.

»Also ein Angeber, ein Zuträger bist Du?« riefen die Einen.

»Nein, es ist ein falscher Hund!« schrieen die Leidenschaftlicheren.

»Schlagt ihm seinen Buckel ein, dann braucht er sich nicht mehr zu beschweren!« rieth Dieser.

»Reißt ihm das brandrothe Haar aus!« zeterte Jener.

»Gerbt ihm das Fell!« ras'te der ganze verwilderte Troß, während ich, zurückgelehnt an die Bank, mein Federmesser zog, und sehr verständlich damit gesticulirte. Ich war fest entschlossen, den Ersten, der sich an mir vergreifen würde, dergestalt zu zeichnen, daß den Uebrigen die Lust vergehen sollte, sich an mich zu wagen. In jenen Augenblicken galt mir Alles gleich. Ich würde, erregt wie ich war, und in tiefster Seele die ganze Niederträchtigkeit der erbärmlichen Menschenbrut empfindend, eher einen

Todtschlag begangen, als mich ungerächt den Mißhandlungen übermüthiger Buben unterworfen haben. Es mußte indeß doch wohl etwas in meinen Augen leuchten, das selbst die Beherztesten zurückschreckte. Vielleicht auch fürchteten sie die blanke Klinge meines Messers oder sagten sich, daß sie ja selbst die Veranlassung waren zu meiner verzweifelt sich gestaltenden Gegenwehr.

Die Ruhigeren traten nach einigem Schimpfen zusammen, um sich zu berathen, die Heftigeren begnügten sich, Papierschnitzel und Schmutz aufzusammeln, den sie aus gedrehten Papierdüten mir in's Gesicht bliesen. Ich selbst blieb still sitzen, legte mein offenes Messer vor mich auf die Bank und wehrte mich gegen die feigen Angriffe eines ganzen Dutzend kräftiger Jungen aus der Ferne, so gut ich konnte.

Endlich schienen die Berathenden zu einem Beschluß gekommen zu sein. Der ganze Troß trat zusammen, es ward eine Art Parole geheimnißvoll vertheilt, dann schüttelten sich Alle sehr wichtig die Hände und verließen das Schulzimmer, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Allein zurückbleibend überdachte ich meine Lage. Meine ergrimmtten Kameraden nannten mich einen Angeber, einen Zuträger. War ich das wirklich? Mein Bewußtsein sprach mich frei von dieser Beschuldigung. Was ich gethan hatte, konnte ich gegen Jedermann rechtfertigen. Ich suchte mich nur zu schützen gegen den Uebermuth schadenfroher Genossen, die eine Zerstreung und Unterhaltung in der Qual fanden, die sie mir täglich bereiteten. Sollte ich denn immer dulden, immer mich

stoßen, raufen und schlagen lassen, ohne Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Alles menschliche Gefühl empörte sich gegen diese Willkür frevellustiger Jugend. Nicht angegeben hatte ich meine Mitschüler, ich hatte nur um Schutz gebeten gegen eine mich verletzende Behandlung. Die Schwäche der Lehrer, ihre moralische Kurzsichtigkeit, wohl auch die eigene Bequemlichkeit Verfeindeten mich jetzt mit der ganzen Schule.

Als ich erwarten durfte, daß meine erbitterten Gegner sich im Flecken zerstreut haben würden, verließ auch ich das Schulhaus. Ich kam unangefochten nach Hause, innerlich aber so verstört, daß mein Aussehen den Sturm verrathen mußte, der in mir tobte.

Mein Oheim beobachtete mich mit forschenden Blicken und fragte dann sehr bestimmt: ob mir etwas Unangenehmes begegnet sei?

Obwohl ich wenig wirkliche Zuneigung zu dem trockenen kargen Manne fühlte, mußte ich ihm doch das Recht widerfahren lassen, daß er in seiner Art väterlich für mich sorgte und nichts versäumte, was mir in Zukunft zu gutem Fortkommen in der Welt förderlich sein konnte. Mein körperliches Gebrechen war eben so wenig wie die verpönte Farbe meines Haares jemals Gegenstand irgend einer Bemerkung von ihm gewesen. Er beurtheilte mein Handeln, gab Acht auf meine sittliche Haltung, hielt mich an zu Fleiß und Ordnung, fragte aber nicht nach Körperschönheit und andern Dingen. War ich fleißig und befolgte seine Befehle, so lobte er mich, erschien ich ihm träg und lässig, ward er in sehr unangenehmer Weise beredt.

Ein Mann so straffen Wesens konnte mir vielleicht mehr nützen als das Collegium meiner zaghaften, charakterlosen Lehrer. Ich erzählte ihm daher der Wahrheit gemäß alles Vorgefallene, wie ich von meinen Mitschülern geneckt, gehöhnt, gereizt worden sei, und wie ich gegen solche fortgesetzte Peinigung Rath und Schutz bei den Lehrern gesucht habe. Auch den Vortrag des Bezopften verschwieg ich nicht, zugleich schilderte ich die drohende Haltung, welche nach dieser Verwarnung die mir feindlich Gesinnten angenommen hatten.

»Das ist eine dumme Geschichte,« sagte Anton, ohne ein mir geltendes Scheltwort beizufügen. Er vergaß dabei in seiner Arbeit fortzufahren, die in nichts Geringerem als im Dütendreihen bestand, worin er für einen Meister gelten konnte. Mein Oheim stand auf, ging ein paarmal auf und ab, und trat dann dicht an mich heran.

»Es wäre, glaub' ich, gescheidter gewesen, Adolph,« redete er mich an, »wenn Du mich zuerst von den Quängeleien unterrichtet hättest, die von den nichtsnutzigen Jungen ausgehen. Ich würde mich bedacht, vielleicht mit den Aeltern der Schlimmsten selber gesprochen und ihnen eine wohlthuende Prügelsuppe eingebrockt haben, die in solchen Fällen eine wunderbare Heilkraft besitzt. Für ungezogene Jungen gibt es auf der ganzen Welt keine herrlichere Erfindung als Birkenreiser und zähe Haselschwuppen. Es sind das halt wahre Gottesgaben. Einbis zweimalige Verabreichung dieser wirksamen Medizin hätte Dir jedenfalls Ruhe verschafft, mein Junge. Jetzt ist die Kur schon erschwert, aber helfen will ich Dir doch.

Laß mich nur machen, halte die Ohren steif, werde mir nicht weichmüthig und gib um's Himmelswillen nicht nach. Ich will mich gleich ein Bissel umsehen.«

Diese verständige Rede meines Oheims machte mir wieder Muth. Anton ging wirklich auf der Stelle aus und machte die Runde bei den Vätern derer, die ich als Rädelsführer der Uebrigen auf ausdrückliches Verlangen ihm nennen mußte. Er blieb lange aus, kam aber endlich ganz vergnügt nach Hause.

»Ich denke,« sprach er, »die Sache ist so ziemlich wieder in Ordnung. Mein Wort fand überall eine gute Statt. Es hat allerwärts redliche Schwupse gesetzt. Ich bin Augenzeuge gewesen. Hab' mich drüber gefreut, denn sie waren allerwärts wohl verdient. Geh' nur morgen ruhig wieder zur Schule, laß Dir gar nichts merken, laß Dir auch nichts zu Schulden kommen. Man wird Dich hoffentlich ungeschoren lassen. Nur gehe ja nie wieder zu den Herren Lehrern! Die wissen mit unserm jungen Volk nicht mehr umzuspringen, weil sie viel zu alt geworden sind.«

Anton's Vorhersagung traf ein. Ich ward von Keinem meiner Mitschüler insultirt, nur war leider wenig damit geholfen. Da es den kleinen Bösewichtern nicht gerathen schien, mich in gewohnter Weise zu malträtiren, so er-sannen sie etwas Anderes. Keiner neckte oder stieß mich; Keiner hob die Hand gegen mich auf oder zaus'te mich am Haar, was bisher täglich vorgekommen war. Nein! Sie thaten mich gleichsam in den Bann und wußten mich indirect in raffinirter Weise fortwährend zu kränken. Die

Einen ahmten, sobald ich das Schulzimmer betrat, die Stimme eines in meiner Heimath häufigen Vogels nach, dessen Befiederung am Kopfe in's Rothe schimmert. Andere, mit leidlichem Nachahmungstalente begabt, copirten die Haltung meines Körpers, wußten künstlich eine hohe Schulter zu erzielen, blickten ungefähr wie ich in die Welt, und spazierten, so mich nachahmend und persiflirend, in den Pausen zwischen den Stunden vor mir auf und ab. Natürlich amüsirte diese Maskopei alle Uebrigen. Sie lachten vor Vergnügen, forderten die glücklichen Nachahmer zur Wiederholung der lustigen Unterhaltung auf, und machten dabei, ohne jemals mich zu nennen, so verletzende Bemerkungen über Wesen, Haltung und Naturanlagen Verwachsener, daß ich vor Aerger hätte bersten mögen.

Am Meisten erbitterte mich, außer der Vogelstimme, welche bei meinem Eintritt in das Schulzimmer sogleich zu hören war, ein Morgengruß, der mir an keinem Tage erspart ward. Ich versuchte ihn zu umgehen, indem ich viel früher als die Uebrigen nach der Schule eilte. Dennoch fand ich ihn vor! Ich kam absichtlich zu spät, und setzte mich dadurch wiederholt Rügen, ja sogar leichten Disciplinarstrafen aus. Kaum aber erreichte ich meinen Platz, so fand ich hier den für mich bestimmten Gruß, der einen Tag wie alle mir vergällte, und die ganze Welt mir in eine Strafanstalt verwandelte. Dieser ausgesucht niederträchtige Gruß bestand in einer Art Malerei, die mich vorstellen sollte. Eine künstlerische Hand besaß der

Zeichner freilich nicht, denn das Ding, das er zu Stande brachte, war eine abscheuliche Carikatur. Charakteristisch daran waren nur der zu riesiger Größe angewachsene Höcker und eine Menge unordentlich durch einander gekritzelter Striche mit rother Dinte, die meine Haare vorstellen sollten. Unter diesem Meisterstück gehässiger Malerkunst standen regelmäßig die Worte: ›Der rothe Buckelinski.‹

Auf welche Weise diese Kritzeleien kindischer Rachgier jederzeit an meinen Platz praktiziert wurden, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Ebenso blieb mir der geistreiche Erfinder dieser Rache, der zugleich auch der Zeichner war, lange verbergen, Ich entdeckte ihn erst kurz vor meiner Confirmation durch Zufall, indem er sich selbst verrieth. Sein Name war *Baumfahl*.«

Hier unterbrach Friedrich seine Lectüre.

»Baumfahl!« rief er aus. »Dachte ich's doch, daß dieser Mann mit dem Marmorherzen in das Lebensschicksal des armen Landenberg verwickelt ist! Aber was bedeutet dies Schießen?« fuhr er aufhorchend fort. »Ich hörte schon mehrere Schüsse fallen. ... Und jetzt? Sind das nicht Sturmglocken?«

Er riß das Fenster auf und bemerkte zugleich an dem sich röthenden Himmel, daß irgendwo eine Feuersbrunst ausgebrochen sei. Als Kleinstädter von Geburt hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sofort Rock und Mantel wieder anzuziehen, das Manuscript zu verschließen, und auf die Straße zu eilen. Die Glocken stürmten ja, Spritzen

rasselten, Berittene jagten in vollem Gallop über das Pflaster. Wer mochte bei solchem Lärm ruhig daheim bleiben! Fest entschlossen, den Ort des Brandes aufzusuchen und hier, wo möglich, retten zu helfen, lief er blindlings der ersten vorüberfahrenden Spritze nach, als bekleide er einen der wichtigsten Posten bei der Löschmannschaft.

EILFTES KAPITEL. EIN MANN OHNE VORURTHEIL.

Benjamin Silbermann hatte eine lange Unterredung mit dem älteren Sonderling gehabt. Dieser war sehr bewegt und verließ den Banquier in einer schwer zu schildernden Stimmung.

»Ich bin Ihnen ewig verpflichtet,« sprach er, dem mild lächelnden Manne zum Abschiede noch einmal die Hand drückend.

»Versprechen Sie nicht zu viel,« erwiderte dieser scherzend. »Ewig ist eine incommensurable Zeit, die uns leicht zu lang werden kann. Ich begnüge mich mit viel weniger.«

»Sie sind ein edler, ein großherziger Mann,« fuhr Sonderling fort. »Ihre Zusicherung hat mich der Welt wiedergegeben, aus der ich entfliehen zu müssen glaubte. Was Sie an mir thun wollen, bei Gott und allen Propheten, Keiner von alle den Großen, die für Wohlthäter der Welt gelten, hätte sich dazu verstanden!«

»Reden wir nicht weiter davon, mein lieber Sonderling,« versetzte Silbermann. »Ich bin gar kein solcher

Ausbund von Tugend, wie Sie glauben. Ich habe meine Schwächen so gut wie andere Leute, meine Liebhabereien und selbst meine kleinen Tücken. Weil ich mich überzeugt habe, daß Sie und Ihr Bruder redlich strebende Männer sind, die ohne ihr Verschulden dem Abgrunde entgegenzueilen, werfe ich Ihnen aus freier Hand ein Tau zu, an dem Sie sich vielleicht halten und späterhin retten können. Sie müssen wohl bedenken, daß ich Ihnen nichts schenke. Ich bin Kaufmann wie Sie, und Kaufleute können und dürfen nichts verschenken. Was Sie also Wohlthat, Großmuth, Edelsinn nennen, lieber Sonderling, das ist, schärfer gefaßt, nichts weiter, als kluge Berechnung. Ich nehme nur einen geringeren Nutzen und gehe dabei sicher, während mancher Andere in wenigen Monaten oder Wochen gierig viele Tausende mühelos einstreichen will, und da seine ganze Solidität auf's Spiel setzt. Viel Glück und kaltes Blut!«

»Ich werde Ihr großmüthiges Vertrauen als Mann von Ehre zu verdienen suchen.«

So schieden beide Männer, Sonderling wie von Flügeln emporgehoben in reine Aetherräume, Silbermann mit nachdenklichem klugen Lächeln in sein Comptoir zurückkehrend.

Hier arbeitete er einige Stunden ungestört. Er hatte eine Menge Briefe zu schreiben, die indeß meistens sehr kurz waren. Länger beschäftigte er sich später mit einer Liste, die viele Namen trug. Bei den meisten derselben befand sich schon ein Zeichen von der Hand des Banquiers, andern wurde ein solches erst jetzt beigefügt.

Silbermann that dies ohne Hast, mit immer gleich milder Miene. Als er die Liste endlich wieder verschloß, sagte er halblaut vor sich hin:

»Nun will ich Abrechnung halten mit mir selber.«

Darauf zog er aus einem verborgenen Fache seines Schreibtisches eine mit Papieren gefüllte Mappe hervor. Es waren lauter einzelne Blätter, einige ganz, andere nur theilweise beschrieben. Diese enthielten, wie es schien, kurze Sinnsprüche, auf anderen sah man Ziffern und Zeichen. Benjamin Silbermann lächelte, während er die Blätter durchsah und Manches länger betrachtete.

»Meine Herren Collegen würden mich einen Narren schelten,« sprach er zu sich selbst, »wenn sie wüßten, daß der papierne Inhalt dieser Mappe das beste Erbtheil meiner Tochter ist. Ich hatte von jeher meine eigenen Gedanken über Welt und Leben, mehr noch über die Bestimmung des Menschen. Ohne das unablässige Drängen meines verstorbenen Vaters, den Gott segnen wolle, wäre ich Rabbiner geworden. Ob dies besser gewesen, wer kann es wissen! Mich reizten die Schriften und Ueberlieferungen unseres alten Volkes. Ich wollte es kennen lernen in seiner Größe und Kleinheit, im Wachsen, Sinken und Verschwinden, um zu erkennen, wo und wie es gegen sich gefrevelt habe und gegen die Welt. Dies sollte mich weise machen, gerecht, mild gegen Jedermann. Mein Vater aber wollte nicht, daß ich meiner ursprünglichen Neigung folgen sollte. So ward ich ein Wechsler, wie er selbst und wie es der Großvater schon war, ein Geldmensch, von welchen die Menge sagt, sie hätten für

Niemand ein Herz; sie liebten nicht einmal sich, sondern nur ihr Geld. Wie sie es recht schnell und recht massenhaft vermehren könnten, das allein sei ihr Dichten und Trachten Tag und Nacht! . . . «

»Die Menge hat Recht im Allgemeinen,« fuhr er fort in seinem Selbstgespräche, nachdem er wieder einige Papiere durchgesehen, »nur hat sie nicht immer Recht. Reichthum ist ein Glück und ein Segen Gottes, wenn derjenige, der ihn besitzt, damit Wirthschaft zu treiben versteht; er wird aber zum Fluch in der Hand des Kurzsichtigen, Kaltherzigen und Blöden. Auf der Straße freilich darf man das nicht aussprechen, man würde sonst leicht für einen Narren gelten und um den ganzen Segen sich selbst prellen, den man, still und geheim handelnd, mit vernünftiger Verwendung des Reichthums überall hin verbreiten kann. . . . «

Wieder glitten einige Papiere durch Silbermanns feine Hände, und abermals begann der seltene Mann seine Gedanken halblaut auszusprechen.

»Einen Wechsler, einen recht klugen Geldwechsler wünschte mein umsichtiger Vater aus mir zu machen, und ich mußte ihm auf unser heiliges Gesetz geloben, seinen Lehren zu folgen und keinen Nutzen mir aus der Hand gehen zu lassen. Mehre Dein Gut, pflegte er zu sagen, wie Du kannst! Nimm also, was Dir geboten wird, nur stiehl nie einen Pfennig! Wuchere mit Deinem Pfunde, denn weiser Wucher ist Segen und gefällt Gott wohl, drücke aber Niemand auf's Blut, auch nicht Deinen Feind! Druck rächt sich immer, wenn nicht an Dir,

doch gewiß an Deinen Kindern oder Kindeskindern! Nur schenke nichts weg, wenn Du nicht etwas Besseres und Größeres wieder dafür eintauschen kannst!«

»So ungefähr lauteten die Regeln, welche mein vorsichtiger Vater mir wiederholt einprägte und nach denen ich mich zu richten ihm versprechen mußte. Was würde er nun wohl sagen, wenn er jetzt wieder erwachte und mich sähe in meiner Wirksamkeit? Wenn er meine Bücher durchblättern und sich überzeugen könnte von meinen rechtmäßig erworbenen Reichthümern? Ich glaube, er würde mich loben, und doch, doch habe ich nicht nach seinem Sinn gehandelt!«

»Ein Wechsler bin ich geworden, wie er es wünschte, und mein Gut habe ich ehrlich gemehrt und damit unablässig gewuchert, wie ich es gelobte auf das Gesetz unseres Volkes. Ich wechselte aber nicht bloß Gold und Silber, ich tauschte auch Edelsteine ein, die mehr noch werth sind als edles Metall. Die heiligen Bücher unseres Volkes, wie die anderer Völker, studirte ich, um dem Drange meines Herzens und Geistes zu genügen. Dabei schied ich prüfend die falschen oder doch werthlos gewordenen Münzen aus, die ich in reicher Anzahl entdeckte bei Juden, Christen und Mohammedanern. Dies Wechselgeschäft machte mich nicht ungerecht gegen Andere,

sondern erleuchtete mich. Ich ward geizig nach Kenntnissen und Erkenntniß. Ich warf das Gold des Mosaismus und die mit merkwürdigen Schlacken überkrusteten Barren des Talmudismus zu den wunderbar strahlenden Onyxen, Saphiren und Chrysoprasen der Christenlehren, und ließ auf beide die warme Purpurgluth aus dem Karfunkel fallen, den Mohammed im Sand der arabischen Wüste fand. Darüber rieseln machte ich das klare ätzende Scheidewasser philosophischer Forscher ältester und neuester Zeiten, ohne unvorsichtig die aufsteigenden Dünste aus diesem Scheidungsprozesse einzuathmen. So gewann ich wägend, scheidend und wechselnd immer, immer! Die Schlacken, die mein Herz umstarrten, lösten sich allgemach, den häßlichen Moder altjüdischen Dünkels, der den Geist unseres Volkes so traurig umhüllt, sengten die milderen Lichtstrahlen ab, die dem Gesetz der Liebe entglommen sind. Ich wechselte mir für todte Satzung fruchtbringende Lebensweisheit, für Dünkel klare Erkenntniß, für Härte Milde, für Haß Liebe ein! ... Nun gibt es freilich Menschen genug, die mich deshalb für einen Thoren ausschreien. Sie nennen mich den mildthätigen Juden! ... Als ob ein Jude mildthätig sein könnte! ... Die guten Thoren! ... Wie jene Männer alle, die wir Propheten und Weise nennen, keine Juden waren, noch Christen, sondern nur vom Geiste Gottes erleuchtete Menschen, und darum Kinder oder Söhne Gottes, so wollte ich mit Anstrengung aller meiner Kräfte diesen nacheifern, ob es mir gelingen möchte, würdig erfunden zu werden, einem dieser Auserwählten

die Schuhriemen aufzulösen. . . . Viel vermochte ich leider nicht zu thun, das aber, was ich mir errang, soll als mein bestes und unveräußerliches Erbe den Brautschatz meiner Recha bilden. Es wird sich unter ihren Augen verwandeln zu einem neuen Gesetz neben dem alten, an das Sitte und Ueberlieferung uns binden, und wenn sie der Wirkung dieses Gesetzes theilhaftig geworden ist, dann sind die Schranken für immer gefallen, die frühere Zeiten in ihrem geistigen Trotz und Uebermuth aufrichteten zwischen Volk und Volk, Religion und Religion.«

Silbermann nahm ein neues Blatt feinen Briefpapieres, ergriff die Feder und schrieb darauf folgende Zeilen:

»Heute bin ich mit der Firma Gebrüder Sonderling übereingekommen, Wechsel für genanntes Haus bis zum Betrage von 600000 Mark Banco zu acceptiren. Es ist dabei gegenseitig die Bedingung gemacht worden, daß von keiner Seite über dieses Abkommen gegen einen Dritten etwas verlauten soll.«

»So,« sprach der Banquier, diese wenigen Zeilen nochmals überfliegend. »Damit sind die strebsamen Brüder hoffentlich gerettet und der Brautschatz meiner Recha ist um ein Juwel reicher geworden.«

Silbermann legte das Papier zu den übrigen in die Mappe, verschloß diese in das verborgene Fach seines Schreibtisches und wendete sich dann wieder mit Eifer seinen gewöhnlichen Arbeiten zu.

ZWÖLFTES KAPITEL. CLARA UND RECHA.

Ermüdet von wiederholtem Nachtwachen war Clara über ihrer Arbeit eingeschlummert. Den linken Arm, dessen weiße Fülle in den letzten Wochen etwas von seiner Rundung verloren hatte, als Kissen für ihre Stirn benutzend, lag das niedliche Mädchen zwischen Blumen gebettet. Sie schlief so sanft, daß man sie nicht athmen hörte. Nur das regelmäßige Heben und Senken des züchtig verhüllten Busens ließ erkennen, daß sie lebte.

Dreimal schon hatte sich ein leises Klopfen an der Thür des Dachzimmers hören lassen, ohne daß Clara davon erwacht war. Stärker und länger ward es jetzt abermals vernehmbar. Clara bewegte sich, erwachte aber noch nicht. Da drehte sich die Thür knirschend in den Angeln und die Ermüdete sprang erschrocken auf, eine Menge der um sie her zerstreut liegenden Blumen vom Tische streifend. Erschrecken und Scham rötheten die jetzt gewöhnlich bleichen Wangen der Blumenarbeiterin. Sie wußte nicht recht, wie ihr geschah, denn sie hatte fest und traumlos geschlafen. Nun sah sie plötzlich sich gestört, und vor ihr stand eine sehr elegant gekleidete junge Dame, klein und zierlich von Wuchs, und sah ihr so mild lächelnd, so treuherzig theilnehmend in's Gesicht, daß Clara jetzt wirklich zu träumen glaubte und die ihr fremdartig vorkommende Gestalt nahezu für eine Erscheinung hielt.

»Ich habe Sie gewiß erschreckt, meine Gute,« sprach jetzt die junge Dame mit tönender Stimme, während Clara verwirrt ihre verschobenen Scheitel glatt zu streichen

bemüht war. »Vergeben Sie, daß ich so ohne Weiteres, so recht unehrerbietig bei Ihnen eindringe. Mein Herz trieb mich dazu und darum, nicht wahr, meine gute Landenberg, darum haben Sie Nachsicht?«

Clara stotterte ein paar unzusammenhängende Worte, stellte die Pappkasten, in welchen sie ihre Blumen verbarg, von den wenigen im Zimmer vorhandenen Stühlen auf den Fußboden, stäubte mit Hand und Schürze jedes Fäschen ab, und bat den fremden Besuch niederzusitzen. In diesem Augenblick war sie der Ansicht, es möge die Dame Besitzerin einer Blumenhandlung sein, vielleicht von auswärts, die man zu ihr gewiesen habe.

Die Fremde dankte lächelnd, betrachtete dabei fortwährend das befangene Mädchen und nahm nach wiederholt erfolgter Nöthigung endlich Platz in Landenberg's altmodischem Sorgenstuhle.

»Sie kennen mich wohl nicht, meine Gute?« sagte die Fremde, immer gleich freundlich ihre großen lang bewimperten Augen auf Clara richtend.

»Sollte ich vielleicht schon früher die Ehre gehabt haben –«

»Gewiß, meine gute Landenberg,« fiel die junge Dame heiter ein. »Seit vielen Monaten schon kaufe ich meine Bedürfnisse in der Handlung, die ihre reizendsten Blumen Ihrer Geschicklichkeit verdankt. Welche freundliche Fee hat Ihnen wohl dies liebliche Eingebinde in die Wiege gelegt? Gewiß liebte Ihre Mutter die Blumen recht sehr, nicht wahr?«

»Meine Mutter war allerdings eine große Blumenfreundin,« versetzte Clara, »mein Vater aber betrachtet sie wohl mit noch größerem Vergnügen.«

Sie seufzte dabei und ein ängstlicher Blick ihres Auges irrte nach der in's Nebenzimmer führenden Thür.

»Also vom Vater haben Sie dies wundervolle Talent erbt,« fuhr die Fremde fort. »Er ist noch immer krank, wie ich höre. Besser aber geht es jetzt doch wohl, nicht wahr? Es fehlt Ihnen hoffentlich nicht an dem Nöthigen?«

»Wir haben, was wir bedürfen, und wohl auch mehr,« sagte merklich kühler die ängstliche Clara.

»Nun, das freut mich,« versetzte die junge Dame. »Uebrigens kann man in Krankheitsfällen nie zu viel besitzen, und sollte deshalb auch freundschaftliche Handreichungen und Gaben der Achtung niemals zurückweisen. Da Sie mich, wie ich bemerken kann, doch wirklich nicht kennen, meine geschickte kleine Zauberin, so muß ich mich Ihnen wohl nennen. Ich heiße Recha Silbermann.«

»Fräulein Recha Sil – Sil –«

»Ja, meine beste Landenberg, und nun bitte ich dringend, legen Sie diese ehrerbietige Miene einstweilen in einen Ihrer Pappkasten. Die harmlose Erschrockenheit von vorhin und der niedliche Anflug von Impertinenz, der einen Augenblick lang Ihre Lippen aufschwellen machte, kleidet Sie viel, viel besser. Und Sie wissen doch, meine Gute, ein junges Mädchen empfiehlt sich durch nichts mehr, als durch natürliche Anmuth und zu ihrem ganzen Wesen passende Tracht.«

Clara lächelte betrübt, indem sie zur Antwort gab:

»Die passendste Tracht für mich, Fräulein Silbermann, wäre wohl tiefe Trauer. Mindert schon die Sorge um das tägliche Brod die Anmuth, selbst dann, wenn sie wirklich ein Angebinde der Natur sein sollte, so verscheucht sie ein immerwährender Schmerz, welcher die Seele foltert, gänzlich. Mein Vater ist so leidend, ach, so entsetzlich leidend, daß ich oft kaum zu athmen wage. Und er hat so wenig Freude im Leben gehabt! . . . Wie das seltsam ist! Gerade an dem Tage, wo nach langer Zeit zum ersten Male ein warmer Sonnenstrahl in das immer beschattete Herz meines Vaters fiel, warf ihn die lange schon in ihm fortwühlende Krankheit völlig zu Boden. . . . Und ich kann nicht helfen, Fräulein Silbermann! . . . Ich habe nur zwei Hände, um ihn zu pflegen, und zwei Augen, ihn still zu beweinen.«

Thränen traten bei diesen resignirt gesprochenen Worten in die Augen des betrübten, armen Mädchens und rannen, obwohl sie dagegen kämpfte, über ihre Wangen herab.

»Sie sind ein braves Kind, das weiß ich schon,« sagte Recha, »und das ist es gerade, was mich zu Ihnen führt. Ein unbedeutender Vorfall hat es so gefügt, daß mein Vater den Ihrigen kennen lernte, kurz zuvor, ehe der betrübende Unfall ihn auf's Krankenlager warf. Mein Vater interessirt sich für Herrn Landenberg, und Sie müssen wissen, meine Gute, daß Benjamin Silbermann Keinen wieder vergißt, dem er einmal seine Beachtung geschenkt hat. Mein Vater würde Herrn Landenberg auch ohne jenen bedauerlichen Unfall, unter dem Sie so sehr

leiden, nicht wieder aus den Augen verloren haben. Es war sein Wunsch, Ihren wackern Vater, der Verdienste besitzt, in eine Stellung zu bringen, die seinen Kenntnissen angemessen sei, und mein Vater würde seinen Wunsch zur That umgestaltet haben, wäre nicht inzwischen diese Heimsuchung über Sie und ihn gekommen. Nun, da dies augenblicklich ja nicht ausführbar ist, hat mein Vater etwas Anderes ausgedacht, und dies ist es, was mich hertreibt. Nun müssen Sie auch Vertrauen zu mir haben, meine Gute. Wollen Sie das wohl?«

Von dem wohlwollenden Ton der melodischen Stimme und dem milden Feuer des großen dunklen Auges gerührt, erfaßte Clara die Hand Recha's und drückte sie mit einer hastigen Bewegung an ihre Lippen.

»Sie sind zu gütig, viel zu gütig,« sagte sie flüsternd. »Was bin ich Ihnen, was kann ich Ihnen jemals werden? Und wie soll ich Ihnen danken?«

»Das ist ganz leicht, meine gute Landenberg,« fuhr Recha heiter fort. »Ich ersuche Sie, mir zwei Bitten nicht abzuschlagen. Könnten Sie es?«

Recha streckte ihre Hand der armen Blumenarbeiterin entgegen und blickte ihr dabei lächelnd in die thränenerfüllten Augen. Clara legte ihre Rechte schüchtern in die Hand der reichen Erbin.

»Sprechen Sie,« hauchte sie noch leiser als zuvor, und wieder hing sorgenvoll forschend ihr Blick an der Thür des anstoßenden Zimmers, wo ihr kranker Vater weilte.

»Nehmen Sie hier dies kleine versiegelte Paket in Verwahrung,« sprach Recha weiter, einen starken Brief aus

dem Nerzmuff hervorziehend, den sie neben sich gelegt hatte. »Sie dürfen aber das Siegel nicht eher brechen, als bis ich persönlich Ihnen Erlaubniß dazu gebe, und so- dann seien Sie meine Freundin!«

»Sie überhäufen mich mit Wohlthaten, Fräulein Silbermann,« versetzte Clara, durch beide überraschende Anträge in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, »und doch, wäre ich nicht mehr als undankbar, wenn ich verneinend oder nur ausweichend antwortete?«

»Nun also!« sagte Recha zutraulich. »Schnell, verwahren Sie das kleine Paket hier sorgfältig, damit es Ihnen nicht verloren geht. Es nimmt wenig Raum ein, und Sorgen soll und wird es Ihnen niemals bereiten. Mit mir auf freundschaftlichem Fuße zu leben, ist leicht. Ich bin nicht schwermüthig, nicht traurig, meine liebe, kleine Freundin. Gott hat mir ein munteres Naturell gegeben und davon lasse ich gern Andere etwas profitiren. Kann ich doch das Ueberflüssige leicht entbehren. Um aber endlich ganz zum Ziele zu kommen, müssen Sie mir, gewissermaßen als erstes Pfand unserer neuen Freundschaft, noch eine dritte Bitte erfüllen. Sobald Herr Landenberg sich wohler fühlt, beziehen Sie eine Wohnung, die gesünder und auch ein wenig bequemer ist. Mir überlassen Sie die Sorge einer passenden Auswahl. Ich habe mehr Zeit, als Sie, und das Wetter kann mich nicht abhalten. Sie arbeiten den ganzen Tag, liebe Clara, vielleicht auch zuweilen des Nachts. Bei düsterm Wetter kann es trotz der Höhe hier nicht sehr hell sein. Dadurch verderben Sie sich Ihre Augen, was man ohne die größte Noth nie thun muß. Eine

geräumigere Wohnung mit einer erheiternden Aussicht wird Ihnen wohl thun. Sie gewinnen dann wieder frohen Lebensmuth, und wenn man erst Muth hat, dann erscheint uns auch das ganze Leben in glänzenderem Lichte.«

Wie hätte Clara so freundlichem Bitten widerstehen können! Es that dem armen Mädchen unendlich wohl, daß sie Theilnahme fand. Bis zu dieser Stunde kannte sie nicht den Werth der Freundschaft. Ihre Bekannten von der Schule her waren entweder wie sie durch Arbeiten gebunden oder sie befanden sich in besseren Verhältnissen. Jene konnten, Diese wollten mit der mittellosen und selten frohen Blumenarbeiterin keinen intimen Umgang haben. So besaß Clara keine Freundin. Der Vater allein war ihr Alles – Versorger, Rathgeber, Freund. Und nun kam ganz unerwartet, aus eigenem Antriebe ein reiches, vornehmes Mädchen ihres Alters zu ihr, überschüttete sie mit Wohlthaten und trug ihr aufrichtig ihre Freundschaft an! Clara vermochte vor Rührung und Dankgefühl nicht zu sprechen. Sie sah der gutherzigen Jüdin nur wieder und immer wieder in die großen, mit so inniger Theilnahme auf ihr ruhenden Augen, preßte ihre Hand, küßte sie endlich leidenschaftlich und lispelte: »Gott segne Sie! Gott segne Sie und Ihren Vater!«

Mattes Husten im Nebenzimmer unterbrach die Unterhaltung der beiden Mädchen.

»Der Vater wacht,« sprach Clara. »Einen Augenblick, verehrtes Fräulein!«

»Still, meine liebe, gute Clara!« flüsterte fast unhörbar Recha Silbermann, den Mantel fester um sich schlagend und den Muff wieder aufnehmend. »Ihr guter Papa darf mich nicht sehen. Mein Anblick würde ihn aufregen, wenn auch vielleicht nicht in unangenehmer Weise. Aufregungen aber sind in solchem Zustande nie gut. Leben Sie also wohl, meine gute Clara, vertrauen Sie mir, halten Sie Wort und erlauben Sie, daß ich zu gelegener Zeit wieder nachfragen darf. . . . Nein, liebes Clärchen, keine Umstände! Gehen Sie ruhig zu Ihrem Vater, ich finde mich schon allein die Treppe hinunter. Seit drei Jahren bin ich mit diesen Hühnerstiegen vertraut. Ganz gewiß, liebes Clärchen. Unten wartet der Bediente auf mich, ich bin also, wie Sie sehen, nicht ohne männlichen Schutz, wenn ich dessen überhaupt bedürfen sollte.«

Mit diesen Worten schlüpfte Recha aus der Thür, drängte Clara Landenberg sanft in's Zimmer zurück, nickte ihr nochmals lächelnd zu, und glitt mit unhörbaren Schritten durch die kleine Küche nach dem dunkeln, engen Treppen Hause.

DREIZEHNTES KAPITEL. UNERWARTETE ENTDECKUNG.

»Endlich!« sprach Alfred, geräuschvoll bei dem Freunde eintretend. »Man muß Dich, scheint es, aus den Federn aufjagen, wenn man Deiner habhaft werden soll. Was ist denn eigentlich mit Dir vorgegangen, Mensch, seit unserm letzten wirklichen Zusammensein bei Silbermann? Im Theater sieht man Dich nicht, den Club der Künstler meidest Du, den Kaffee hast Du Dir vermuthlich

abgewöhnt, im Essen und Trinken übernimmst Du Dich nicht. Du bist weder verliebt noch liederlich, weder häuslich noch ein Nachtschwärmer, und doch willst Du leben und machst Anspruch auf den Namen eines gebildeten Mannes? Ich muß Dir gestehen, daß dies über meinen Horizont oder wie unser guter Schul- und Leinwebermeister Schulbrig sagte, über meinen ›Hellespont‹ geht. Nur aufrichtige Freundschaft, Irrsal von einem Künstler, kann mich veranlassen, um diese frühe Morgenstunde zu Dir zu kommen. Du siehst auch, ich bin auf so zeitige Visiten nicht eingerichtet. An meinen Stiefeln sitzt noch der Staub von der gestrigen Promenade, mein Rock ist schlecht gebürstet und zum Frisiren habe ich mir nicht einmal Zeit nehmen können. Und nun, Herzensjunge, thu' mir halt die Liebe an und erkläre mir, wie Du nach und nach in diese Unordnung, dann in diese Einsamkeit, daraus in einen Zustand höchst fader Traurigkeit, und so fort bis endlich in diese totale Unmenschlichkeit verfallen bist.«

Alfred hatte sich während dieser schnell gesprochenen Anrede nachlässig auf das Sopha geworfen. Jetzt gähnte er, zog einen Fuß halb herauf auf die Polster und betrachtete mit Wohlgefallen seinen eleganten Stiefel.

Friedrich blieb am geöffneten Secretär sitzen, und blickte lächelnd auf den gesprächigen und stets heitern Freund.

»Du hast Ursache, mir Vorwürfe zu machen,« sagte er jetzt, »denn es ist wahr, als Freund und Landsmann habe

ich mich sträflich an Dir vergangen. Dennoch konnte ich nicht anders.«

»Larifari! Warum konntest Du nicht?«

»Weil ich sehr wichtig beschäftigt war.«

»Wirklich! Und womit, wenn eine so zudringliche Frage dem Freunde gestattet ist? Mit Apollo und seinen neun leichtfertigen Freundinnen hast Du doch schwerlich alltäglich zusammengesteckt? Du siehst mir, mit Verlaub, gar nicht apollisch aus, es will mir vielmehr bedünken, als lege sich eine dünne Luftschicht philisterhafter Ehrbarkeit über Dein hausbackenes Schlesingerthum.«

»Will ich nicht in Abrede stellen,« sagte Friedrich. »Es gibt aber, wie schon Wallenstein bei Schiller sagt, im Menschenleben Augenblicke –«

»Wo man ganz rasend langweilig sein kann,« fiel Alfred ein. »Sehr recht, mein allercharmantester Organistenjunge, doch ich bitte, verschone mich mit allen moralischen Vorlesungen und einschläfernden Tiraden! Fasse Dich kurz, dann bringst Du vielleicht, wenn auch unbewußt, eine Art Witz zu Stande.«

»Ganz nach Belieben,« versetzte Friedrich. »So wisse denn, daß ich in diesen Tagen, wo ich freilich etwas sehr einsam lebte, mich mit der Vergangenheit beschäftigte. Ich studirte Culturgeschichte.«

»Du studirtest Culturgeschichte! Hm, hm! Und wie machtest Du das?«

»Ich wanderte in Gedanken nach der Heimath, zu Fuß, barfuß, wenn Du willst, ging über die Grenzgebirge, stieg hinab in die Thäler von Oesterreichisch Schlesien, und

trat dort in ein paar unscheinbare Hütten, um an den Leiden eines edlen Menschenlebens meinem noch sehr ungeschliffenen innern Menschen etwas Politur zu verschaffen. Ich sage Dir, Alfred, es war ein schweres Stück Arbeit, das mich Schweiß und, ich schäme mich nicht, sogar Thränen gekostet hat. Das Leben der Gegenwart vergaß ich darüber fast ganz, und ich glaube beinahe, man muß es mir ansehen, daß ich, wie wir Schlesier sagen, in dieser Zeit eine harte Röste ausgestanden habe.«

»Willst Du vielleicht Katholisch werden?« fragte Alfred. »Anlage dazu scheinst Du zu haben. Ich möchte Dich wohl als Bruder Barfüßer mit dem Bettelsacke herumlaufen sehen.«

»Es wäre nicht das Schlechteste, was ein ehrlicher Kerl thun kann und darf.«

»Wenn ich Dich nur verstehen könnte!«

»Du sollst es lernen,« sprach Friedrich ernst. »Hast Du inzwischen wieder einmal an Baumfahl gedacht?«

»Nein, wahrlich nicht!« rief Alfred lachend. »Dieser Prototyp eines wandelnden Geldsackes mit sammt seinen ›nagelneuen Bruststücken‹ ist mir nicht mehr eingefallen. Du hast doch nicht etwa bei diesem Halbgott Unterricht genommen in der Kunst, Banco zu machen?«

»Das nicht, aber ich habe das Geheimniß entdeckt, wie man ein Verehrer dieser Kunst wird, und wie die meisten Anhänger derselben sie ausbilden und treiben auf Kosten ihres Herzens.«

»Und dazu mußttest Du volle vierzehn Tage oder gar noch länger in zurückgezogenster Stille leben?« fiel Alfred ein. »Nimm mir's nicht übel, Freund, aber mit Deinem Verstande geht es stark auf die Neige.«

Friedrich stand auf und schob einen Stuhl an das Sofa, auf welchem jetzt Alfred ausgestreckt lag.

»So recht, mache Dir's bequem,« fuhr er fort, »ich will versuchen, Dir eine bessere Meinung von mir beizubringen.«

»Bedenke, daß ich noch nüchtern bin! Also eine Cigarette. Wenn ich rauchen kann, werde ich bei Deiner jedenfalls geistreichen Erzählung hoffentlich doch nicht einschlafen.«

»Ich fürchte das nicht,« meinte Friedrich, den Wunsch des Freundes befriedigend.

»Nun denn, so fange an!«

»Erinnerst Du Dich noch des störenden Vorfalles in meinem Concert?«

»Ist diese Albernheit noch in der Welt?«

»Sie wird und soll, kann ich etwas dazu thun, niemals aus der Welt kommen.«

»Was hat dieser Vorfall denn jetzt noch mit Dir oder was hast Du mit ihm zu schaffen?«

»Ich vergaß, Dir mitzuthemen, lieber Freund,« fuhr Friedrich fort, »daß ich die Composition meiner Variationen auf das Lied Mignon's kurz vor meinem Concerte hier abschreiben ließ. Zufällig lernte ich meinen Abschreiber kennen. Es war ein armer, brustkranker Mann, der bessere Tage gesehen hat, ein Mann von Bildung, von Herz,

von Talent, aber ein recht sehr unglücklicher Mann. Weil er musikalisch ist und die Musik über Alles liebt, gab ich ihm Billete zu meinem Concerte. Dort fiel er um. Ein Blutsturz hat ihn an den Rand des Grabes gebracht.«

»Das ist sehr zu bedauern, wie es Dich aber zum Einsiedler machen kann, will mir noch immer nicht einleuchten.«

»Wahrscheinlich wäre das Geschehene auch an mir spurlos vorübergegangen,« sprach Friedrich weiter, »hätte nicht die Gesellschaft bei Silbermann den Mann und sein Leiden mir näher gerückt. Du weißt, der reiche Banquier sammelte Unterschriften für einen wohlthätigen Zweck; Du wirst auch noch nicht vergessen haben, wie ärgerlich Baumfahl war, als er seinen Namen auf das Papier setzte. Jene Sammlung galt dem unglücklichen Landenberg und dessen Tochter.«

Alfred richtete sich auf. Er vergaß das Rauchen und sah den Freund mit lebhaftem Auge an. »Und was weiter?« sagte er.

»Wenn Du nicht mehr schläfrig bist,« versetzte Friedrich aufstehend, »so will ich Dir Weiteres über diesen nicht gewöhnlichen Menschen lieber vorlesen, als erzählen. Ich war bei ihm. Ich habe ihn in seinem Elend gesehen, seine Tochter bewundert in ihrer Liebe und treuen Anhänglichkeit an den Vater, und ich fand, daß alle Herrlichkeit der Welt, aller Glanz und Schimmer fröhlicher Gesellschaften doch eitel Tand bleibt gegenüber dem Leben mit seinen unerforschten Schicksalen, seinen unverständenen Schmerzen. Landenberg und Baumfahl sind

Landsleute, also auch unsere Landsleute, und ich muß es wohl als eine Fügung Gottes ansehen, daß ein mir wohlwollender Gönner mich an Baumfahl empfahl, dessen ganze Vergangenheit jetzt offen vor mir liegt und mich in einen Abgrund von menschlichen Egoismus blicken ließ, der mich zurückhielt, mit der Welt in engeren Verkehr zu treten. Hast Du Zeit und bist Du jetzt mit Hilfe meiner Cigarre ernüchtert, so wollen wir zusammen ein Kapitel aus Landenberg's Lebensgeschichte durchlesen. Ich hoffe, Du bekommst dabei Lust, Dich mit mir zu verbinden zu gemeinsamem Handeln.«

Alfred widersprach nicht mehr. Er zündete sich die schon im Ausgehen begriffene Cigarre wieder an, während Friedrich das Manuscript aus dem Secretär herbeiholte und mit kurzen Worten den Inhalt der ersten Jugendbegegnisse Landenberg's dem Freunde mittheilte. Darauf begann er in dem Manuscripte zu lesen.

VIERZEHNTES KAPITEL. BEKENNTNISSE EINES GEMISSHANDELTEN. 2. IN DER LEHRE.

Mein Oheim hatte eine sehr große Vorstellung von der Wichtigkeit des Handelsstandes. Er selbst war freilich nur ein kleiner Krämer, dessen geschäftliche Verbindungen nicht über die nächst gelegenen Ortschaften hinausgriffen, dennoch aber nannte er sich mit Stolz Kaufmann. Er sprach mir deshalb so lange vor, bis ich mich entschloß, ebenfalls die kaufmännische Laufbahn einzuschlagen. Das war nicht gut gethan, denn mein ganzes Wesen eignete sich nicht zum Kaufmanne. Ich war theils

von Natur, theils in Folge der trüben Erfahrungen in meinen Jugendjahren, wo die Seele für Eindrücke am empfänglichsten ist, träumerisch. Der Umgang mit Menschen machte mich regelmäßig still, oft befangen und selbst linksisch. Sinn für alles Trockene ging mir ab. Es fiel mir schwer, einfach praktische Dinge, welche den Meisten gleichsam aufliegen, zu begreifen, während das Speculative mich anzog. Vielleicht wäre unter andern Verhältnissen ein Dichter aus mir geworden oder ein Künstler. Von Kunst und Poesie mochte aber mein praktischer Oheim nichts wissen. Die Dichter nannte er Bänkelsänger, die Künstler lustiges Volk. Er konnte nicht begreifen, wie irgend Jemand Respect vor solchen Menschen haben mochte, die doch nur dazu da wären, Andern Narrenspotten vorzumachen. Abhängig, wie ich war, blieb mir unter so bewandten Umständen nichts übrig, als mich den Vorschriften des Oheims zu fügen.

Kurz vor meiner Confirmation ward ich einem Lehrherrn überwiesen, der in sein ausgebreitetes Geschäft gerade einen Lehrburschen suchte. Es war ein Eisenhändler. Hier sollte ich nun praktisch den Handel erlernen, denn auf die Praxis legte man damals den meisten Werth, von Handelswissenschaften wußte man wenigstens in unserm versteckten Gebirgswinkel nicht viel.

Die Wahl meines Oheims war trotzdem eine glückliche zu nennen. Herr Ehrentraut war in seiner Art ein gewandter und erfahrener Geschäftsmann. Er zählte zu den wenigen Leuten, welche die Welt gesehen hatten, und wirklich mehr Urtheil als Andere besaßen. Kenntniß

fremder Sprachen mangelte ihm zwar, überhaupt hatte er nicht viel gelernt. Sein gesundes Urtheil aber und sein klarer Verstand halfen ihm besser fort als manchem Gelehrten. In allen praktischen Dingen war er sogleich heimisch. Er faßte die schwierigsten Berechnungen leicht und hatte angeborenes Talent, kaufmännische Dispositionen zu treffen. Bei einem solchen Manne also mußte jeder aufgeweckte Lehrling etwas Tüchtiges lernen können.

Acht Tage nach meiner Confirmation, also zu Ostern, sollte ich bei Ehrentraut in die Lehre treten. Ich sah dieser Zeit mit Bangen entgegen, denn Lust zum Kaufmannsstande hatte ich nicht, mit so glänzenden Farben auch mein Oheim mir das Leben eines geschulten Kaufmannes auszumalen sich angelegen sein ließ. Am meisten fürchtete ich mich vor dem ewigen Rechnen. In der Schule war ich in allen andern Dingen, in Geographie, Geschichte, Naturlehre und was sonst vorgetragen wurde, meinen Mitschülern voraus, nur im Rechnen blieb ich ein Stümper. Die Zahlen waren und blieben mir todte, leere Zeichen; ich blieb zurück, wie sehr ich mich auch anstrengte, und ich mußte mir selbst sagen, daß der Zahlensinn sehr schwach in mir entwickelt sei. Wie aber kann man tauglich werden für den Handelsstand, wenn man nicht zu rechnen versteht! Ich wagte es, gegen den Oheim meine Bedenken zu äußern, dieser aber sagte lachend: »Das gibt sich im ersten halben Jahre. Wenn Du erst immer über der Rechentafel sitzen mußt und ein paar Stumpen wegbekommen hast, lernst Du geschwind fassen. Dann

reißt der verschlungene Gedankenknoten und Du wirst zuletzt noch ein wahrer Rechnenkünstler.«

Fast hätte mich ein Vorfall, den ich gegen Jedermann geheim hielt, noch vor dem Antritt meiner neuen Laufbahn auf das Krankenlager geworfen. Ich wünschte es damals sehnlichst, und wenn ich mich zurückversetze in jene längst vergangenen Tage, so wünsche ich noch jetzt, ich wäre dem Eindrucke erlegen, den jener Vorfall auf mich machte.

Einige Tage nach unserer Confirmation, die am Sonntage Palmarum unter großem Andränge mehr schaulustiger als andächtiger Menschen in der Kirche des Fleckens stattfand, gingen wir Confirmanden gemeinsam zur Beichte, um dann am Gründonnerstage ebenfalls gemeinsam zum ersten Male das heilige Abendmahl zu genießen. Reihenweise saßen wir, unsere Gebetbücher vor uns, in den Kirchenständen, des Pastors harrend, der uns die erste Beichte abnehmen sollte. Ich kann wohl sagen; daß ich von dem Ernst und der Wichtigkeit dieser Stunde ganz erfüllt war. Ich saß still lesend zwischen meinen Mitconfirmanden, mir zur Seite Baumfahl, der sich im Ganzen ziemlich passiv in der letzten Zeit gegen mich verhalten hatte. Beim Eintritt des Pastors in die Kirche standen wir ehrerbietig auf, um ihn zu begrüßen. Wie ich nun meinen Blick der ernst vorüberschreitenden hohen Gestalt des Beichtigers zuwende, bemerke ich, daß Baumfahl seine Hand nach meinem Communionbuche ausstreckt und einen Papierstreifen zwischen die Blätter schiebt. Ich dachte nichts Arges dabei, denn vielleicht

war es eine biblische Stelle, die er mir mittheilen wollte, weil ich ihn nach einer solchen, die meinem Gedächtniß entfallen war, gefragt hatte. Wie aber entsetzte ich mich, als ich, die Blätter umschlagend, auf dem dazwischen geschobenen Zettel jene verhaßte Malerei mit der verletzenden Unterschrift vorfand!

Ich hätte laut aufschreien mögen, nicht vor Wuth, sondern im Gefühl eines unsagbaren Schmerzes, der mein Herz plötzlich still stehen machte. Mit vorwurfsvollem Auge sah ich Baumfahl an, der grinsend und boshaft lächelnd neben mir saß und sich offenbar an der Bestürzung labte, die mein Blick ihm verrathen mußte. Dann nahm ich den Zettel und zerpflückte ihn in zahllose kleine Stückchen. Ich sprach kein Wort zu dem Schadenfrohen. Schmerz, Trauer und Ingrimmschlossen mir den Mund, denn nach Ueberwindung des ersten furchtbaren Schmerzes nahm ein tiefer Ingrimms Besitz von meiner Seele.

Inzwischen trat der Pastor vor den Altar und wir jungen Christen mußten uns vor demselben aufstellen, um die Beichtrede anzuhören. Mechanisch verließ ich mit den Uebrigen meinen Sitz. Was der Pastor gesprochen hat, weiß ich nicht. Wie sollten Andacht, Demuth, Gefühl der Reue in mir lebendig werden in dem Augenblicke, wo die gedankenloseste Bubenhaftigkeit oder die gemeinste Schadenfreude mein ganzes Innerstes entweiht hatte! Vergeben, versöhnen sollte ich mich mit aller Welt, und gerade die mir am Nächsten Stehenden hatten mich frevelnd und absichtsvoll verhöhnt! Ich sah es an den

Blicken Mehrerer, daß Viele darum wußten, und daß man sich verabredet hatte, mich zum letzten Male vor meinem gänzlichen Scheiden aus dem gemeinschaftlichen Schulleben, recht empfindlich zu kränken.

Als der Pastor mir die Beichte abnahm, wäre ich am liebsten aufgesprungen, um gegen die, Zumuthung, allen Beleidigern zu vergehen, laut und feierlich Protest einzulegen. Ich war nicht reumüthig gestimmt, ich war erzürnt. Erbitterung und Haß erfüllten ganz meine so schmachvoll gemißhandelte Seele. Ach, aber ich durfte ja nicht sagen, was ich empfand, was in jenen schrecklichen Augenblicken in mir vorging! Welch entsetzlicher Scandal wäre entstanden, wenn ich, nichts achtend als die Wahrheit und mein rein menschliches Empfinden, dem Geistlichen freimüthig erklärte, ich sei nicht hinreichend vorbereitet, um beichten zu können. Ich müsse mich sammeln, ich müsse ein langes Gespräch mit ihm führen, damit er mir geistlichen Rath und Trost ertheile, und wo möglich, mich versöhne mit den mir feindlich Gesinnten. Hätte ich es gethan, so war mein Handeln gerechtfertigt und edel, genützt aber würde es mir sicherlich nichts haben. Gewiß wäre der ganze Flecken, ja die ganze Umgegend weit und breit von einem so ganz außerordentlichen Vorfalle unterrichtet worden und Jedermann würde auf mich als einen Auswürfling, als einen dem bösen Princip rettungslos Verfallenen mit Fingern gezeigt haben. Kein Lehrherr hätte mich aufgenommen, kein Mensch je wieder Umgang mit mir gepflogen. Selbst der Oheim in seiner trockenen Bravheit würde mich aus

dem Hause gejagt haben. Um also nicht schlecht zu *schei-*
nen, um nicht den Verworfenen zugezählt zu werden,
mußte ich Reue, Buße, Vergebung heucheln! ... Was
mein Herz empfand, als ich gedankenlos die Beichtfor-
mel hersagte, wie meine Seele zusammenbrach unter der
Berührung der absolvirenden Predigerhand, wie ich mir
wieder und immer wieder gestehen mußte, daß ich mit
diesem finstern Groll im Herzen das Mahl der Versöh-
nung unmöglich würdig genießen könne: das Alles ver-
mag ich nicht zu schildern! Ich opferte mich selbst in
dumpfem Schweigen und bat nur Gott, er möge mir gnä-
dig sein!

So trat ich aus der Schule in die Welt, mein Herz voll
Bekümmernisse, mit schwer belasteter Seele. Ich liebte
Niemand mehr, ich konnte kaum noch Achtung vor
den wirklich Guten und Edlen haben, denn höchst wahr-
scheinlich war es nicht ihr Verdienst, daß sie gut und
edel geblieben waren. Einen Freundschaftsbund mit ei-
nem Andern zu schließen, würde mir damals unmöglich
gewesen sein, selbst wenn ich von der tadellosen Red-
lichkeit eines mir in solcher Weise Entgegenkommenden
vollkommen überzeugt gewesen wäre.

Wie indeß Alles im Leben verlor mit der Zeit auch die-
ses allertrübste Ereigniß meiner Jugend seine ätzende
Schärfe. Die neue Beschäftigung bei meinem Lehrherrn
ließ mir wenig freie Zeit. Ich konnte über Vergangenes
nicht grübeln. Ehrentraut war streng, schwer zufrieden
zu stellen, und ich hatte alle Ursache mich zusammen

zu nehmen. Diese fortgesetzte Thätigkeit würde mir vielleicht gefallen haben, wäre nicht so viel dabei zu rechnen gewesen. Die Rechenstunden, denen ich täglich zwei des Abends zu nehmen genöthigt war, verbitterten mir jeden Tag. Ich machte nur sehr langsame Fortschritte, und selbst was ich wußte, wußte ich nicht aus Ueberzeugung, sondern nur, weil ich es meinem Gedächtnisse fest eingeprägt hatte. Ich ward eine zuverlässige Rechenmaschine, kein Rechenmeister. Und so bin ich geblieben bis auf diese Stunde. Es war ein trauriger Mißgriff meines Oheims, daß er mit aller Gewalt einen Kaufmann aus mir machen wollte. Ich würde eben so gut einen Krieger haben vorstellen können.

Herr Ehentraut konnte nun freilich nicht begreifen, wie es möglich sein könne, daß ein junger Mensch, dem es sonst nicht an Fähigkeiten gebrach, so gar keinen Sinn für Zahlen habe, er dachte aber nicht weiter darüber nach und schalt auch nicht mit mir, als er bemerkte, daß ich die eingepaukten Gesetze im praktischen Leben richtig anzuwenden verstand. Ich schrieb eine feste und schöne Hand, und das schätzte er hoch, weil er selbst sehr unleserlich kritzelte. Darum ernannte er mich zu seinem Secretär und unterwies mich in der Buchführung, so daß ich schon im vierten Lehrjahre genügende Einsicht davon hatte, und die meisten Rechnungsabschlüsse unter seiner Aufsicht machen konnte.

Mit meinen früheren Kameraden kam ich nur selten in Berührung. Alle waren dahin und dorthin zerstreut worden, Jeder hatte einen Lebensberuf gewählt und in

Verfolgung desselben verloren einander selbst früher eng Verbundene aus den Augen.

Baumfahl, dessen Vater ganz in der Nähe des Fleckens eine unbedeutende Landstelle besaß, widmete sich der Landwirthschaft. Ein paarmal wöchentlich kam er regelmäßig in das Städtchen, doch sah ich ihn nicht immer. Nicht gar selten aber mußte er Einkäufe auch bei uns machen, und dann war es mein Geschäft, ihm Waaren vorzulegen, und mit ihm zu handeln. Mir stieg allemal das Blut in's Gesicht, wenn der starke Bursche, den die gesunde Landluft noch kräftiger machte, in den Laden trat und ich ihn bedienen mußte. Er sah mir den Zwang an, den ich mir anthat und mein innerlicher Aerger ergötzte ihn. Stundenlang konnte er suchen, wählen, wieder verwerfen und dabei verletzende Worte fallen lassen, die nur ich allein in ihrer ganzen Bedeutung verstand. Hatte er endlich einen Handel abgeschlossen, so machte es ihm Vergnügen, mich wo möglich beim Bezahlen zu überlisten. Er kannte von der Schule her meine schwache Seite, wußte, daß ich ein unsicherer Kopfrechner war, und daß ich namentlich dann, wenn dabei gesprochen ward, mich sehr leicht verrechnen konnte. Nun gab es damals noch eine Sorte Scheidemünze, unter welcher sich viele falsche Stücke eingeschlichen hatten. Man nannte sie ›Böhmen‹, weil es ursprünglich böhmische Groschen waren. In dieser Münzsorte, die auf dem Lande am häufigsten von Hand zu Hand ging, bezahlte Baumfahl jedes Mal, und fast regelmäßig wußte er mich, entweder durch lautes Geschwätz und ungehörige Bemerkungen irre zu

machen, so daß ich ihm zu wenig abverlangte, oder er schob ein paar schlechte Böhmen mit unter.

Das verursachte mir großen Verdruß bei meinem Lehrherrn. Ehentraut konnte in solchen Fällen Stunden lang Moral predigen und war durchaus nicht gewählt in seinen Ausdrücken. Könnte ich die Ehrentitel auf eine Schnur ziehen, die bei solchen Gelegenheiten mir gegeben wurden, ich würde einen ganzen Schmuck derselben aufzuweisen haben.

Drückender noch als diese Strafreden, die ich am Ende ja doch verdient hatte, war mir, daß mich Ehentraut in so fern den Schaden ersetzen ließ, als er mir die falschen Böhmen Sonnabends entweder als Taschengeld einhändigte oder mir dies für die zu wenig geforderten gänzlich entzog. Ich hatte dann das traurige Vergnügen, Sonntags nicht aus dem Hause gehen zu können, weil ich auch die allerbilligste Zerstreung mir nicht erlauben konnte. Der Oheim, bei dem ich wohnte oder vielmehr nur schlief, war auch nicht sehr freigebig. Von ihm erhielt ich jede Woche einen ganzen Böhmen als Taschengeld. Im Besitz einer so winzigen Baarschaft durfte ich mich unter jungen Leuten meines Alters unmöglich sehen lassen, ohne sogleich wieder die Zielscheibe jeglichen Spottes zu werden. Blieb ich aber aus guten Gründen daheim, so schalt der Oheim, nannte mich einen Duckmäuser, einen Geizhammel und was der liebenswürdigen Titel, die er mir gab, mehr waren, und ging endlich sehr verdrießlich mit seiner Frau nach einem der besuchtesten Vergnügungsorte. Er wußte nämlich, wie hoch das Wochengeld

sich belief, das, altem Gebrauche nach, Ehrentraut seinen Lehrlingen aussetzte, und weil er nicht ahnte, auf welche Weise mir dasselbe verloren ging, hielt er mich für den ärgsten Knicker, und schrie mich als solchen unter allen Leuten aus.

Von den Einen verkannt, von Andern falsch beurtheilt, von Diesen geneckt, von Jenen beschimpft, mußte ich mich frühzeitig unglücklich fühlen. Der Sonntag, für alle Andere ein Freudentag, brachte mir keine Freude. Ich sah mich genöthigt, still daheim zu bleiben, wenn Jung und Alt ausflogen. Vergnügen konnte ich mich nicht, weil es mir an Geld fehlte, und die wenigen Groschen, die ich mir mühsam erspart hatte, auszugeben, erlaubte die Klugheit nicht. Auch hatte ich die Absicht, mir auf eigene Faust eine Zerstreung damit zu verschaffen, wozu ich aber Zeit, mithin auch Ausdauer in meinem Streben bedurfte.

Daß der Kaufmannsstand nicht mein Lebensberuf sei, war mir längst einleuchtend. Dennoch durfte ich ihn nicht verlassen. Was hätte denn aus mir werden sollen, wenn auch die Wenigen, die mich noch hielten, ihre Hilfe mir verweigerten? Also auch hier konnte nur geduldiges Ausharren zum Ziele führen. Nur das ewige Alleinsein ward mir unerträglich, so sehr die Menschen mich abstießen und so hoch mein Mißtrauen gegen Jedermann sich steigerte. Hätte ich eine Schwester gehabt, oder überhaupt ein weibliches Wesen nur gekannt, dem mein stiller Schmerz nicht entgangen wäre, würde ich vielleicht

wieder aufgelebt sein. So ward ich mit jedem Tage menschenscheuer. Diese Scheu steigerte sich mit den Jahren, und da der Kummer, die herben Erfahrungen, die ich schon als Kind gemacht, mich sehr zeitig alt werden ließen, so war ich bereits als junger Mensch von siebenzehn Jahren ein vollkommener Misanthrop.

Auf Wegen, die Niemand betrat, wandelte ich immer allein. Die singenden Vögel, das Gezirp der Grillen in Gras und Moos, das springende Eichkätzchen im Buchenhain, waren mir mehr als das jubelnde Volk, das überall in den Gärten lärmte, zechte und tanzte. Ich belauschte das Leben der Natur und fand in dieser Beschäftigung einigen Ersatz. Langeweile plagte mich nicht, nur das Gefühl einer gewissen Unbefriedigtheit zehrte an mir. Damals konnte ich mir dies nicht recht erklären, später erst ward es mir zur Gewißheit, daß ich geistig Hunger litt. Ein eigenthümlicher Schmerz, verbunden mit qualvoller Sehnsucht ergriff mich, so oft ich Musik hörte. Nur um diesem aufreibenden Genusse mich hinzugeben, hielt ich mich aus meinen einsamen Spaziergängen gern in der Nähe der Gesellschaftsgärten. Der Klang der Orgel lockte mich sogar wieder in die Kirche, die ich bisher nur widerstrebend und gewiß nicht zur Förderung meines Seelenheiles besucht hatte. Musik stillte die unklare Sehnsucht meines Herzens, Musik träufelte Balsam in die Wunden, die mir die Härte der Welt, die Thorheit oder Bosheit der Menschen schonungslos geschlagen hatten.

Wie unendlich gern hätte ich nun Musik getrieben! Mein Oheim besaß ein sehr, sehr altes Klavier, das nur

noch klirrte, wenn man die Tasten berührte. Mit diesem Klimperkasten beschäftigte ich mich, wenn ich allein und also unbeachtet war. Einen Stimmhammer und einen Klavierschlüssel nahm ich aus der Handlung mit. Ich hatte keinerlei musikalische Kenntnisse, mein Gehör nur sagte mir, ob ein Ton rein oder unrein klang. So begann ich denn auf dem Klavier zu klimpern, die schlotternden Saiten anzuspannen und mit Hilfe der Stimmgabel sie zu stimmen. Richtig gestimmt wurde das schlechte Instrument dadurch freilich nicht, es gab aber doch erträgliche Töne von sich. Nun ging ich zum Organisten und bat ihn um ein Buch, welches die Anleitungsgründe der Musik enthalte. Der Mann sah mich groß an und fragte, was ich damit zu machen gedenke. Wider Willen verrieth ich ihm mein Vorhaben.

»Nun, das kann der Musje bequemer haben,« sagte dieser gutmüthig. »Wenn man Sonntags oder auch in der Woche dann und wann des Abends Zeit hat, kann man bei mir Unterricht in der Musik nehmen. Es soll nichts kosten. Ich bedinge mir nur aus, daß man auch die Orgel ein klein Bissel spielen lernt, damit ich im Winter, wenn mir die Finger vor Kälte steif werden, manchmal eine Aushilfe habe.«

Glücklicher war ich lange nicht gewesen. Ich arbeitete von Stund' an mit größerem Eifer, mit einer Art Liebe im Geschäft, und erhielt meines aufgeweckten Wesens halber Lobsprüche von Herrn Ehrentraut. So oft ich es möglich machen konnte, das Geschäft des Abends eine halbe

Stunde früher zu verlassen, eilte ich unverweilt zu dem Organisten und trieb mit wahrem Heißhunger Musik.

»Man hätte sich ganz der *Musica* widmen sollen,« sagte schon nach den ersten sechs oder sieben Stunden der gute Mann und sah dabei ganz betrübt aus. »Man hätte es weit bringen können.«

Ich fühlte, daß der Organist Recht habe und antwortete nur durch einen Seufzer. Was konnte mir alles Talent helfen! Ohne Freunde und Gönner, arm wie ein neugeborenes Kind, abhängig von dem Willen Fremder, die jede Kunst als etwas Unnützes gering schätzten, konnte ich meiner Neigung ja doch nicht folgen. Ich war schon zufrieden, daß ich wenigstens eine geistige Erholung mir erobert hatte. Diese möglichst zu erweitern, um mir damit die etwaigen Weihstunden des Lebens nach Kräften zu verschönern, war von jetzt an mein Hauptstreben.

Der Vorwürfe nicht achtend, die mein Oheim mir bezüglich der schon oft gerügten Knickerei machte, sparte ich jeden Böhmen, den ich erhielt, zusammen. Ich gab keinen Kreuzer für mich aus, ich geizte beispiellos. Die oft beleidigenden Bemerkungen meiner Mitlehrlinge, mit denen ich doch geschäftlich zuweilen in Berührung kam, überhörte ich geflissentlich. Wußte ich doch, weshalb ich geizte, warum ich mir, so zu sagen, das Brod vom Munde abdarbte.

Die Ersparnisse, welche ich auf solche Weise erzielte, setzten mich nach Jahresfrist in den Besitz einer Geige. Ein alter Bierfiedler zeigte mir die ersten Handgriffe und lehrte mich die Führung des Bogens. Unterricht auf der

Violine nahm ich nicht, weil mir die Mittel dazu fehlten. Ich war mein eigener Lehrer, und da ich jede Minute darauf verwandte, brachte ich es in kurzer Zeit zu einer leidlichen Fertigkeit. Mein Oheim ward stumm vor Verwunderung, als er mich plötzlich spielen hörte. Freilich schüttelte er den Kopf darüber, aber er wehrte mir doch nicht, die Uebungen fortzusetzen.

Das Spiel meiner Geige ward zum Bande, welches mich mit der Welt wieder einigermaßen in Verbindung brachte. Ich ward ersucht, Sonn- und Feiertags in öffentlichen Localen mitzuspielen. Gern that ich dies nicht, doch entschloß ich mich dazu, weil es mir doch etwas eintrug. Auch sah ich Menschen, ohne direct mit der Menge in Berührung zu kommen. Ohnehin vergaß ich beim Spiel Alles. Ich sah kaum, was um mich her voring, ich hörte nur auf die bald lustigen, bald traurigen Töne meiner Geige, deren Saiten ich, je nach meiner individuellen Stimmung, bald jubeln, bald weinen ließ. Es gewährte mir einen eigenthümlichen Genuß, die junge Welt zu den Traueraccorden meiner bebenden Saiten einen recht wilden Galopp oder Walzer tanzen zu sehen.

Aber auch diese heitere Wendung meines Schicksals konnte den Makel meiner körperlichen Mißgestaltung nicht gänzlich verwischen. Bald hörte ich, daß man mich den buckligen Apollo nannte, eine Bezeichnung, vor der ich innerlich erschreck. Welcher Mensch mochte diesen Namen erfunden haben?

Diese neue plumpe Neckerei entfremdete mich abermals den Menschen. Ich sah ein, daß ich entweder ganz

als Einsiedler leben oder den bitteren Hohn der Welt über mich ergehen lassen müsse, ohne darauf zu achten. Aber ich konnte meinem Herzen nicht gebieten, mein Gefühl nicht abtöden! Meine Empfindlichkeit wuchs vielmehr mit jeder neuen Spottrede, die mich traf. Der Ekelname, als dessen Erfinder mir Baumfahl bezeichnet wurde, verleidete mir selbst die Lust am Geigenspiel. Ich ließ mich von Stund' an nicht mehr erbitten, den Bogen zu führen, um Andere durch mein Spiel zu ergötzen. Zu welchem Zwecke sollte ich mich für Andere anstrengen? Damit ich für meine Gefälligkeit verlacht werde? Der Groll übermannte mich. Ich beschloß kalt, hart, lieblos gegen Jeden aufzutreten, der mir künftighin nahen werde. Und ich hielt mir selbst Wort.

Wer von jetzt an mit mir sprach, den behandelte ich mit auffallender Geringschätzung. Ich ward bitter gegen Jedermann, selbst gegen die Mildesten. Schroff im Auftreten, suchte ich schroff in meinen Aeußerungen zu sein. Durch Schärfe und Herbheit wollte ich imponiren. Freundlich, zuvorkommend, nachgiebig sah mich Niemand mehr. Ich schlug den Wunsch jedes Bittenden ab, ich fügte mich keinem Dritten. Rache zu nehmen, Wiedervergeltung für erlittenes Unrecht gegen Alle zu üben, war jetzt mein alleiniges Ziel und Streben.

Wer sich von Leidenschaften beherrschen läßt, wüthet immer gegen sich selbst. Ich sah dies alsbald, doch leider schon zu spät ein, und als ich, ruhiger geworden, mein herbes Wesen mit milderer Formen umkleidete, half mir diese ehrliche Wendung zum Besseren nichts

mehr. Ich galt jetzt auch den Edleren für einen Heuchler. Man warnte vor meiner Tücke, man hütete sich vor mir, wie man sich fürchtete. Zum Glück war meine Lehrzeit abgelaufen und mir damit freie Hand gelassen, mir anderswo einen Wirkungskreis zu suchen.

Mein Prinzipal, dem ich in einer längern Unterredung den ganzen Kummer meines Herzens, die entsetzliche Qual meines Lebens offen darlegte, weil er von Allen, die ich kannte, der Fassungsfähigste war, sprach sein Bedauern in väterlichen Worten gegen mich aus, und gab mir die Versicherung, daß er mir in der Fremde eine Stelle verschaffen wolle. Er hielt Wort. Seiner Verwendung gelang es wirklich, mir einen Platz als Buchhalter in einem Breslauer Hause zu sichern.

Dankend schied ich von Ehrentraut und meinem Ohm. Sie waren, den alten Organisten mit eingeschlossen, die einzigen Menschen, die ich als Menschen achten lernte. Alle Uebrigen stießen mich ab. Ohne Abschied von irgend Jemand zu nehmen, verließ ich den Flecken. Meine Geige war der ganze Reichthum, den ich mitnahm. Auf der Reise nach Breslau besuchte ich noch einmal das Grab meiner Aeltern, schüttelte dann den Staub von meinen Füßen, und verließ die heimathlichen Gebirge. Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen.«



Hier endete der zweite Abschnitt von Landenberg's ›Bekanntnissen‹. Friedrich legte das Heft weg und sah

den Freund mit fragendem Auge an. Alfred erhob sich vom Sopha. Seine Cigarre war längst schon ausgegangen.

»Danken kann ich Dir nicht für diese Mittheilung,« sagte er, dem Fenster zuschreitend und die Arme über der Brust kreuzend. »Mir ist dadurch der ganze Tag verdorben worden. Ein wahres Glück, daß ich heute nicht auftreten muß; selbst meine solidesten Verehrer würden mich schal und matt finden, und mich vielleicht gar mit einer Katzenmusik heim schicken. Dennoch muß ich Dich loben. Einem ehrlichen Kerl aus der Patsche helfen, ist immer verdienstlich, verdienstlicher aber ist es noch, den, der ihn hineingestoßen hat, deshalb zur Rechenschaft ziehen. Der Baumfahl mit seinen ›gemalenen‹ Bruststücken müßte ja eigentlich baumeln.«

»Wenn alle Leute gehangen werden sollten, die auf Kosten Anderer groß geworden sind, dann hätten wir zahllose Galgen zu errichten,« erwiederte Friedrich. »Ich, meines Theils, habe eine andere Ansicht.«

»Welche? Ich bitte, laß hören.«

»Baumfahl muß sich selbst überlassen werden. Er wird seinem Schicksal schwerlich entgehen. Unsere Aufgabe sei es, den armen, kranken Landenberg zu retten! Nicht sein physisches Leiden; obwohl ich es für sehr gefährlich halte, reißt ihn auf, er erliegt den moralischen Faustschlägen, die ihm die ungerechte Welt ein ganzes Leben lang offen und heimlich beigebracht hat. Mache Landenberg's Seele frei von dieser Last, und Du wirst sehen, mit der

frei und froh sich bewegenden Psyche athmet auch sein Körper neue Lebensluft ein.«

»Nur weiter!« sagte Alfred. »Du bist schaffender Künstler, Du mußt etwas erfinden können mit Deinem Talent. Ich komme erst in zweiter Reihe, indem ich es praktisch ausführen helfe. Wozu räthst Du also?«

»Zuerst laß uns Anstalt treffen, diesem gemäßhandelten Dulder ein sorgenfreies Leben zu schaffen. Geld wird seine wunderbare Heilkraft auch bei ihm bewähren.«

»O, Du verlorener Sohn dieser eklen Welt!« fiel Alfred halb im Ernst, halb scherzhaft ein. »So weit also bist Du schon gekommen, daß Du selbst für Seelenleiden zuerst das Anschaffen edler Metalle als Heilmittel vorschlägst! Nun, Du magst Recht haben, alter Freund! Aber, offen gesprochen, es fängt mir doch manchmal an, bange zu werden in unserer Gegenwart. Diese ›Bekenntnisse‹ machen mich zum grübelnden Philosophen. Was lehren sie, so weit ich sie kenne? Daß der Mensch ohne den Besitz von Geld ein Spielball bleibt in der Hand derer, denen er zuerst entgegenrollt. Landenberg als reicher Mann würde von Schmeichlern umkrochen, von Poeten vielleicht seines goldgelockten Haares wegen in schwungreichen Oden verherrlicht worden sein bei den geistigen Anlagen, die er unstreitig besitzt. Verehrer des Alterthums hätten ihn einen Vetter des Aesop, Freunde der Musik einen zweiten Mozart genannt. Nicht den Mann mit dem Höcker an sich, nur den *armen* Mann mit dem Höcker machte die angezogene Schuljugend zum Stichblatt ihrer plumpen Witze. . . . Das ist's ja, was uns erbärmliche,

moderne Menschen fast wider Willen zwingt, das goldene Kalb zu verehren, um das sonst nur die Nachkommen des auserwählten Volkes sprangen! Ja, ja, mein Freund, wir leben in einer bösen Welt. In den Kirchen predigen sie den Heiland und empfehlen die Religion der Liebe, im Leben, außerhalb der Kirche aber herrscht nur der Klang des Goldes und Geld, Geld oder Banco ist Millionen der alleinige allerlösende wirkliche Heiland!«

Es klopfte. Der Briefträger trat ein.

»Antwort aus der Heimath!« rief Friedrich jubelnd, reichte dem Briefboten ein Vierschillingsstück und verabschiedete ihn mit einem »Schon gut, schon gut!«

»Von Vater oder Mutter?« fragte Alfred.

»Von Beiden, ich weiß es. Mutter kann nicht mehr schreiben; sie dictirt nur, was sie auf dem Herzen hat, und der Vater empfängt strenge Befehle, nichts an der Fassung zu ändern.«

»Dann will ich nicht länger stören.«

Die Freunde reichten sich brüderlich die Hände und ein ehrlich gemeinter Druck befestigte sie in ihrem Vorsatze. Alfred ging. Ungeduldig erbrach Friedrich den Brief. Die wohlbekanntem, etwas zitternden Schriftzüge des Vaters sahen ihn wie treue, erprobte Freunde an, und glücklich, sich im Geiste ganz zurückversetzen zu können in die Heimath, die Stimme der Aeltern herauszuhören aus den liebevollen Worten, die sie ihm so weit in die Ferne nachsendeten, fühlte er sich versöhnt mit der Welt und ihren Ungerechtigkeiten. Das Bild des gemißhandelten Landenberg ward durch diese Nachrichten

zwar nicht verdrängt, aber sein Urtheil verlor an Härte, und während er vor dem Eintreffen des Briefes, durch die Lectüre in Landenberg's Auszeichnungen aufgeregt, leicht zu einem extremen Schritte hätte verleitet werden können, schien es ihm jetzt vernünftiger und zweckdienlicher, wenn er die berechnende Klugheit walten lasse. Die weichen Töne der Harmonika umrauschten ihn wieder. Er sah den Vater, wie er mit feuchtem Finger die rollenden Glasglocken berührte, er hörte das lispelnde Gebet seiner frommen Mutter, und jener Friede, der ein Ergebniß jeder ächten Selbstprüfung ist, regte sanft seine Fittiche über unserm Freunde, ihn stärkend zu edlen Thaten. Wir wollen hoffen, daß es ihm gestattet ist, den guten Vorsätzen, die er in dieser Stunde faßte, auch in Zukunft unwandelbar treu zu bleiben.

DRITTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. CONJUNCTUREN.

An der Börse war große Bewegung. Politische Nachrichten von Wichtigkeit hatte der Telegraph gemeldet und damit die anscheinend sichersten Berechnungen geübter und kluger Speculanten umgestoßen. In wenigen Tagen war Ultimo, wo die Differenzen der Zeitkäufe ausgeglichen werden mußten. Die beiden verhängnißvollen Worte ›Geld knapp‹, die auf Aller Lippen schwebten, machten Manchen erbeben. Die Fondsbörse zeigte meist bestürzte, lange, blasse Gesichter, nur selten ein freudig funkelndes Augenpaar. Es ward weniger als sonst laut gesprochen, Scherze hörte man fast gar nicht. Wo ein Trupp Männer sich unterhielt, sprach Jeder ernst und leise.

So lange die Börse eine ruhige Haltung sich bewahrt, hat die Welt in der Regel nichts zu besorgen, wenn aber die Männer, welche man Börsenmatadore nennt, unschlüssig, aufgereggt oder niedergeschlagen die Hallen verlassen, in denen ein Wort Millionen gewinnen und verlieren machen kann, dann stehen der Welt fast immer bewegte Zeiten bevor.

Herr Baumfahl hatte sich durch Klugheit, Speculationstalent und häufige Glücksgriffe zu einem Börsenmatador emporgeschwungen. Sein Wort galt in diesen Kreisen viel, seine Ansichten hörte man gern, wenn auch vielleicht Mancher dem Manne, der sie äußerte, wenig gewogen war. Heute befand sich Baumfahl unter dem Häuflein Bestürzter, die in tiefen Gedanken die Börse verließen.

Der Disconto stand hoch und doch lächelte der Mann des Geldes nicht. Wie konnte dies angehen?

Wir begleiten Baumfahl nach seiner prunkvollen Behausung. Der Bediente öffnete dem reich gewordenen Manne, wie gewöhnlich, mit devoter Verbeugung die Flügelthüren, der Leibdiener harrte schweigend seines Winkes. Baumfahl aber achtete weder auf den Einen noch den Andern. Er beehrte nicht seine Pfeife, er legte nicht einmal den Hut ab. Mit zu Boden gesenkten Blicken, die Arme auf den Rücken, ging er unruhig auf und nieder. Nur bisweilen schlug er düster die Augen auf, sah finster um sich, und schüttelte den Kopf. Endlich warf er dem Leibdiener den feinen Kastorhut dzu und befahl in seiner barschen Manier:

»Hausrock bringen!«

Es geschah. Baumfahl hüllte sich warm in die weiche Hülle und warf sich auf die Sammetpolster des Divans. Der Leibdiener entfernte sich und kam alsbald mit einem Billet zurück, das er ehrerbietig seinem mürrischen Herrn überreichte. Baumfahl würdigte das Billet keines Blickes. Seine Gedanken waren augenblicklich von weit wichtigeren Dingen erfüllt. Er fragte noch kurz, wie sein Sohn sich befinde? – Charles war seit einigen Tagen erkrankt – und bedeutete dann dem Diener, daß er sich entfernen solle.

Seit Monaten schon spielte der reiche Mann ein gewagtes Spiel. Seinem Glück, mehr vielleicht noch seiner

Klugheit und seinem geschäftsmännischen Takt vertrauend, hatte er große Fondsspeculationen gemacht. Er besaß hinreichende Mittel, um derartige Unternehmungen eingehen zu können. Glückten sie, woran er nicht zweifelte, so verdoppelte er möglicherweise sein Vermögen, und dann stand er ebenbürtig neben den größten Finanziers. Es konnte ihn immer verdrießen, daß Viele ihm nicht mit derselben Achtung begegneten, mit der sie Silbermann grüßten. War er weniger werth, als der wunderbar geartete Jude? Oder machte es einen so großen Unterschied, daß Jener über viele Millionen commandirte, während er selbst noch nicht ganz die zweite sich erungen hatte?

Der Ehrgeiz, es diesem allgemein verehrten Juden gleich zu thun, ließ Baumfahl fortan keine Ruhe mehr. Er grübelte und rechnete Tag und Nacht, auf welche Weise er wohl am schnellsten seine Habe vermehren könne? Der Ankauf von Aktien und Staatspapieren, die damals ungewöhnlich stark begehrt waren, und fort und fort stiegen, schien ihm der sicherste Weg zum Ziele. Hier konnten nur Wenige mit ihm concurriren. Selbst Reiche mußten sich zurückhalten, weil es ihnen nicht möglich war, ihre Mittel auf einen Punkt zu concentriren. Baumfahl, der Mann ohne Geschäft, der nur mit seinem Gelde arbeitete, hatte keinerlei Rücksichten zu nehmen. Ihm war es gleich, ob er nach dieser oder jener Richtung sich wendete, wenn er nur auf recht hohen Gewinn sich Hoffnung machen durfte.

Er war überzeugt, daß er recht handele, denn mehr als ein gewiegter Börsenmann beneidete ihn um die Macht, die er besaß, und schloß sich ihm enger an. Baumfahl beantwortete dies Entgegenkommen seiner ganzen Naturanlage gemäß mit stolzerem Auftreten. Er lächelte wohl dann und wann herablassend, aber er war es nicht in seinem Benehmen. Jede Bewegung, jeder Blick sagte denen, die mit ihm sprachen: Ja, seht Ihr, ich bin der Mann, der Alles vermag und Alles versteht! Ihr müßt mir kommen und Euch vor mir beugen!

Nur Benjamin Silbermann blieb immer der Alte, stets freundlich, oft auch ein wenig spöttisch. Ein paarmal sagte er leichthin: »Sie kaufen sehr viel, Herr Baumfahl!«

»Ich hoffe, Sie thun es auch,« gab dieser zurück, »nur lassen Sie es nicht wissen. Das macht: Sie sind Banquier.«

Silbermann lächelte und empfahl sich mit einem witzigen Scherzworte.

Von dieser Zeit an war Baumfahl sehr aufmerksam auf die Operationen des Banquiers, wie genau er aber auch aufpaßte, die Handlungsweise Silbermann's blieb ihm doch größtentheils ein Geheimniß. Erst jetzt, im Augenblick der eintretenden Krisis, ward sie ihm klar. Silbermann hatte gleich ihm, von jenen viel versprechenden Papieren kaufen lassen, seine Verbindungen aber, die sich bis in die höchsten Kreise der feinfühlenden Diplomatie erstreckten, unterrichteten ihn früher als Andere von der drohend sich gestaltenden Weltlage. Er vermutete ein plötzliches Weichen der Fonds und verkaufte ganz in der Stille mit sehr bedeutendem Vortheil alle

Papiere, deren Werth in der nächsten Zeit stark fallen konnte. Auch diese auf den Markt gebrachten Summen gingen in Baumfahl's Hände über, der im Eifer des Geschäftes und in der heißen Gier, Tausende mühelos zu erringen, nicht im Entferntesten an eine Verdunkelung des politischen Horizontes dachte. Erst die letzten Tage machten ihn besorgt. Einzelne Fonds wichen, am stärksten die, von denen er außerordentliche Summen besaß. Verkaufen konnte er nicht vor dem Letzten, denn die Differenzen mußten an diesem Tage ausgeglichen werden. Er sah mit Bestimmtheit voraus, daß ein beträchtlicher Verlust ihm bevorstehe, besorgt indeß machte ihn dieser plötzliche Umschwung der Dinge nicht. Er konnte es ruhig mit ansehen, da er noch genug baare Mittel besaß. Auch erwartete er, der ausfallende Geldmangel werde ihm reiche Prozente abwerfen. Da überraschte ihn heute die allarmirende telegraphische Nachricht, die innerhalb einer kurzen halben Stunde den vierten Theil seines ganzen Vermögens in Nichts verschwinden ließ. Um sich zu halten und seine eigenen Verbindlichkeiten erfüllen zu können, mußte er zähneknirschend sehen, wie die besten Wechsel, die er so gern discountirt hätte, in die Hände Silbermann's übergingen. Während er Hunderttausende rettungslos dahinschmelzen sah, strich der unermeßlich reiche Jude mit einem bloßen Kopfnicken Tausende ein. Und dabei lächelte der entsetzliche Mensch immer, sah zu den beunruhigendsten Nachrichten heiter, klopfte den Aengstlichsten vertraulich auf die Schultern und raunte ihnen zu:

»Kopf oben behalten, Freund! Bange machen gilt nicht!«

Einen unglücklicheren Tag hatte Baumfahl noch nicht erlebt. Um das Maaß seiner Schrecken bis zum Rande anzufüllen, erhielt er gleichzeitig Kunde, daß die Firma »Gebrüder Sonderling« vollständig sicher sei und wahrscheinlich in sehr kurzer Zeit allen ihren Verpflichtungen werde genügen können. Wie dies möglich war, begriff der Rentier freilich nicht. Der Aerger, daß er sich mit all seiner Klugheit auch hier verrechnet habe, und daß all seine Vorsorge, seine fein ausgeklügelten Verschreibungen ihm nichts nützen würden, brachte ihn fast dem Ersticken nahe.

In größter Verstimmung griff Baumfahl jetzt nach dem Billet. Erstaunt erkannte er die Schriftzüge Silbermann's. Hastig riß er es auf und zwei Papiere fielen in seinen Schooß. Eins derselben war ein kurz gefaßter Brief des Banquiers, der ihm mit den verbindlichsten Worten anzeigte, daß es ihm (dem Banquier) zum Vergnügen gereiche, dem werthen Geschäftsfreunde die bestimmte Mittheilung machen zu können, Sonderlings seien gerettet. Er hoffe, fügte Silbermann am Schlusse hinzu, diese Nachricht werde ihn einigermaßen für die schmerzlichen Erfahrungen entschädigen, welche die meisten Geschäftsleute bei den heutigen Coursen gemacht hätten, da er ja wisse, daß Herr Baumfahl stark mit Gebrüder Sonderling engagirt sei.

»Falscher Hund!« brummte der Rentier, den Zettel zerknitternd und wüthend den blumenreichen Teppich

stampfend, der die halbe Diele überdeckte. Eine Nachschrift enthielt noch die Worte:

»Beigeschlossene Nota habe ganz vergessen, weshalb ich um Entschuldigung bitte.«

»Nota?« sagte Baumfahl, sich nach dem niedergeglittenen Papiere bückend. »Was für eine Nota!«

Er entfaltete es und erkannte die Rechnung Landenberg's.

»Barmherziger Samariter!« rief er höhnisch lächelnd aus. »Sieh, sieh, wie fein der schlaue Levite den unbarmherzigen Christen zu packen versteht! – Aber es freut mich, daß es so kommen mußte! Es macht mich heiter, daß es Andern doch auch schlecht geht, und insbesondere diesem Landenberg, der mir noch immer mit seinem buckligen Schatten das hellste Sonnenlicht verdunkelte. . . . Geschieht ihm schon recht, dem empfindlichen Narren! . . . Ha, ha! Was wäre aus mir geworden, hätte ich so empfindlich sein wollen! . . . Als ich drüben in der neuen Welt kurze Zeit 'mal mit schwarzem Elfenbein handelte, vermaledeiten mich die dummen Creaturen, so oft ich ein junges Paar, das ohne den Segen eines christlichen Priesters sich zusammengefunden hatte, an verschiedene Pflanzer verkaufte. Manche der schwarzen Hetären ward so wüthend, daß sie mir den weißen Geifer in's Gesicht spie. Ich aber lachte ihrer ohnmächtigen Wuth, wusch mich mit reinem Wasser und strich kaltblütig meine schönen gelben Dollars für ihr sammetweiches Fell ein

... Empfindlichkeit! Ha, ha! Empfindlichkeit ist Dummheit, duftete sie auch noch so verführerisch und paradiesverheißend nach Menschenliebe!«

Hatte den hartherzigen Baumfahl das Billet des Banquiers verletzt, so erheiterte ihn wieder die beigefügte Rechnung. Landenberg existirte für ihn nicht mehr. Die Gabe, die er dem kranken Manne durch Silbermann's Ueberlistung hingeworfen, war verschmerzt. Jetzt erst gedachte er derselben abermals, und sogleich beschloß er, sich an dem barmherzigen Banquier zu rächen.

Unverweilt setzte er sich an seinen Secretär, kritzelte, so gut er konnte, ein paar unorthographische Worte auf goldberändertes Briefpapier, das in Silberdruck seine Namensschiffre mit darüber gefügter Krone trug, legte die Rechnung in den Brief und siegelte ihn zu.

»So! Das wird ihn verdrießen,« sprach er. »Hat er an arme Schlucker, die nur durch ihre Dummheit arm geworden sind, und nun Andern zum Verdrüße in der Welt herumlaufen, Geld zu verschenken, und weiß er Vorsichtigere durch List zu gleicher Thorheit zu verleiten, so mag er jetzt Vorschüsse, zu denen ihm Niemand Vollmacht gab, auch in sein großes Ausgabebuch notiren. Entweder Herr Silbermann zahlt jetzt für mich dies Süm্মchen an meinen ehemaligen Schulkameraden oder er zieht ihm nachträglich noch den Betrag von der Summe ab, die ich gezwungen für ihn zeichnete. Eine Freundschaft ist der andern werth.

Ganz zufrieden mit diesem Einfall, den Baumfahl für einen sehr glücklichen hielt, zog er die Glocke

und übergab das Billet dem eintretenden Bedienten zu schleunigster Besorgung. Er hatte sich selbst wiedergefunden. Als bald darauf die silberne Schelle im Zimmer seiner Frau ihm sagte, daß die Mittagsstunde herannahe, ging er vollkommen beruhigt und mit dem gesunden Appetite eines Menschen, der nichts von nervöser Reizbarkeit weiß, zur wohlbesetzten Tafel.

ZWEITES KAPITEL. VERÄNDERTE SITUATION.

Sonderling's Comptoir wurde später als gewöhnlich geschlossen. Dorthe Rallisen, die jeden Abend, wie ihr Beschützer es wünschte, zu ihm kam, um Rechenschaft von ihrem Thun während des Tages abzulegen, fand ihren großmüthigen Gönner noch nicht daheim. Obwohl es ziemlich kalt war und Dorthe leicht gekleidet ging, setzte sich das kleine Mädchen doch auf die zugige Treppe, um den wackern Mann, den sie hoch verehrte, hier zu erwarten. Sie hatte es ja niemals so gut gehabt, wie gegenwärtig. In einer Armenschule erhielt Dorthe jetzt regelmäßigen Unterricht, und da sie gern lernte und sich Mühe gab, machte sie Fortschritte und erwarb sich die Zufriedenheit der Lehrer. Auch hatte Herr Sonderling für reinliche und warme Kleider gesorgt, ihr ferner Bücher, Schreibmaterialien und andere für den Schulbesuch nöthige Dinge angeschafft. Kurz es fehlte dem armen Mädchen, das sonst jeden Abend bis tief in die Nacht hinein auf der Straße hungern und frieren mußte, jetzt nichts zu ihrem vollkommenen Glücke. Dorthe hatte keinen Wunsch. Wenn sie Abends ihre Arbeiten dem guten alten Herrn

vorlegen und eine halbe Stunde mit ihm plaudern durfte, was er gern that, war sie zufrieden. Darum mochte sie auch heute nicht das Haus verlassen, ohne seine Rückkehr aus dem unten gelegenen Comptoir, das zu betreten sie sich scheute, abzuwarten.

Es verging indeß eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß der Ersehnte erschien. Dorthe ward müde, es begann sie zu frösteln, sie hüllte sich wärmer in das Mäntelchen, das sie trug, und nickte ein. Ihr Schlaf war jedoch nicht fest. Das Schlürfen eines Fußes auf der dunkeln Treppe erweckte sie wieder. Sie erkannte den Tritt ihres Beschützers, sprang auf und ging ihm entgegen.

»Dachte ich mir's doch, daß Du auf mich warten würdest,« redete Sonderling Dorthe auf ihren freundlichen Gruß an. »Arme Kleine! Wie kalt Deine Händchen sind! Du hast Dich am Ende erkältet. Wärest Du doch nach dem Comptoir gekommen! Ich war so beschäftigt.«

Der gutherzige Mann drückte die fast erstarrten Hände seines Schützlings während dieser Anrede, stieg mit ihr die Treppe vollends hinauf, erschloß sein Wohnzimmer und zündete eine gewöhnliche messingene Comptoirlampe an, deren er sich auch im Hause jederzeit bediente.

Sonderling's Wohnung war nicht luxuriös eingerichtet. Als alter Junggeselle liebte er das Alte und trennte sich nur schwer von Sachen, an die er seit langen Jahren gewöhnt war. Ein viel gebrauchtes Pult, ein Sopha von veralteter Form, dazu passende Stühle mit geschnörkelten

Lehnen erfüllten das im Uebrigen sehr reinlich gehaltene Zimmer. Kein Teppich bedeckte den spiegelblanken, mit grauer Oelfarbe gemalten Fußboden. An den simpel tapezierten Wänden hingen ein paar Porträts und dazwischen die Abbildung eines auf bewegter See treibenden Fregattschiffes. Dies war das Fahrzeug, welches Sonderling's Vater als bewährter Capitän funfzehn Jahre lang mit seltenem Glück geführt hatte. Am Bord dieses Schiffes ereilte ihn mitten auf dem atlantischen Ocean der Tod. Im Angesicht der Cap Verde'schen Inseln senkte die Mannschaft des Fregattschiffes den Leichnam des Biedermannes in die dunkelblaue Tiefe.

Vom Schein der Lampe getroffen, erschienen die Gesichtszüge des schon bejahrten Mannes in scharfer Beleuchtung. Der Ausdruck dieser Züge war heute ein ganz anderer wie sonst. Dorthe bemerkte dies sogleich und trat mit den raschen Worten auf ihn zu:

»Ihnen ist heute etwas Freudiges begegnet, nicht wahr?«

Sonderling zog das Kind lächelnd an sich, nahm Platz auf dem altmodischen Sopha und legte seinen Arm um Dorthe's Schulter. »Du hast es errathen, mein Kind,« sagte er mit strahlendem Antlitze. »Nach einer endlos langen Reihe trüber Tage ist heute zum ersten Male wieder die Sonne durch das Gewölk gebrochen und bescheint von Neuem die Bahn meines Lebens. Ich fühle mich sorgenfrei und darum sehe ich wohl so ganz anders aus.«

»Dann bin ich auch glücklich und froh,« erwiderte Dorthe. »Es hat mir immer weh gethan, wenn ich sah,

wie Sie gebückt und oft bekümmert durch die Straßen gingen. Wie gern hätte ich Ihnen helfen mögen! Nicht selten bin ich Ihnen dann ganz still nachgegangen, um gleich bei der Hand zu sein, wenn Ihnen etwas zustieße.«

»Du bist ein gutes Kind, ich danke Dir,« sagte Sonderling, das Mädchen an sich drückend. »Du sollst auch später, wenn Du erst confirmirt sein wirst, immer um mich bleiben. Jetzt aber zünde, Feuer an, es ist ungemüthlich kalt im Zimmer. Du magst heute Abend Thee mit mir trinken und mir etwas vorplaudern, bis mein Bruder kommt und mich in den Club abholt. Wir bringen Dich dann zusammen nach Deiner Wohnung.«

Mit freundlichster Bereitwilligkeit folgte Dorthe dieser Aufforderung. Sie war flink und geschickt. Alles, was sie that, stand ihr gut, so daß der alte Herr seine Freude an dem Schaffen des Kindes hatte, dessen Zukunft seinen Händen durch einen Wink vom Himmel, wie er jetzt glaubte, anvertraut worden war. Als denkender Mann erschien ihm seine sorgenschwere Vergangenheit nunmehr in einem viel heiterern Lichte. Ohne die qualvollen Tage, welche er durchlebt, ohne die bittern Erfahrungen, die er gemacht hatte, würde das bettelnde Kind in seiner gänzlichen Hilflosigkeit ihm schwerlich aufgefallen sein. Nur die Noth, die er selbst litt, machte ihn aufmerksam und theilnehmend an Anderer Leid. Dorthe, deren Herz unverdorben und jeder edlen Regung zugänglich war, würde höchst wahrscheinlich im Elend, vielleicht gar in einem lasterhaften Leben zu Grunde gegangen sein. Gott

ließ ihn eine Seele retten, indem er ihn selbst durch eine Schule harter Prüfungen versuchte.

Diese Betrachtungen, welche Sonderling während des emsigen Schaffens der Kleinen anstellte, versöhnten ihn mit seinem Schicksal. Es ward ihm mehr und mehr einleuchtend, daß der kurzsichtige Mensch auch unter dem Druck der furchtbarsten Lasten nie verzagen oder gar verzweifeln soll, denn immer lehrt die spätere Zukunft uns erkennen, daß ein weises Gesetz unerforschbarer Nothwendigkeit Alles leitet und zusammenhält. Er bedauerte nur, daß seine weit vorgeschrittenen Jahre ihm nicht gestatten würden, Manches, was er früher versäumt, jetzt noch in erwünschter Weise nachzuholen.

»Morgen werde ich Deinen Bruder ganz in meine Dienste nehmen,« sagte Sonderling, als das Mädchen ihre Arbeit beendet hatte und sich wieder neben ihn stellte. »Deine Mutter bat mich schon früher darum, und gern wäre ich ihren Wünschen nachgekommen, allein damals durfte ich es nicht thun, ohne mir zu viele Verpflichtungen aufzubürden. Jetzt haben meine Verhältnisse sich wesentlich geändert, ein zuverlässiger Laufbursche ist mir unentbehrlich, und Dein Bruder, der Lust und Liebe zur Arbeit zeigt, kann bei mir etwas lernen.«

Dorthe dankte ihrem Gönner auch für diesen neuen Beweis seiner Liebe und Vorsorge, nahm dann ausgebrannte Kohlen aus dem Ofen, und legte die glühenden Stücke in das Feuerfaß des Theecomforts. Sonderling öffnete inzwischen einen Wandschrank, welcher Theeschirr und Tassen enthielt, und während das Mädchen

diese behutsam auf den Tisch stellte, bereitete er selbst den Thee. Dabei überraschte den Geschäftigen sein jüngerer Bruder Felix.

Felix Sonderling konnte noch für einen jungen Mann gelten. Er war von allen Geschwistern der jüngste, weit über zwanzig Jahre jünger als sein ältester Bruder. Sämmtliche zwischen diesen beiden Brüdern liegenden Geschwister waren frühzeitig gestorben. Dies hatte den ältesten Sonderling veranlaßt, sich mit Felix zu associiren, da ihm bei seinen vorgerückten Jahren die Führung des weit verzweigten Geschäftes zu beschwerlich ward. Bisweilen bedauerte er diese von den Verhältnissen doch gebotene Verbindung, denn der Unterschied der Jahre zwischen beiden Brüdern war zu groß, als daß sie immer gleicher Meinung in geschäftlichen Dingen hätten sein können. Felix war ungleich unternehmender und sanguinischer als der ältere Bruder, der lieber vorsichtig zu Werke ging, wenn dabei auch kein großer Gewinn in Aussicht stand. Auf Anrathen und unablässiges Drängen des gern wagenden Felix hatte er sich auf jene weitschichtigen Speculationen eingelassen, welche die geachtete Firma Baumfahl in die Hände gaben und sie dem Sturze nahe brachten. Ohne die uneigennützigte Hülfe des großdenkenden Silbermann würde das schon wankende Haus schwerlich die Krisis glücklich überstanden haben.

Die verschiedenen Ansichten von Menschen und Dingen führten zwischen beiden Brüdern zwar keinen Bruch

herbei, aber sie entfremdeten doch die sonst so gut Zusammenstimmenden und zu Erreichung eines und desselben Zieles mit einander Verbundenen momentan, was die Leitung des großen Exportgeschäftes in keiner Weise förderte. Jetzt, da Alles wider Erwarten eine überraschend glückliche Wendung genommen hatte, herrschte zwischen den Brüdern wieder die vollkommenste Eintracht. Felix neckte den älteren Bruder nicht mehr wegen seiner Armenpfleger-Liebhaberei, was er einige Male ziemlich scharf gethan hatte, und dieser gab Felix Recht in der Behauptung, daß man nur durch entschlossenes Wagen wirklich gewinnen könne.

Auch Dorthe gefiel jetzt dem lebhaften Felix viel besser als in der ersten Zeit, wo er in dem armen Kinde nur eine Last erblickte, die der Bruder sich ohne Noth aufgebürdet habe. Er scherzte mit ihr, versicherte sie, daß er sich ihres Bruders väterlich annehmen wolle und, wenn er Ausdauer und Talent zeige, ihn später sogar von der Lagerdiele in's Comptoir zu nehmen gedenke. Das beruhigende Bewußtsein, wieder freier Herr seines Handels zu sein und von keinem Dritten mehr abzuhängen, machte ihn ausgelassen heiter.

»Mit unsern Agenten habe ich bereits Rücksprache genommen,« sagte er, sich neben dem Bruder niederlassend und sich selbst eine Tasse Thee einschenkend. »Keiner hat sich geweigert, unsere Offerten zu acceptiren. Dies gibt uns völlig freie Hand und macht uns los von dem Menschen, den wir Beide verachten, dessen scheinbare Hülfe

wir aber doch in unserer fatalen Situation nicht entbehren konnten. Jetzt wird er Gift und Galle speien, denn er hat sich schmäählich verrechnet. Thut indeß nichts. Wer hart ist gegen Bedrängte im Augenblick der Noth, der mag später solche Härte immer ein wenig leiden. Das sind Zinsen, die eine gerechte Vergeltung auszahlt.«

»Du hast Recht,« versetzte der ältere Sonderling, »indeß halte ich es doch für klüger, wenn wir uns angelegen sein lassen, auch den Schein zu meiden. Böses wünsche ich Baumfahl nicht, nur abhängig von seinem Belieben mag ich länger nicht bleiben. Und wahr ist es: er nahm wenigstens die Miene an, als wolle er uns helfen.«

»Ja, Gott weiß es!« rief Felix aus. »Es war die Hülfe des Henkers, der gerufen wird, um einem armen Teufel die hanfene Schlinge kunstgerecht um den Hals zu legen, die ihn in die Ewigkeit befördern soll. Auch ich will ihm nichts Schlimmes wünschen, ihm auch kein Bein stellen, daß er darüber stolpert, wenn aber sein Banco-Conto ein wenig zusammenschmilzt, so kann ich den Filz deshalb nicht bedauern. Er trägt alsdann seinen haarbuschigen Kopf vielleicht weniger hoch als jetzt.«

»Hast Du meine Dispositionen geprüft?« fragte abbrechend der ältere Bruder.

»Sehr genau,« versetzte Felix, »und ich bin vollkommen mit Dir einverstanden. Herrn Silbermann, denk' ich, machen wir möglichst bald zusammen unsere Aufwartung. Er hat wahrhaft edel gehandelt.«

»Wie immer. Der Mann ist eine Perle als Geschäftsmann wie als Mensch.«

Felix sah nach der Uhr und stand auf.

»Es wird Zeit, daß wir gehen,« sprach er pressirt. »Die Freunde werden auf uns warten, und ich denke, wir dürfen uns heute eine kleine Zerstreung mit gutem Gewissen erlauben. Auch bin ich begierig zu erfahren, wie man außerhalb der Börse über die heutigen Coursnotirungen denkt und über die Abwickelungen am nächsten Ultimo.«

»Er wird vorübergehen wie immer,« versetzte der ältere Sonderling, »indeß möge dieser plötzliche Umschlag auch uns eine Warnung sein, und uns von jetzt an nicht mehr eine Ehre erblicken lassen in zu dreistem Wagen. Vor Allem aber halten wir uns fern von denen, die sich für ihre Dienstleistungen am liebsten durch eine Verschreibung bezahlt machen, welche am Verfalltage ihrem Aussteller Gut, Ehre, Leib und Leben kosten kann!«

Nach diesem Gedankenaustausch brachen die Brüder auf, geleiteten zuerst Dorthé nach ihrer Wohnung und verfügten sich dann in den Club, wo sie unter Freunden und Gleichgesinnten den Rest eines Tages zubringen wollten, der sie mit neuem Lebensmuthe erfüllt hatte.

DRITTES KAPITEL. GEFÄHRLICHES ZUSAMMENTREFFEN.

Das Schauspielhaus war heute überfüllt. Eine Oper, die man lange Zeit auf dem Repertoire vermißte, ward, neu einstudirt, mit trefflicher Besetzung gegeben. Außerdem trat eine berühmte Tänzerin auf, deren wunderbare Leistungen schon im Voraus von der Tagespresse als etwas ganz Außerordentliches geschildert wurden. In Folge dieser wiederholten Anpreisungen wallfahrteten am Abend

der Vorstellung wirkliche Freunde der Kunst wie bloße Bewunderer ungewöhnlicher Kunstfertigkeit schaarweise nach dem Musentempel. Eine doppelte Reihe von Privat- und Miethkutschen erfüllte die breite Straße, an der Kasse drängte man sich, als gälte es, den Eingang in das Paradies zu erobern, und im Parterre stand die Menge dicht gedrängt, Kopf an Kopf, stieß und trat sich, und war doch über alle Maaßen vergnügt.

Auch unser Freund aus Oberschlesien hatte sich mühsam einen Stehplatz erkämpft. Er wollte aber nicht die viel gepriesene Sylphide bewundern, sondern nur seinen Landsmann hören in der ihm zugefallenen Partie. Alfred hatte wiederholt diesen Wunsch geäußert, um einen ganz vorurtheilsfreien Beurtheiler über seine heutige Leistung zu vernehmen. Als solcher durfte Friedrich ihm gelten, weil dieser junge Virtuose noch nicht von der modernen Kritik in die Schule genommen worden war. Außerdem kannte Alfred dessen hohe Begeisterung für gute Musik und wußte, daß etwaige Mißgriffe dem feinfühlenden Freunde nicht entgehen, und gebührend von ihm gerügt werden würden.

Alfred jedoch übertraf sich heute selbst. Das Publikum überschüttete ihn mit Beifallsbezeugungen, und Friedrich konnte nicht umhin, einige Male selbst in das allgemeine Jauchzen von ganzem Herzen mit einzustimmen. Er bemerkte zu seiner freudigen Genugthuung, daß Alfred die Kunst viel ernster nahm, als das Leben. Auf der

Bühne war er ganz Diener und Jünger der Kunst, während er außerhalb derselben als sorgloser Bonvivant allerhand bedenkliche Allotria trieb.

Nach Beendigung der Oper verließ Friedrich Vollton das Haus, Die erhabene Stimmung, in welche ihn der hohe musikalische Genuß versetzt hatte, würde durch das Ballet paralysirt worden sein; und darin erblickte der junge Künstler eine Profanation der Kunst selbst. Ihm war leicht, als er in die freie Luft hinaustrat, und ein lauer West das süße Arom blühender Bäume ihm zuwehte. Anfangs ging er einige Male unfern des Schauspielhauses auf und ab, weil er glaubte, auch Alfred würde, berauscht von den erlebten Huldigungen, allen ferneren Gaukeleien den Rücken kehren. Bald aber sah er ein, daß er den Freund falsch beurtheilt habe. Die vor dem Hause stehenden Trupps lösten sich auf, Alles drängte wieder dem Innern zu, und die plötzlich eingetretene Stille verkündigte ihm den Anfang des Ballets.

Jetzt erinnerte sich Friedrich mit leisem Vorwürfe der Mittheilung, die sein Hauswirth ihm gemacht hatte, als er kurz vor Beginn der Oper auf wenige Minuten in seine Wohnung zurückkehrte. Der Lohndiener Höflich war dagewesen, um den Künstler in dringenden Angelegenheiten zu sprechen. Näheres konnte der Wirth dem Fragenden nicht sagen, da der Lohndiener sehr eilig war und sich auf weitere Auslassungen nicht einlassen wollte.

Unser Freund sah nach der Uhr. Eine Stunde konnte das Ballet wohl dauern, mithin blieb ihm Zeit genug zu einem Gange nach der Wohnung Höflich's. Er beeilte sich

nicht gerade, denn die milde Luft that ihm wohl nach der drückenden Schwüle in dem überfüllten Hause. Das Alster-Bassin lag blau und still vor ihm, wie ein verzauberter See. Weiße Schwäne zogen geräuschlos, hier einzeln, dort zu Paaren, über die glitzernde Tiefe, auf welche der Mond zitternde Silberflocken streute. Der Gedanke, ein Boot zu besteigen, hatte etwas so stark Verlockendes, daß er ihn sogleich zur That werden ließ, und wenige Minuten später ganz allein in grüner Jolle auf der breiten schönen Wasserfläche schwamm. Aus einem nahe gelegenen Garten erklang Hornmusik, weiter draußen, an den Ufern der Außenalster stieg knatternd ein Bündel funkelnder Raketten in die fast wolkenlose Luft, die weithin dunkelblaue Feuergarben und hellweiße Leucht-kugeln über Busch, Wiese und Wasser ausschütteten.

Friedrich unterhielt dies Schauspiel. Um es länger zu genießen, ließ er sich noch einmal herüber und hinüber rudern, wobei er das mondbeleuchtete, schöne Nachtbild, das rund um ihn wie eine verlockende Fata Morgana aufstieg, fest seinem Gedächtnisse einprägte. Endlich befahl er dem Jollenführer anzulegen. Schnellen Schrittes eilte er durch die nächsten Straßen und trat in Höflich's Wohnung. Statt des Lohndieners, der schon längst wieder in nothwendigen Geschäften ausgegangen war, übergab das Mädchen ihm eine Karte. Verwundert las er darauf den Namen ›Hans von Meldorf.

Er fühlte einen fast schmerzhaften Stich in seinem Herzen, denn er hatte alle Ursache, in diesem Augenblicke

sich Vorwürfe zu machen. Die Empfehlungen dieses gültigen Mannes, dem er sowohl in seinem jetzigen Aufenthaltsorte wie auch anderwärts freundliche Aufnahme verdankte, wäre wohl größerer Aufmerksamkeit werth gewesen. Friedrich fand aber nur Zeit zu einer mündlichen Danksagung, die er in den ersten Brief an seine Aeltern einfließen ließ. Später hatte er des wohlhabenden Herrn kaum noch flüchtig gedacht. Und nun war der Mann persönlich in Hamburg!

Viel langsamer, als er gekommen, ging unser Freund durch die mondbeglänzten Straßen wieder zurück. Er war unschlüssig, was zu thun wohl am Schicklichsten sei. Den Mann, der ihm Gönner gewesen, jetzt in seinem Hôtel zu besuchen, schien ihm bedenklich. Er war vielleicht gar nicht zu Hause. Das Theater konnte ja den Fremden eben so stark als die Einheimischen angezogen haben. Bald schien ihm dies gewiß, und in dieser Annahme lag für ihn selbst die beste Entschuldigung. Herr von Meldorf mußte es nur lobend anerkennen, daß ein Freund der Musik, ein ausübender Künstler, eine so viel versprechende Opernvorstellung, wie die am heutigen Abend, nicht versäumte. Damit war wenigstens für heute sein Nichterscheinen vor dem ehemaligen Mäcen vollkommen gerechtfertigt.

Was aber führte Hans von Meldorf jetzt in die große Handelsstadt? Er hatte ihm ja persönlich gesagt, als er sich zur Abreise aus der Heimath rüstete, daß die nächsten Jahre ihn festhielten auf seiner Besizung. Und nun

kam er plötzlich an, ohne daß ihm ein Brief vorausgegangen war! Das mußte etwas zu bedeuten haben; denn Herr von Meldorf war ein sehr besonnener Mann, der niemals ohne sehr triftige Ursachen Geld ausgab. Sollte er etwa gar die Absicht haben, seine Besorgung zu veräußern und sich in Hamburg niederzulassen?

Während sich Friedrich diese verschiedenen Fragen vorlegte, fühlte er seine Schulter berührt. Er wendete sich um und sah in Alfred's glückliches Gesicht.

»Philosophirst Du schon wieder oder bist Du verliebt?« fragte der dramatische Sänger, seinen Arm in den des Freundes legend. »Ich habe Dich wie eine Stecknadel gesucht auf allen Corridoren, und nun läufst Du hier herum und zählst die Sandkörner! Kopf in die Höhe und sag': hab' ich's halt g'scheidt gemacht oder ein Bissel dumm?«

»Ohne alle Phrase, Freund, ich bin zufrieden.«

»Aufrichtig?«

»Ganz und gar!«

»Das muß belohnt werden,« sagte Alfred ausgelassen heiter. »Wir soupiren zusammen. Keine Einrede! Es kommen wohl noch ein Paar von unserer Couleur dazu, vielleicht auch etwas Weibliches. Ich sage Dir, Freund, nimm Dich in Acht, falls die Signora mit darunter sein sollte! Allen Respect vor ihrer wunderbaren Muskelkraft, die es ihr erlaubt, fast horizontal in der Luft zu schweben, was mich betrifft, so bin ich doch unbedingt ein noch größerer Verehrer ihrer schönen glänzend schwarzen mandelförmigen Augen. Wer so glücklich war, ihr eine volle Viertelstunde lang unverwandt in diese verführerischen

Sonnen sehen zu dürfen, wie ich es thun konnte an meinem geschützten Standorte hinter den Coulissen, der hat ein Recht, über Brandwunden im Herzen zu klagen. Diese zu heilen, gibt es nur zwei Universalmittel. Entweder man entschließt sich, die Verbrennung fortzusetzen, oder man löscht den Brand mit schäumendem Rebenblut. Ein kluger Junggeselle muß zuerst das Letztere versuchen, will das nicht fruchten, nun dann – *lascia passare*.«

Wie immer, wenn der heitere Alfred seine unwiderstehlichen Fangschlingen handhabte, ließ sich Friedrich auch jetzt wieder umgarnen. Er saß bald an wohlbesetzter Tafel zwischen geschprächigen Kunstgenossen. Die trefflichen Weine, die man nicht in zu geringen Quantitäten genoß, lösten auch ihm die Zunge. Er streifte jegliche Schüchternheit ab, die ihm unter Vielen, auch wenn sie in gewissem Sinne seine Collegen waren, doch immer noch anklebte, und begann die drolligsten Geschichten zu erzählen. Da er dabei in seinen ursprünglichen Dialect fiel und der schelmische Alfred ihm tapfer secundirte, gestaltete sich die Sitzung für alle Theilnehmende genußreich.

Man war eben beim Nachtsche, als zwei hohe Frauengestalten in den Saal traten. Die Gesellschaft der jungen Männer verstummte sogleich oder dämpfte doch ihr bisher fast überlautes Gespräch.

»Bei Gott, da kommt sie!« lispelte mit verschmitztem Augenblinzeln Alfred dem redselig gewordenen Freunde zu.

»Wer ist die Dame?« fragte dieser in halber Zerstreung.

»Wer anders, als die Signora, die Göttliche, die mehr Liebenswürdigkeiten in ihrer Fußspitze besitzt, als ein halb Dutzend junger Evastöchter nordisch-germanischen Ursprungs.«

»Ich kenne sie ja nicht!« sagte Friedrich, sich entschuldigend.

»Kennst sie nicht und hast sie durch die Lüfte schweben sehen, zierlich und farbenschillernd wie eine Libelle?«

»Ich sah sie aber nicht, da ich Ballet nicht liebe.«

»Barbar! Ich hätte beinahe gesagt: Orang-Outang!« rief Alfred in komischer Entrüstung während die übrigen Herren die beiden Damen sorgfältig lorgnettirten. »Dafür sollst Du büßen. Ich bin zwar kein Baumfahl, der die Kunst nur nach dem Glanz neuer Farben und nach dem Schnitt der Kleider abschätzt, der wahren Schönheit gegenüber aber konnte ich mich nie gleichgiltig verhalten. Habe die Gnade, guter Junge, und folge mir. Signora Carità hat mich bereits erkannt. Ich weiß, daß es ihr angenehm sein wird, Unterhaltung zu finden. Auch Du gehörst zu den auserwählten Jüngern der Kunst, stehst also mit ihr auf gleichem Boden. Ich erlaube mir, Dich ihr vorzustellen, und bitte mir ganz ernsthaft aus, sei kein deutscher Bär, sondern ein civilisirter *galant' uomo!*«

Friedrich fand keine Zeit zu irgend welcher Gegenrede. Er sah sich der schönen Tänzerin gegenüber, ehe er sich besinnen konnte. Die Vorstellung geschah mit jener anmuthigen Leichtigkeit, die Alfred jederzeit zu Gebote

stand, und die Begrüßung Seitens der gefeierten Künstlerin war so liebenswürdig, daß unser Freund auf der Stelle von ihr gefesselt ward.

Durch den Genuß des Weines bereits angeregt, fiel es ihm nicht schwer, ein Gespräch mit Carità, wie sie sich nannte, anzuknüpfen. Sie sprach ein ziemlich reines Deutsch, nur mit etwas fremdartigem Accent, man konnte aber nicht ermitteln, ob diese Fremdartigkeit in der Betonung Natur oder Kunst sei. Friedrich nahm das Letztere an, ohne sich an diese kleine Heuchelei zu stoßen. Er fragte nicht, von wannen die schöne Zauberin mit den verführerischen Augen gekommen sei, ob aus dem heißen Süden oder dem kalten Norden. Er wußte nur, daß er sich unaussprechlich wohl befand in ihrer Nähe, daß ihre Worte seine Seele wie tönende Accorde berührten, daß ihre Flammenblicke sein Herz in Sonnenschein beteteten, mit einem Worte, daß er nie im Leben noch so ganz von dem wunderbaren Zauber weiblicher Grazie gefesselt worden sei.

Alfred hatte nicht nöthig, das Feuer zu schüren, dessen Flamme schon von allen Seiten um den Unerfahrenen zusammenschlugen. Die weichen, einschmeichelnden Worte der schönen Zauberin, die Lobsprüche, die sie seinen Compositionen machte, von denen sie einige kennen wollte, die natürliche Naivetät, die ihr Gespräch charakterisirte und sich Allen mittheilte, machten Friedrich willenlos zu ihrem Slaven. Er vergaß Nahes und Fernes, er achtete kaum noch auf die Stichelreden des Freundes, der ihn dieser gefährlichen Dame zugeführt

hatte. Als man sich erst spät nach Mitternacht trennte, klangen Friedrich immer nur die letzten sanften Worte der Tänzerin im Ohr, die ihn so schmeichelnd die Stunde nannten, wenn er sie am nächsten Tage treffen und sprechen könne. Er überhörte die neckenden Bemerkungen des Freundes und blieb ihm sogar eine Antwort auf die wiederholt an ihn gerichtete Frage schuldig: ob es ihm gereue, seiner Einladung gefolgt zu sein.

VIERTES KAPITEL. UNERWARTETER BESUCH.

An die Nachtschwärmereien großstädtischen Lebens war Friedrich noch immer nicht gewöhnt. Er mußte deshalb jedesmal, wenn er dieser Sitte sich hingab, dafür büßen. Auch heute stand er müde und verstimmt auf. Ein buntes Traumleben hatte die ganze Nacht um seine berauschte Seele gegaukelt. Aus jedem der schnell verschwindenden Nebelbilder trat die Huldgestalt der verführerischen Circe, bald als berückende Sylphide in schimmernder duftiger Umhüllung, die den Glanz ihrer Formen mehr zeigte als verbarg, dann wieder sahen ihn die dunkeln mandelförmigen Augen der koketten Schönen mit dämonischem Schmelz an, eine feine weiße Hand, ein voller Arm streckte sich nach ihm aus, und duftiges Seidenhaar küßte seine Stirn. Wildes Feuer pochte in allen Adern und sinnliche Begierden nahmen Besitz von seinem Herzen. Er erschreck, als die Sonnenhelle, welche sein Lager überstrahlte, ihn weckte.

Es war ein wunderbar schöner Morgen, so duftig, klar und warm, wie der Mai sie nur ausnahmsweise den norddeutschen Küstenländern gönnt, um nicht ganz seinen Ruf, daß er der schönste Monat im Jahre sei, zu verlieren.

Mürrisch kleidete sich Friedrich an, und doch wußte er nicht recht, weshalb er eigentlich mürrisch war. Er fühlte sich nicht unwohl, nur träg. Bald mußte er sich dehnen, bald gähnte er laut, daß er sich vor sich selbst schämte. In seinem Zimmer sah es durch seine eigene Schuld recht unordentlich aus. Der Stiefelknecht stand mitten im Zimmer, ein Stiefel steckte noch darin, der andere lag neben dem Sopha. Wie er dahin gekommen war, dessen konnte der Virtuose sich nicht erinnern. Auch der Rock hatte eine ungewohnte Stelle gefunden. Er hing auf einer der eisernen Ofenthüren. Dies Alles waren Zeichen, die unsern Freund laut der allergrößten Zerstreung, wo nicht noch schlimmerer Dinge, ziehen.

Aber er wußte ja, was er mit Signora Carità gesprochen hatte! Ihre Karte lag noch auf dem Spiegeltische, wohin er sie gestern Abend gelegt, auch erinnerte er sich ganz genau der Stunde, die sie ihm nannte, und er bedauerte nur, daß ihm bis dahin die Zeit ewig lang werden würde. Sonst vertrieb er sich Zeit und Grillen mit seiner Violine, heute hatte er für das ihn doch so theure Instrument gar keinen Sinn. Er sah immer nur die wunderbaren Augen, das köstlich-süße Lächeln des schönen Mädchens, und hörte das weiche melodische Geflüster ihrer anmuthig plaudernden Stimme.

»Ich fürchte, das wunderbare Weib hat mich behext, ich bin verliebt!« sagte er sich endlich selbst, ohne zu wissen, ob er sich über diese Entdeckung freuen oder ärgern sollte. Er war aber noch niemals wirklich verliebt gewesen, der arme Schelm, und darum labte er sich jetzt an dem Gedanken, daß er es doch endlich ganz ohne sein Zuthun glücklich soweit gebracht habe. »Alfred hat mich oft genug aufgezogen mit meiner Prüderie, wie er's nennt,« fuhr er, sich rechtfertigend, in seinem stillen Selbstgespräche fort, »jetzt will ich ihn zwingen, Respect auch vor meiner Leidenschaft zu haben. Und was mich freut und stolz macht, ist, daß ich meinen gewandten Freund gewissermaßen aus dem Sattel gehoben habe. Die Signora kannte ihn früher als mich, und doch gab sie nur mir so unverkennbare Zeichen ihrer Huld, daß ich wohl mit Recht dem Gedanken, ich müsse Eindruck auf sie gemacht haben, mich hingeben darf.«

Wahrscheinlich hätte unser Freund sich an diesem Gedanken noch lange erwärmt, wäre er nicht durch die Meldung gestört worden, daß ein fremder Herr nach ihm gefragt habe. Noch unschlüssig, ob er den ihm zgedachten Besuch annehmen oder sich verläugnen lassen solle, hörte er durch die halb offen stehende Thür seinen Namen nennen. Schamröthe bedeckte sein Gesicht beim Klange dieser ihm so wohl bekannten Stimme. Schnell die Thür vollends aufstoßend, trat er dem Ankömmlinge entgegen und reichte ihm mit freundlichem Gruße die Hand.

»Herzlich willkommen, Herr von Meldorf!« sprach er mit ungeheuchelter Freude. »Hätte ich ahnen können,

daß Sie hierher kommen würden, keine Minute wäre ich gestern aus dem Hause gegangen. Spät erst, zu spät erhielt ich Ihre Karte, und darum –«

»Komme ich selber und mache keine Umstände,« fiel Herr von Meldorf dem Virtuosen in die Rede. »Das fehlte noch, daß wir Landsleute, wenn wir uns in der Fremde treffen, erst anfragen ließen, ob es auch erlaubt sei, auf altdeutsche Manier einander die Hand zu drücken. Ich bin jetzt da, wie Du siehst, ich finde Dich munter, das ist mir lieb, und ich komme *sans façon* zu Dir, weil ich Deines Rathes bedürftig bin. – Na ja, ja, sieh' mich doch nicht bis auf's Rückgrat durch, ich mein' es halt gerade, wie ich sage!«

»Sie wollen doch keine Concerte geben?« sprach Friedrich ganz verblüfft.

Herr von Meldorf brach in herzliches Lachen aus, wobei er den Kopf zum Zeichen des Verneinens so heftig schüttelte, daß sich die künstliche Haartour, die er trug, verschob, wodurch er ein verwegenes Aussehen bekam. Es war ein kleiner, wohl genährter Herr mit rothem Weingesicht, das ein paar lustig blitzende Augen belebten. Seine Kleidung ließ erkennen, daß er noch immer etwas auf das Aeußere gab, denn wenn sie auch nicht völlig modernen Zuschnitt zeigte, konnte der Stoff doch die Prüfung jedes Kenners aushalten.

»Nein, Herzensjunge, Concerte will ich hier nicht veranstalten,« sagte er, sein Lachen in einem Hustenanfall erstickend. »Da würden sie mich nach dem, was ich gestern in der Oper zu hören bekam, schön ablaufen lassen.

Meine Griffe würden nicht stimmen, wie es überhaupt nirgend mehr stimmt. Doch um nicht Eins über das Andere zu vergessen, sage mir vor Allem: wie ist's Dir gegangen? Hat es geglückt und hast Du gute Aussichten für die Zukunft? Deine Alten thaten grausam geheimnißvoll, und haben mir von all' Deinen Briefen keine einzige Zeile sehen lassen. Wäre ihnen dieser Geheimnißkrämerei wegen beinahe böse geworden. Da mußte ich aber gleich wieder an Dein Spiel, an Deine festen Doppelgriffe denken, die Thränen traten mir in die Augen, und anstatt zu zanken, schüttelte ich dem alten Ehepaare gerührt die Hände.«

»Sie sind unser Aller uneigennützigster Freund!« sprach Friedrich, die volle Hand des musikliebenden Gutsbesitzers ebenfalls in aufrichtigem Dankgefühl drückend.

»Potz Geigen und Klarinetten, laß das! Du weißt, ich mag nichts davon hören. Gib mir lieber einen klugen Rath.«

»In welcher Angelegenheit, Herr von Meldorf?«

Der Gutsbesitzer sah unserm Freunde offen in's Gesicht.

»Verworfen hast Du Dich doch nicht in diesem nordischen Sodom und Gomorrhä?«

»Ich hoffe es nicht.«

»Glaub's, glaub's Dir auf's Wort. Dennoch verwerfen sich hier viele. Was macht Herr Baumfahl?«

Diese unerwartete Frage beunruhigte Friedrich. Er hatte den reichen Rentier seit der Silbermann'schen Soirée nicht mehr gesprochen, und er mußte sich, wie ihm dies

oft begegnete, auf einer kleinen Unterlassungssünde ertappen. Indeß half er sich mit einer ausweichenden Antwort.

»Schon gut, schon gut,« unterbrach ihn Herr von Mel-dorf, dem offenbar wenig daran lag, ob sein Schützling oft oder gar nicht in Baumfahl's Hause verkehrte. »Ich will von Dir eigentlich weiter nichts wissen, als wofür man diesen Baumfahl hier hält.«

»Für einen schwerreichen Mann, denk' ich. Er spricht am liebsten nur von Banco, und soweit bin ich bereits eingeweiht in die hiesigen Verhältnisse, um es zu wissen, daß Leute, welche dieses Wort tagtäglich im Munde führen, hier des besten Renommée's genießen. Der Besitz von Banco ist hier ein *passe-partout*, wie anderwärts, etwa in unserer Provinz ein Ordensbändchen im Knopfloch.«

»Also gut ist der Mann?«

»Gut im kaufmännischen Sinne?« wiederholte Friedrich. »Gewiß und wahrhaftig!«

»Na, na, na, na! Wahrhaftige Dich halt nicht in die Hitze hinein!« versetzte der Gutsbesitzer mit krauser Stirn. »Bei Geschäftsleuten kann man das nie genau wissen, am wenigsten bei solchen, die mit großen Summen spielen. Wenn Herr Baumfahl so grausam viel Geld hat, daß er gar nicht weiß, wo er damit bleiben soll, warum kündigt er mir denn Knall und Fall das Kapital, das auf meinem Gute steht? Die Hypothek kann nicht besser sein; es gönnte sie sich wohl Mancher, der nur schlechte besitzt. Meinethalb soll er auch das Geld haben, nur paßt es mir

gerade nicht in diesem Jahre. Ich habe ein neues Dach auf meine Scheuern setzen und eine Dreschmaschine anschaffen müssen, und Beides kostet mehr als einen Pappstiel. Baar Geld aber ist rar in der Provinz von wegen der Ueberschwemmungen, die uns wacker ruinirt haben. Soll ich also Geld schaffen, so muß ich mehr Prozente geben, als ich will und gewohnt bin, und das kann wieder meinem eigenen Credit und Ruf nachtheilig werden. Um nun gleich mit einem Male die Sache abzumachen, setzte ich mich auf meine Karrete und ließ mich nacher Breslau kutschieren. Von da bin ich in zwei Tagen hieher gerutscht. Aber ich sag' Dir, Fritz, die Knochen im ganzen Leibe thun mir weh' von dem Schmeißen auf den Holzbänken im Eisenbahnwagen!«

»Sie fahren doch nicht dritter Klasse?«

»Na wo denn sonst? Nummer Zwei sah mir zu vornehm aus, und weißt Du, Fritz, ich sitz' halt nicht gern lange auf so weichen Kissen. Davon krieg' ich eine Hitze, daß ich aussehe wie eine Stalllaterne. Rückwärts aber setze ich mich ganz allein in Nummer Eins. Und damit mir die Zeit nicht lang wird, nehme ich mir ein paar Fläschchen von der Sorte mit, die ich gestern Abend vor Schlafengehen probirt habe. Famoses Gewächs, Fritz! Sollst es heute oder morgen bei mir kosten! Ich hab' darauf geschlafen, wie Lazarus in Abraham's Schooß.«

»Ach ja, man weiß hier zu leben,« sagte Friedrich, »dafür verstehen sie auch das Anschreiben aus dem Grunde.«

»Glaub's unbeschworen! Aber sag' mir, Fritz, wo wohnt Herr Baumfahl und wenn kann ich ihn am sichersten treffen? Ich laufe hier herum wie ein Wilder. Fragen mag' ich nicht, weil ich besorge, es könnte mich Einer auslachen, und allein finde ich mich schwer zurecht, denn ich habe gar keinen Ortssinn. Gestern gleich nach meiner Ankunft wollte ich mir den Hafen besehen, um doch endlich einmal ein Seeschiff begucken zu können. Ich frage also den Kellner im Hôtel. Geht der Kerl weg, kommt zurück mit einer ewig großen Karte, legt die vor mich auf den Tisch, dreht sich die Tülle über der Stirn noch um ein paar Zoll höher, und fingert nun kreuz und quer auf dem Grundrisse herum, daß ich zuletzt ganz verwirrt werde. Wie ich endlich allein aufbrach, weißt Du, wohin ich kam?«

»Nun wohin denn?«

»Vor's Dammthor bin ich gelaufen, und war doch vom Fahren schon so müde, wie ein Jagdhund! Um mich auf dem Rückwege nicht abermals zu verirren, stieg ich in einen Wagen. Es freute mich, daß der Fuhrmann so artig war, und mich selbst dazu aufforderte. Er fragte, wohin ich gefahren sein wollte? – An's Stadttheater, wo die Oper gegeben wird und das Ballet, gab ich zur Antwort. Er nickte lächelnd, ich steige ein, sitze prächtig, und fahre nun, daß es eine Lust war. Nach einer vollen Stunde hält der Wagen. Der Kutscher steigt ab, öffnet den Schlag und sagte:

»Da sind wir endlich!«

»Es war gerade Theaterzeit und ich freute mich nochmals, daß der Mann so höflich war und mir den Wagen

anbot. Ohne ihn hätte ich Gott weiß wie lange noch in der Irre herumlaufen können, und sicherlich keine Oper gehört.«

»Und was mußten Sie zahlen?«

»Das weiß ich wahrhaftig nicht, Fritz, denn Ihr habt hier ein ganz albernes Geld, in das ich mich nicht finden kann. Ich gab dem freundlichen Manne einen preußischen Thaler und erhielt vier oder fünf kleine silberne Dinger wieder – Schillinge, glaub' ich, heißt das Zeug. In Schlesien hätte mir wohl Keiner aus freien Stücken etwas wieder gegeben. Da heißt es in solchem Falle immer: es geht gerade auf.«

Friedrich mußte lächeln, denn es vergnügte ihm, daß es seinem Gönner aus der Provinz jetzt ungefähr eben so erging, wie ihm selbst, und um ihn den Genuß nicht zu verderben durch unzeitige Aufklärungen, sagte er nur:

»Ja, Herr von Meldorf, die Leute sind hier merkwürdig ehrlich! Das macht, es gibt keine Armuth, wie bei uns im Gebirge. Alle haben vollauf Verdienst, und an Geld mangelt es höchstens denen, die allein von ihrem Gelde leben wollen.«

»Da haben wir's!« versetzte der Gutsbesitzer. »Sicherlich gehört Baumfahl zu dieser neumodischen Menschen-sorte. Darum kündigt er mir sein Geld, und ich kann noch ein paar hundert Thaler dazu auf die Landstraße werfen, nur, um den Nimmersatt immer mehr voll zu propfen und jetzt, Fritz, steh' mir bei. Sollst es nicht bereuen! Wenn Du als berühmter Violinspieler wieder nacher Schlesien kommst, laß ich Dich halt mit Vieren auf mein

Gut holen, und lade zu dem Quartett, das ich dann arrangiren will, fünf Meilen in der Runde alle Pastors und Cantorsleute, die 'was von Musik verstehen, zu mir ein. Dann will ich mir auf Dich, meinen Pflegling, eine rechte Güte thun. Und nun sag', wo treff' ich den Geldmenschen?«

»Ich geleite Sie bis zu seinem Hause, Herr von Meldorf,« sagte Friedrich. »Haben Sie nur ein paar Augenblicke Geduld. Unterwegs erzählen Sie mir, wie meine Aeltern sich befinden, ob sie mit mir zufrieden sind, und was Sie sonst mögen.«

»Recht so, Fritz, und heute Abend bist Du mein Gast.«

»Morgen, Herr von Meldorf, morgen! Für heute habe ich schon zugesagt.«

»Du bist also gesucht? Freut mich. Zu morgen Abend denn.«

Friedrich sagte dem Gönner durch herzhaften Handschlag zu, warf sich rasch in Anzug und führte ihn auf einem ziemlichen Umwege durch die gewühlvollsten Straßen nach Baumfahl's glanzvoller Wohnung.

FÜNFTES KAPITEL. WEIBERLAUNEN.

Alle Dampfböte, welche nach Blankenese führen, waren heute stark besetzt. Der sonnige Tag, die klare Luft, deren Abglanz dem trüb rollenden Strome eine mattblaue Färbung gab, lud Einheimische und Fremde zu einer Lustfahrt nach diesem interessanten und malerisch gelegenen Schifferdorfe ein. Auf jedem der abgehenden Boote spielte eine Musikbande heitere Melodien und Tänze. Kunstgerecht war der Vortrag dieser Musikanten

freilich nicht, darüber sah man indeß hinweg. Verrauschten doch die schwellenden Töne über dem breiten Strome, zwischen dem Mastenwalde, der hüben und drüben das Fahrwasser begränzte.

Friedrich hatte Carità diese unterhaltende und genußreiche Partie in Vorschlag gebracht. Er selbst war zwar nur einmal stromabwärts bis Blankenese gefahren und kannte noch wenig genug von den versteckteren landschaftlichen Reizen der hohen Stromufer mit ihren bewaldeten Schluchten, trotzdem konnte er bei einer ganz fremden Persönlichkeit doch leicht den Cicerone machen.

Carità erfreute sich wie ein Kind an den prächtigen Uferhöhen, die jetzt im schönsten Blüthenschmuck des Lenzes sonnenbeglänzt an ihrem Auge vorüberglitten. Lebhaft, wie sie war, fragte sie mehr, als Friedrich antworten konnte, und ergötzte sich an der lustigen Unkenntniß ihres Ritters. Um vieles Wissen war es der schönen Tänzerin überhaupt nicht zu thun. Sie wollte nur Abwechslung, täglich neue Anregungen, vielleicht auch eine kleine Emotion, um des Lebens Einerlei mit etwas Würze zu bestreuen. Friedrich gefiel ihr außerordentlich, weil er von ihrem Wesen augenblicklich unter allen Männern, die sie kannte, am meisten bezaubert war. Was sie wünschte, that er, selbst vor einer Tollheit würde der junge Mann ihr zu Liebe nicht zurückgeschreckt sein.

Carità war unbefangen und ehrlich genug, dem neu gewonnenen Freunde dies merken zu lassen und ihm dafür sich dankbar oder erkenntlich zu erweisen, von tiefer Leidenschaft aber, von einer wirklichen Neigung zu

Friedrich wußte ihr flatterhaftes Herz nichts. Daß auch unser unerfahrener Freund dies ahnte, müssen wir bezweifeln. Die dunkeln Sammetaugen des schönen Mädchens hatten ihn gänzlich berückt. Er war trunken in ihrem Anblick und wünschte sehnsüchtig eine Gelegenheit herbei, ihr seine Leidenschaft, seine Liebe gestehen zu können.

Das menschen erfüllte Deck des Dampfbootes war dazu freilich kein geeigneter Ort, obwohl es eine vollkommen ungenirte Unterhaltung gestattete. Denn als Fremden fehlte es sowohl Friedrich als Carità unter den auf- und abwandelnden Passagieren an Bekannten.

Blankenese's Lage entzückte die anmuthige Schöne. Sie hing sich lachend an den Arm ihres Begleiters, um über den schmalen Bretterweg, welchen Jeder zuerst betreten wollte, tänzelnden Schrittes dem Lande zuzueilen. Auf der Höhe des Uferhanges angekommen, erspähte sie mit scharfem Auge sogleich den schönsten Punkt im Wirthschaftsgarten des Fährhauses, und nahm ohne Umstände davon Besitz.

»Hier will ich vorläufig ein paar Stunden lang die Königin spielen,« sprach sie zu Friedrich, den Handschuh abstreifend und ihm vertraulich die tadellos feine Hand reichend, während der halb geöffnete rosige Mund die glänzenden Perlenreihen der schönsten Zähne zeigte. »Gehen Sie, mein Freund, und machen Sie einen der grünbeschürzten Kellner durch eine beliebige Bestellung glücklich. Sie schielen alle schon zu uns herüber, weil sie meinen, wir seien ein ganz enorm reiches Ehepaar, das eben

vom Traualtare kommt. Können Sie sich wohl vorstellen, wie solch einem jungen Paarer Muthe sein mag? Ich kann's nicht.«

Carità kehrte Friedrich, dem bei diesen Worten das Blut in's Gesicht stieg, den Rücken zu, indem sie das Umschlagetuch von kostbarem Stoffe von den vollen Schultern fallen ließ und mit einem reich in Gold gefaßten Operngucker die Gegend betrachtete. Unser Freund blieb wie verzaubert stehen.

»Es zieht doch nicht,« sagte er, weil ihm eine vernünftiger Frage nicht einfiel.

»Ziehen? Mein Gott, was geht mich der Zug an. Lassen Sie es stürmen, regnen, meinethalb auch schneien, ich finde es unvergleichlich schön hier, und darum werde ich mich auf diesem Posten zu behaupten wissen.«

Friedrich ging und bestellte feines Gebäck nebst Champagner. Der Kellner, dem er diesen Auftrag gab, ward so geschmeidig, daß er bei der Verbeugung einen rechten Winkel bildete. Carità sah die Complimente des jungen Menschen von Weitem und amüsirte sich königlich.

»Das haben Sie gut gemacht, lieber Freund,« sprach sie, Friedrich abermals das schöne warme Händchen reichend, dessen Berührung ihn wie elektrisches Feuer durchbebte. »Der Mensch hält uns jetzt sicherlich für hochadlig. Wissen Sie, daß ich gern recht 'was Vornehmes scheinen mag? Es empfiehlt nichts mehr in der Welt, als Schönheit, vornehme Geburt und Geld, alles zusammen mit Geld aber am meisten. Ich strenge daher auch alle meine Kräfte an, um recht viel Geld zu verdienen.

Gelingt es mir, reich zu werden, dann kaufe ich mich an, wo es mir gefällt, errichte einen Musenhof, und umgebe mich mit lauter geistreichen, talentvollen Menschen.«

»Es würde dies der schönste Musenhof werden, den die Welt jemals gesehen hätte, und Ihre Gegenwart würde ihn zugleich zu einem Minnehof umgestalten.«

»Sie kämen doch auch und huldigten mir?« warf Carità leicht hin, wieder auf den Strom blickend, über dessen kaum bewegtem breiten Spiegel mehrere große Schiffe mit halb gerefften Segeln majestätisch fortzogen.

Friedrich ließ den perlenden Wein in die Gläser schäumen.

»Auf baldige Verwirklichung dieses herrlichen Wunsches

Carità nickte dankend, stieß an und schlürfte den Schaum. Musik hallte herauf vom Strome, dunkler Rauch wirbelte über den halb im Gebüsch versteckten Häusern auf, und gleich darauf ward der Rumpf des zu Berg fahrenden Dampfschiffes sichtbar.

Es war inzwischen ziemlich lebhaft im Garten geworden. Um die meisten Tische gruppirten sich kleine Gesellschaften, und was einen festen Platz entweder nicht fand oder verschmähte, wandelte beobachtend von Tisch zu Tisch. Carità unterließ nichts, die Aufmerksamkeit Aller auf sich zu lenken. Sie sprach lebhaft und viel, neckte sich in der anmuthigsten Weise mit Friedrich und machte gleichzeitig von dem Feuerblick ihrer Augen einen so wirksamen Gebrauch, daß alsbald ein ganzes Chor entfernter Bewunderer sich zusammen fand.

Friedrich verdroß diese herausfordernde Koketterie, und doch hatte er nicht den Muth, der liebenswürdigen Zauberin Vorwürfe darüber zu machen. Er dachte vergeblich nach, wie er es sie wissen lassen solle, daß ihr Benehmen vielleicht Anstoß erregen könne. Allein Carità verstand es, den ängstlichen Freund durch sanfte, schmeichelnde und bittende Blicke so ganz sich unterthan zu machen, daß dieser nicht weiter auf das Geflüster der Umgebung achtete. So erreichte die Schöne ihren Zweck. Sie behauptete ihren Platz und machte sich selbst zum beachtetsten Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft.

»Jetzt gibt es Keinen,« flüsterte sie, das letzte Glas Champagner schlürfend, Friedrich zu, »der nicht von mir spräche, und das ist's, was ich will, wenn ich unter ein gemischtes Publikum gehe. Einer erkundigt sich bei dem Andern, Jeder will der Klügste sein, und weil doch Keiner mich kennt, belügen sich Alle. Das ist ein kostbarer Spaß. Sie haben noch den ganzen Abend davon zu sprechen. Wollen wir sie aber recht in Harnisch bringen, so müssen wir uns jetzt mit fürstlich stolzen Schritten entfernen und spurlos verschwinden. Haben Sie Lust dazu?«

Friedrich war schon aufgesprungen. Er stieß dabei an den Tisch, eins der Gläser rollte herab und zerbrach. Sparsam, wie er war, wollte er es aufheben.

»Nicht um die Welt!« raunte die Schöne ihm zu. »Fallen Sie den Dienern nicht in ihr Amt! Kommen Sie! Vornehme Leute kümmert kein Verlust; das überläßt man dem sparsam lebenden Spießbürger.«

Carità forderte Friedrich auf, ihr das Tuch wieder lose um die Schultern zu legen. Sie dankte mit dem anmuthvollsten Lächeln, gab ihm selbst den Arm, drückte diesen an sich und schritt, scheinbar nur Augen für den jungen Mann habend, mitten durch die umherstehende Menge, die dem schönen Paare verwundert nachsah.

Als der Gesellschaftsgarten hinter ihnen lag, lachte sie übermüthig.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, wie köstlich ich mich amusire,« sprach sie. »Ich sehe im Geiste, wie die Zurückgebliebenen jetzt die Köpfe zusammenstecken und uns die allerphantastischsten Titel beilegen. Mir klingt schon das linke Ohr, Ihnen nicht auch?«

Unserm Freunde klopfte indeß das Herz zu stark, um das Klingen des Ohres, falls es sich wirklich hören ließ, zu vernehmen. Er war zufrieden, dem Menschenstrudel glücklich entkommen zu sein, und wünschte nun nur noch Gelegenheit zu finden, um das Herz seiner schönen Begleiterin in Bezug auf seine Person ergründen zu können.

Noch während ihres Aufenthaltes im Garten hatte sich die Luft im Westen verdunkelt. Die Temperatur war schwül geworden. Jetzt erhob sich der Wind, die Sonne verschwand hinter fliegendem Gewölk, und bisweilen fielen vereinzelte Regentropfen.

»Es scheint ein Gewitter im Anzuge zu sein,« sagte Friedrich, die reiche Kleidung seiner Begleiterin bedenklich musternd. »Ich denke, wir gehen hier in diesen Park.

Dort wird eine der Eremitagen uns Schutz gewähren gegen ein vorüberbrausendes Unwetter.«

»Thun wir das,« meinte Carità, nahm abermals den Arm des jungen Mannes und schritt jetzt, auf einmal still werdend, gesenkten Hauptes neben ihm her.

Friedrich war das Herz so voll, daß er vor Ueberfülle keine Worte fand. Erwartete das anmuthige Geschöpf eine Erklärung von ihm oder wollte sie ihn nur reizen, um, wenn er seinen Gefühlen freien Lauf ließ, sich desto ausgelassener über ihn lustig machen zu können?

Keines Entschlusses fähig, vertraute er dem Zufall. Sie traten inzwischen in den Park, der bereits von mehreren Gruppen Besuchender nach allen Seiten hin durchpilgert ward. Carità ward abermals gesprächig und lobte die Anlagen. Sie fand Vieles unvergleichlich ›lieb‹, wie sie sagte, Manches göttlich; nur die graue Luft, die jetzt kältend durch die Wipfel der Bäume strich, wollte ihr nicht gefallen.

»Im Arnothale ist es doch schöner,« sagte sie, unter einen breitchigen Ausschau tretend, von dem man den ganzen Elbstrom bequem überblicken konnte. »Kennen Sie Florenz?«

Friedrich verneinte mit einem tiefen Seufzer.

»Sie seufzen? Sind Sie nicht glücklich?«

Carità's Augen ruhten liebevoll auf dem Antlitz unseres Freundes. Ein rother Blitz zerriß in zackigen Krümmungen die schwärzliche Wolkenwand jenseits des Stromes. Auf den vorübersegelnden Schiffen reiften geschäftige Hände behend die Segel ein.

»Sie können fragen?« entgegnete Friedrich, und legte seine Hand auf die Schulter des schönen Mädchens.

Carità duldete diese vertrauliche Berührung. Ein Windstoß warf das leicht umgeschlagene Tuch zur Erde, Regenschauer stäubten herein, Strom und Landschaft verschwanden in feuchtem Grau.

Friedrich faßte die Schöne rasch entschlossen um die schlanke Taille und zog sie mit sich fort.

»Es hängt von Ihnen ab, mich glücklich zu machen,« sagte er, ihre Hand erfassend und sie an seine Lippen ziehend. »Wollen Sie mich anhören? Wollen Sie gestatten, daß ich an Ihrer Seite, an Ihrer Hand jene herrlichen Gefilde am Arno kennen lernen darf?«

Wieder ruhte Carità's Auge auf ihm. Sie ließ ihm die Hand, aber sie sagte mehr mitleidig als ermunternd.

»Armer Freund! Unsere Wege ähneln sich zwar, dennoch aber vereinigen sie sich nicht.«

Der Regen prasselte in Strömen, Blitze zuckten hüben und drüben, und der Donner rollte dumpf hoch über den Häuptern der sich einsam Wähnenden.

»Und Sie konnten so grausam sein, mir das Paradies zu zeigen, um es gleich darauf für immer wieder verschwinden zu lassen?«

»Sie wünschten es ja, mein Freund,« versetzte Carità gelassen, »und jetzt, nachdem wir uns vergnügt haben, lassen Sie uns wieder recht verständig sein. Man beobachtet uns, ja ich glaube sogar, man lacht. Wenn nur kein böser Schalk unsere Zärtlichkeitsmienen bemerkt hat!«

Friedrich sah sich um. Er hörte es wirklich hinter den Büschen rauschen, und glaubte sogar Geflüster und leises Gekicher zu vernehmen. Sein Blut beruhigte sich wieder, er mußte sich mit Beschämung sagen, daß er sich von der verführerischen Schönen zu weit habe fortreißen lassen, und ihr doch eigentlich noch Dank dafür schuldig sei. Um sich keine zu große Blöße zu geben und in den Augen Carità's wenigstens nicht gar zu lächerlich zu erscheinen, erkünstelte auch er eine unbefangene Miene.

»Ich bewundere Ihre Lebensklugheit, Signora,« sagte er, mit ritterlicher Galanterie sie nach den breiteren Gängen führend, auf welchen jetzt nach dem schnell vorübergezogenen Gewitterschauer bereits wieder wandelnde Gruppen sichtbar wurden. »Sie haben sich heute einen dankbaren Schüler erzogen. Eingedenk des Wortes, daß unsere Wege sich ähneln, nicht aber sich vereinigen lassen, hoffe ich Ihnen noch oft wieder zu begegnen. So oft dies geschehen mag, lassen Sie uns der heutigen Lustfahrt gedenken und über das, was wir jetzt Gegenwart nennen, recht herzlich lachen.«

Carità lächelte sehr fein, als sie ihre Hand sanft in die ihres Begleiters legte. Unser Freund bestellte einen Wagen, um der Signora die reizenden Parteen, welche den Landweg nach Hamburg umgeben, zu zeigen. Er war heiter und gesprächig während der Rückfahrt, eine Aeußerung der Zärtlichkeit aber kam nicht über seine Lippen. Ein glückliches Ungefahr hatte ihn einer großen Gefahr entrissen.

SECHSTES KAPITEL. DER SPECULANT IN BEDRÄNGNISS.

Gebrüder Sonderling wurden von allen Seiten mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit behandelt. Während seit Jahren mancher vorsichtige Geschäftsmann ängstlich auf die Unternehmungen des speculativen Brüderpaares geblickt hatte und nur zagend eine früher angeknüpfte Verbindung mit demselben forterhielt, drängte man sich jetzt um die schnell zu hohem Ansehen Gekommenen. Die Firma stand geachteter da, denn je. Sie besaß reichliche Mittel und einen fast unbegrenzten Credit. Alle Verbindlichkeiten waren erfüllt. Niemand konnte sich über eine, selbst erlaubte, Verzögerung beschweren.

Baumfahl sah diesem Aufschwunge der Brüder stimrunzelnd und neidischen Blickes zu. Er vermochte ihn nicht zu hindern, er mußte als rechtlicher Mann sich sogar des Glückes freuen, das den mit Anstrengung aller Kräfte gegen ein furchtbar drohendes Unheil Ringenden treu geblieben war. Sein Egoismus, seine Habsucht, sein unersättlicher Durst nach Gold erlaubten ihm dies jedoch nicht. Als er bereits die Gewißheit erlangt hatte, daß die Verschreibung der Brüder lange vor Ablauf der Zeit eingelöst werden würde, sann er noch immer auf Ausflüchte. Er war fest entschlossen, das Alleräußerste zu versuchen und wenigstens durch Weiterungen die Ordnung der Angelegenheit so lange wie möglich hinzuhalten. Seine Verluste, obwohl sie ihn nicht stürzen konnten, machten ihn unruhig und ungerecht gegen Andere. Eine

Hast, die man früher nie an dem stets kaltblütigen Manne gekannt hatte, charakterisirte jetzt sein Auftreten, wie sein Handeln. Er gehörte zu den unruhigsten Börsenbesuchern, zu den unschlüssigsten Speculanten. Kaum hatte er für irgend ein Papier eine gute Meinung gefaßt, so konnte er durch die unabsichtlich hingeworfene Aeußerung eines Andern in der nächsten Minute wieder andern Sinnes werden.

Diese Unsicherheit im Handeln, die etwas Verwandtes mit Leidenschaftlichkeit hatte, mußte seinem Rufe als Geldmann schaden. Nur Wenige hielten ihn noch für eine Art Wetterglas an der Fondsbörse, wofür er doch bisher gegolten hatte. Wenn er sonst bei einer Frage seine starken Augenbrauen zu spitzen Winkeln zusammenzog, so hielten dieses stumme Mienenspiel unter Zehn gewiß Neun für einen abmahnenden Warnungsruf. Das war jetzt anders geworden. Man achtete nicht mehr auf Baumfahl. Sein Urtheil hatte allen Werth verloren.

Bedeutend unangenehmer gestalteten sich noch die Verhältnisse für den Rentier, als man erfuhr, daß sein Eigensinn oder ein hartnäckiges Mißverstehen des eigenen Vortheils ihn veranlaßte, die Gebrüder Sonderling bis zur Klage zu treiben. Die Sachen lagen zu klar, als daß irgend Jemand über deren Entscheidung hätte in Zweifel sein können. Baumfahl mußte sich in das, was er von seinem Standpunkt eine Abscheulichkeit nannte, fügen. Gegen Erlegung der vorgeschossenen Geldsummen ward ihm anbefohlen, die verpfändeten Speicher dem Brüderpaar wieder auszuliefern.

Es war ein entsetzlicher Tag für den habgierigen Mann, als er gegen Empfang der großen Summen, die er den Brüdern unter Auslegung der härtesten Bedingungen vor einigen Monaten eingehändigt hatte, die Schlüssel wieder auslieferte. Er brach zusammen, als habe der Schlag ihn getroffen. Niemand durfte zu ihm kommen. Den Leibdiener jagte er unter heftigem Schelten aus dem Zimmer, verschloß die Thür und fiel dann wie leblos in die weichen Polster des Lehnstuhles. Mit auf die Brust gesenktem Haupte, die Augen halb geschlossen, bald mit seinen eigenen Fingern, bald mit der schweren goldenen Uhrkette spielend, die er täglich trug, saß er lange. Er sprach kein Wort, nur Seufzer stieß er aus oder die breiten Lippen murmelten unverständlich einen Fluch. Wenn er die braunen Augenlider aufschlug, sah er stier vor sich hin, als sei er geistig vollkommen abwesend. Nur etwa vier bis fünfmal im Verlauf einer vollen Stunde wiederholte er halblaut die Worte:

»Eine halbe Million Banco verloren!«

So ganz vertieft in seinen Schmerz – wenn man die Gefühle, denen er sich hingab, so nennen kann – war Baumfahl, daß er das tiefe Stöhnen überhörte, welches mit Unterbrechungen im Nebenzimmer vernehmbar ward. Wie konnte es auch anders sein! Von Jugend auf achtete Baumfahl nichts als den Besitz geprägten edlen Metalles. Der Wunsch, leichter zu verdienen, trieb ihn in die neue Welt; hier gelang ihm, wie wir wissen, Alles, da er keine Rücksichten kannte. Sein Glück machte ihn stolz und eingebildet. Der reich gewordene Mann verachtete

Jeden, der nicht gleiche Wege ging. All sein Wissen, seine ganze Religion, wenn man so sagen darf, concentrirte sich in den vier Worten, die er stets im Munde führte: ›Geld ist das Höchste!‹ Mit diesen Worten demüthigte er den Geldsuchenden, mit ihnen schmetterte er den Bitenden und Bedürftigen nieder. Sie waren in seiner Hand Zuchtruthe und Zauberstab, je nachdem er geneigt war, sie anzuwenden. Und nun hatten verfehlte Speculationen ihm Hunderttausende gänzlich geraubt, und andere Hunderttausende, die er nicht verdienen, sondern durch kluges Combiniren gleichsam gewinnen wollte, entrollten seiner Hand, die sie bereits sicher zu halten glaubte.

»Ja, Geld ist doch das Höchste!« rief der Niedergeschlagene jetzt abermals aus und faßte krampfhaft in die Sammetpolster des Lehnstuhles. »Wir müssen wieder auf alle Weise Banco machen.«

Er stand auf, seine finstere Stirn verrieth, daß er dachte, aber noch zu keinem festen Entschlusse kommen konnte.

Geräuschlos wandelte er über die weichen buntfarbigen Teppiche, deren gewirkte Blumen mit ihren lebhaften Farben im hereinfallenden Sonnenschein prächtig glänzten. Baumfahl ließ die Rouleaux nieder, denn ihn ärgerte das schöne Wetter. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn es furchtbar gestürmt hätte. Auch konnte er nicht leiden, daß die Gegenüberwohnenden Zeuge der Qualen wurden, an denen er augenblicklich litt.

»Wenn es doch aus allen Himmelsgegenden zugleich stürmte und Schiffe an allen Küsten scheiterten!« sagte

er, zähneknirschend die Hände ballend und ohnmächtig gegen den Himmel dräuend. »Ich will ja verlieren, wer muß es nicht? – aber ich will nicht allein verlieren! ... Bricht der Orkan Masten, kentert der reich befrachtete Segler, ersäuft er Menschen – gut, so gibt's auch Kummer und Sorgen für Andere. ... Bankerotte brechen aus, Weiber und Mütter ringen die Hände um ihre verlorenen Männer und Söhne – Dieser und Jener nimmt sich wohl auch das Leben. ... Das tröstet, das hilft die eigenen Schmerzen lindern. ... Aber nein –« fuhr er fort, und sein Gesicht verzog sich zur teuflischen Fratze – »der da oben hört mich nicht, ich mag ihn bitten, wie ich will. Grad' weil mich's ärgert, läßt er die Sonne scheinen, und während ich wimmere, lachen Andere, meine Feinde, das Lumpengesindel, das sonst immer Geld brauchte und wenn ich's begehrt hätte, auf den Knien bis zu meinen Füßen gerutscht wäre. – So mächtig ist das Geld! Solche Heiligkeit steckt in dem Worte Banco! ... Ha, ha, Banco! ... Wenn's nun einmal zu Ende ginge und ich selber besäße kein Banco mehr? Hu – laß mich's nicht denken! ... Mich friert dabei; mein Gehirn verwandelt sich in Eis ...«

Baumfahl fror wirklich. Er hüllte sich fest in seinen kostbaren Hausrock und setzte sich zusammengekrümmt in den Lehnstuhl. Hier bewegte er sich mechanisch vor- und rückwärts, wie eine Pagode, den rechten Fuß heraufziehend und ihn mit beiden Händen festhaltend. Auf den gestickten Schuhen, die er trug, schimmerten goldfarbige Seidenfäden. Auf diesen ruhte der Blick des Rentiers,

und wie er sich selbst und den Fuß fortwährend vor- und rückwärts bewegte, schienen die Fäden sich zu verzehnfachen durch die Strahlenbrechung im Lichte. An diesem Spiel ergötzte sich der Mann des Goldes, denn er dachte, daß es ja doch möglich sei, die eigene Habe noch einmal, wenn er Zeit und Gelegenheit abwarte, verdoppeln oder auch verdreifachen zu können.

Zweimal schon hatte die Glocke auf dem Vorplatze heftig geläutet, ohne daß Baumfahl darauf achtete. Jetzt ward sie nochmals mit solchem Ungestüm angezogen, daß er zusammenschreck. Im Nebenzimmer stöhnte es lauter, denn je. Baumfahl horchte auf, nicht aber auf die Töne im Nebenzimmer, sondern auf die Stimme vor der Thür.

»Es wird doch jetzt kein Besuch kommen,« sprach er geängstigt und nach dem Spiegel eilend. »Ich bin gar nicht in der Stimmung, Besuche zu empfangen: Ich sehe verstört, zerstreut aus; ich würde mich schlecht präsentiren. Und die Welt gibt so viel auf das Aeußere. – Wenn Einer sagte, er habe mich mit ermatteten Augen, bleichen Wangen und zitternden Händen getroffen, würden meine Feinde gleich ausschreien, ich sei nahe daran, mich insolvent erklären zu müssen. . . . Aber der Mensch ist zudringlich! Er weicht nicht, er wagt gar zu drohen!«

In diesem Augenblicke ward geklopft und die Stimme des Leibdieners sprach schüchtern:

»Herr Baumfahl! Ein Herr wünscht Sie in dringenden Geschäften zu sprechen.«

Hat der dumme Mensch mich doch nicht verläugnet!« knirschte der Rentier. Dann nahm er seine ganze physische Kraft zusammen, richtete sich hoch auf und fragte mit bekannter Bestimmtheit im Tone:

»Wer wünscht Herrn Baumfahl zu sprechen?«

»Haben Sie nur die Gnade, zu öffnen, damit ich Ihnen die Karte des Herrn reichen kann.«

Der Rentier drehte entschlossen den Schlüssel um, und nahm durch den schmalen Spalt aus des Leibdieners Händen die Karte in Empfang. Der düstere, fast ingrimmige Ausdruck seiner Züge machte sogleich einem sehr zufriedenen Lächeln Platz, als er den Namen las, welchen die Karte trug. Eine häßliche schadenfrohe Falte legte sich um seinen Mund, indem er die Thür jetzt weit aufstieß und äußerst zuvorkommend hinausrief:

»Nur näher, mein verehrter Freund! Bin unendlich erfreut und höchst angenehm überrascht, daß Sie so gütig sind, mich persönlich mit Ihrem unschätzbaren Besuche zu beehren!«

Der Eintretende war Hans von Meldorf. Baumfahl schüttelte dem Gutsbesitzer aus Schlesien die Hand, als sei er sein intimster Freund. Mit mehr Höflichkeit, als man ihm zugetraut hätte, führte er den wohlgenährten Herrn zum Sopha, schob seinen Lehnstuhl heran, und überhäufte ihn nochmals mit Versicherungen einer Hochachtung, von der sein Herz nichts wußte. Erst nach verschiedenen Fragen und Antworten, die man beiderseits

gegenseitig auswechselte, berührte Baumfahl den Gegenstand, welcher, wie er sogleich vermuthete, den sehr phlegmatischen Herrn zu ihm führte.

»Mein letztes Schreiben, werther Herr von Meldorf, ist Ihnen doch nicht ungelegen gekommen? Schlimme Zeiten jetzt – nirgends Geld zu haben, und doch allerwärts großer Bedarf. Da wird jeder Nichtreiche genöthigt, seine Mittel zusammen zu halten, um nicht ganz bei Seite gedrängt zu werden. Bitte also tausend Mal um Entschuldigung!«

»In Geschäftsangelegenheiten nimmt man sich nichts übel, Herr Baumfahl,« versetzte Hans von Meldorf. »Ihre Kündigung hat mich jedoch überrascht, da Sie mir das Kapital, wie Sie sich erinnern werden, damals, als ich mein Gut kaufte, selbst gewissermaßen anboten. Sie schrieben mir ausdrücklich, die Abtragung sei ganz und gar Nebensache. Sie brauchten das Geld durchaus nicht, und wollten es nur sicher anlegen. Ist es Ihnen vielleicht heute nicht mehr sicher?«

»Wie Gold, bester Herr von Meldorf!« erwiederte der Rentier. »Aber die Zeiten haben sich geändert. Man hat Verluste gehabt, man kann noch größere erwarten. Da muß der Geschäftsmann, der von der Arbeit seines Geldes zu leben genöthigt ist, bei Zeiten sich vorsehen, selbst wenn es ihm an's Herz greift. Noth und Pflicht sind gebieterischer.«

»Natürlich,« sagte Herr von Meldorf. »Handel und Wandel leidet keine Freundschaft! Das ist ein altes Sprichwort, das wahr bleiben wird, so lange die Welt

steht, und Gold und Silber ihren Werth nicht verlieren. Ich komme auch keineswegs, Ihnen Vorwürfe zu machen, weil Sie andern Sinnes geworden sind, nur um eine kleine Frist möchte ich bitten. Denn fehlt es schon bei Ihnen an Geld, meinen Sie, daß alsdann bei uns hinten in Schlesien Ueberfluß davon vorhanden sei? Wir haben höchstens Papier, kein Silber, unser Papier aber können die Herren Kaufleute und Rentiers hier draußen nicht gebrauchen, es wäre denn, wir legten halt tüchtig 'was drauf. Dazu hat man jedoch als alter Practicus auch keine Lust, denn das kostet doppelte Zinsen, und darum, Freundchen, habe ich mir das Blut durch einander schütteln lassen, will mir Ihr Domicil besehen, und was drum und dran hängt, und ohne weitläufige Schreiberei mit Ihnen persönlich ein Abkommen treffen.«

»Ein Abkommen? Wie soll ich das verstehen?«

»Ich zahle Ihnen nach Ablauf eines Jahres das Capital zu Heller und Pfennig zurück.«

»Kann mir nicht dienen, Herr von Meldorf. Ich habe rechtzeitig gekündigt und bin in meinem Recht.«

»Aber potz Geigen und Klarinetten, ich laufe Ihnen doch nicht davon! Weder nach Rußland oder Polen, wo wenig zu holen, noch nach Amerika, wohin sehr viele andere Leute gegangen sind, ohne vorher groß um Erlaubniß zu fragen. Wissen Sie Geld zu schaffen, gut, so schaffen Sie's – ich hab' keins und krieg' auch keins.«

Baumfahl rieb sich die Hände. Die alte Glücksmiene, die früher wie ein stereotypes Lächeln sein Angesicht verklärte, zeigte sich wieder. Sein Herz ward groß und weit,

da er sah, daß ihn nicht allein Bekümmernisse drückten. Er hielt jetzt wenigstens noch über Einen seine Hand ausgestreckt, und diesen Einen – so glaubte er – konnte er in aller Form Rechtens, ohne daß seine Handlungsweise den Schein der Feindseligkeit annahm, recht nach Herzens Lust seine Macht empfinden lassen.

»Schaffen Sie Geld an!« wiederholte Baumfahl, sich recht bequem zurücklehnend, die Lippen aufwerfend und die Stirn runzelnd. »Das kann Jeder sagen – das kann ich auch sagen, aus den bloßen Worten aber wird leider kein Geld! Geld ist heute sehr theuer – London steht $3\frac{1}{2}\%$, New-York und St. Petersburg noch höher – habe in beiden nichts gemacht. O ja, Geld, baar Geld ist viel werth. Wohl dem, der es hat! . . . Kann viel damit verdienen. . . . Darum, mein lieber Herr von Meldorf, werfen Sie einen Blick auf Ihre Papiere und haben Sie die gütige Gewogenheit, innerhalb fünf Monaten Geld anzuschaffen.«

Baumfahl sagte dies Alles mit dem herablassendsten Lächeln. Hätte er unterlassen können, seine gestickte Morgenmütze mit dem großen Seidenquast am Schlusse seiner Rede abzunehmen, so würde Niemand geahnt haben, daß er an der Verlegenheit Behagen finde, die er vermuthlich durch dieses bestimmt ausgesprochene Ansinnen seinem Schuldner bereitete.

Herr von Meldorf fiel jedoch diese Gesticulation nicht auf. Auch war er weder überrascht noch verlegen. Obwohl bei weitem nicht so gewandt in Geschäften, als der ewig speculirende Baumfahl, verstand er doch recht gut

zu rechnen. Es wäre ihm sonst nicht in den Sinn gekommen, eine so weite und kostspielige Reise zu machen. Die Forderung des Rentiers war ihm vielmehr ein erwünschter Vorwand, sein Gut auf einige Zeit zu verlassen und sich die Welt ein wenig anzusehen. Ohne diese directe Veranlassung wäre er schwerlich zu solchem Entschlusse gekommen.

Ueberzeugt, daß Baumfahl keinen Finger breit nachgeben würde, und durchaus nicht gewillt, als Bittender dem geldstolzen Manne gegenüber zu treten, versetzte von Meldorf auf die letzte so bestimmt abgegebene Aeußerung des Rentiers, indem er seinen Frack bis an den Hals zuknöpfte und die blank gewichsten steifen Stiefeln über das stramm anliegende mäusegraue Beinkleid heraufzog:

»Nun, wenn es nicht anders sein kann, und der städtische Herr braucht partout Geld, da wird halt der Gutsbesitzer wohl vorspannen müssen. An wen soll ich die Summe zahlen?«

Das hatte Baumfahl nicht erwartet. Die Augenbraunen bildeten wieder einen spitzen Winkel.

»Ho, ho,« versetzte er, »ist man so rasch bei *die* Hand? Ich dachte, man sei knapp, und wolle lieber bluten als zahlen?«

Herr von Meldorf stand auf. Er durchschaute den geldgierigen Mann so ziemlich.

»Als ich noch Handel trieb, mein werther Herr,« entgegnete er, »traf ich immer einige Monate im Voraus

meine Dispositionen, um durch einen unvorhergesehenen Unfall oder eine schlimme Conjunctur nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden. Es hat sich von allen meinen Geschäftsfreunden kein einziger über Unpünktlichkeit beklagen dürfen. Nur so ward es mir möglich, etwas zu erübrigen. Von diesen Ueberschüssen kaufte ich mir mein gegenwärtiges Besitzthum, als ich des Handels und seiner Chancen überdrüssig war. Meine alten Gewohnheiten aber behielt ich bei. Auch als Gutsbesitzer traf ich jederzeit meine Dispositionen. Fremde Gelder, die ich, um besser wirthschaften zu können, aufnahm, deckte ich immer durch entsprechende Summen, die ich meinem Banquier anvertraute. Wucherische Zinsen erhielt ich dafür freilich nicht. Ich war zufrieden, daß ich Jedermann unerschrocken unter die Augen treten und sagen konnte, ich sei zu jeder Stunde solvent. Haben Sie demnach die Güte, mein werther Herr, mir bis morgen den Namen des Mannes wissen zu lassen, der beauftragt werden soll, statt Ihrer das Capital in klingender Münze entgegenzunehmen. Ich wohne Hôtel . . . Nummer 8.«

Baumfahl biß sich vor Aerger beinahe die Lippen wund, dennoch heuchelte er eine freundliche Miene und empfahl sich ›dem alten erprobten Freunde‹, wie er sagte, mit warmem Händedruck. Erst als er sich wieder allein sah, tobte er gegen sich selbst, nannte sich wiederholt einen blödsinnigen Thoren, einen blinden Maulwurf, und arbeitete sich in eine solche maßlose Wuth hinein, daß, wer den Mann in diesem Zustande gesehen hätte, sich mit Abscheu von ihm abgewandt haben würde.

Die ängstlich rufende Stimme seiner Frau, die man selten vernahm, brachte Baumfahl wieder zu sich selbst. Das röchelnde Stöhnen im Nebenzimmer, das sich von Zeit zu Zeit hören ließ, ward jetzt auf einmal viel lauter und klang beunruhigender. Baumfahl preßte die geballte Hand gegen seine Stirn, indem er ausrief:

»Charles! Mein Charles ist kränker geworden! Und ich habe doch dem Doctor befohlen, er solle seine ganze Kunst aufbieten, um den Jungen mir zu erhalten. Fünfhundert Mark Banco will ich ihm zuschreiben lassen, wenn er zeigt, daß er 'was Rechtes gelernt hat. . . . Mein Gott, mein Gott, wenn der liebe Junge mir stürbe! . . . «

Er schloß den offen stehenden Secretär und verließ das Zimmer, um den kranken Sohn, den Erben seines Namens und seines Vermögens zu besuchen, der schon seit Wochen an einem schleichenden Fieber schlimmster Art darnieder lag.

SIEBENTES KAPITEL. EIN GESUNKENER.

Was täglich vorkommt, fällt selbst dann selten auf, wenn es auch an sich bemerkenswerth ist. Die Bewohner großer Residenzen bleiben größtentheils gleichgiltig bei militärischen Schauspielen, Eingeborene von See- und Handelsstädten achten nicht des lebhaften Verkehrs auf Straßen und Kanälen, der doch Fremden so interessant erscheint. Bisweilen aber zwingt auch ein tägliches Vorkommniß selbst daran Gewöhnte, wenigstens Notiz davon zu nehmen.

Vor dem Geschäftslocale eines namhaften Mannes standen ein paar verdeckte Wagen. Eine Anzahl kräftiger Männer war beschäftigt, mittelgroße Fässer abzuladen und diese nach dem Hause zu transportiren. Den Fässern folgten etwa fußlange, manchmal auch längere, kaum handbreite und etwa drei Zoll dicke Blöcke, die sorgfältig in starke graue Packleinand eingnäht waren. Die größten dieser Blöcke trugen immer zwei starke Männer. Durch die offen stehende Thür konnte man sehen, daß sowohl die Fässer wie die Blöcke auf einer Wage vorsichtig gewogen wurden.

Anfangs verweilten sich bei dem Abladen erwähnter Wagen einige Leute, weil das Trottoir gesperrt war. Einer machte den Andern auf das, was hier geschah, aufmerksam, und nun bildete sich ein Trupp Neugieriger. Man schaffte einen eben angekommenen reichen Silbertransport in das Haus. Gewiß waren es einige Millionen, die man theils in geprägter Münze, theils in Barren hier ablad. Die Meisten wußten wohl, daß diese Schätze alsbald weiter befördert würden, und darum erregte dies in großen Handelsstädten nicht vereinzelt dastehende Schauspiel nur ein vorübergehendes Interesse. Der Trupp Neugieriger zerstreute sich alsbald wieder; Jeder setzte seinen Weg fort, um seinen Geschäften nachzugehen. Zurück blieb nur eine Anzahl müssiger Jungen, die schreiend die Wagen umkreisten und sich gegenseitig mit ihren Holzpantoffeln abprügelten. Schrägüber auf einem Beischlage, neben welchem der Eingang zu einem Wirthschaftskeller sich befand, saßen einige Erwachsene. Ihr

Aeußeres schon bezeichnete sie als sogenannte ›Butjes‹. Sie waren augenblicklich offenbar ohne Beschäftigung und hatten, die Langeweile zu vertreiben, ohne Zweifel der Flasche mehr zugesprochen, wie billig. Als die letzten Barren abgeladen waren und die Thür des Hauses sich schloß, erhob sich der Eine dieser Herumlungerer, stieß seinen Nebenmann an und sagte mit lallender Zunge:

»Das sollte uns gehören, Bruder, das wollten wir ein Leben führen, noch besser als Gott in Frankreich.«

Der Angestoßene brummte nur und schielte dabei mit den kleinen etwas entzündeten Augen bald nach dem Hause, bald nach dem jetzt leeren Wagen.

»Wenn das Aaszeug doch solch einen Laib Silber vergessen hätte! Gott verdamm' mich, ich schleppte mir ihn nach Hause!«

»Das wäre verlorene Mühe, denn Du müßttest ihn doch wieder herausgeben, und obendrein examinirten sie Dich auf Nummer sieben. Ich wüßt' was Besseres.«

»Was denn?« fragte Der mit den röthlichen Augen, faßte den Arm des Kameraden und ging mit diesem wankenden Schrittes die Straße entlang. Was die Beiden mit einander sprachen, konnte Niemand verstehen, weil sie immer dabei lachten und in ihrem halbtrunkenen Zustande sich herüber und hinüber schoben. Es wich ihnen Jeder gern aus, um ja nicht mit ihnen in Berührung zu kommen. So taumelten sie immer weiter, bis sie wieder Durst empfinden mochten. Denn plötzlich blieben sie stehen, wahrscheinlich festgehalten von den schreienden Farben

eines Schildes, das ebenfalls über einer Kellerwohnung angebracht war.

»Da laß uns noch einen nehmen, Peter,« sprach der Lallende, nach dem Schilde deutend. »Hier gibt's immer gute Waare, und billig, und da können wir's vollends besprechen.«

Eine Minute später waren die Halbtrunkenen in der dunkeln Tiefe des Kellers verschwunden.

Mancher wohl mochte die Trunkenbolde gewahrt haben, beachtet und beobachtet hatte sie nur Einer. Es war dies ein hoch aufgeschossener junger Mensch, der aus einer Seitenstraße trat, als die Männer die Kellertreppe hinunterwankten. Thränen feuchteten die Augen des noch knabenhaften Jünglings. Er näherte sich dem Keller, sah einige Secunden lang hinab in den dunkeln Raum, und ging dann mit den halblaut gesprochenen Worten: »Armer Mann!« weiter.

Im Keller saß Peter Rallisen, jener herzlose wüste Mensch, der von den erbettelten Schillingen seiner Stiefkinder lebte, bis Sonderling der Aeltere die unglücklichen Geschöpfe den Mißhandlungen des Müssiggängers großmüthig entriß.

Paul liebte seinen liederlichen Stiefvater nicht, es schmerzte ihn aber doch, ihn von Tage zu Tage tiefer sinken zu sehen. Was er trieb, wovon er lebte, wußte der junge Mensch nicht, denn er kam nie mit dem Gefürchteten zusammen. Auf Sonderling's Anrathen hatte die Mutter der beiden Geschwister sich von dem Elenden

getrennt, ohne von ihm geschieden worden zu sein. Ral-lisen war dies ganz recht. Er konnte jetzt ungenirt seinen verworfenen Neigungen folgen, hatte, wenn er trunken nach seiner Schlafstelle wankte, keine Vorwürfe anzuhö-ren, und kam mit der Polizei nicht mehr wegen verübten Scandals, der in solchen Fällen früher niemals ausblieb, in Collision. Dann und wann aber drang er doch noch in die Wohnung seiner Frau, um Geld von ihr zu ent-leihen oder zu erpressen, und die arme Geängstete war gutmüthig genug, den Dränger stets zu befriedigen, weil rasches Geben das sicherste Mittel war, ihn schnell wie-der los zu werden.

Paul sorgte sich um seinen Stiefvater, er wußte nicht recht weshalb. Wäre er benachrichtigt werden, daß der müssiggängerische Mensch plötzlich am Schlage gestor-ben oder auf irgend eine Art verunglückt sei, würde er sich nicht weiter geärgert haben. Ein ähnliches Ende stand dem Unverbesserlichen doch bevor. Weshalb also sorgte sich Paul? Eine bange Ahnung durchzuckte seine Seele und um nicht zu sehr davon geängstigt zu werden, beschleunigte er seine Schritte und trat etwas beruhigter in das Comptoir seines Beschützers.

Sonderling der Aeltere gab ihm eine ganze Hand voll Wechsel, die er zum Accept austragen sollte.

»Hab' ja Acht,« sprach der vorsichtige Geschäftsmann, »damit Du keinen verlierst! Hier, lege sie in dieses Ta-schenbuch. Du wirst flink sein müssen, um noch vor zwölf Uhr alle abzugeben. Spute Dich also, und halte Dich unterwegs nicht auf!«

Paul that seine Schuldigkeit. Es gelang ihm, sämtliche Gänge noch vor dem Schlage zwölf zu besorgen, nur eine Anweisung auf den Wechsler der Gebrüder Sonderling blieb ihm übrig. Diese gab er zuletzt ab. Die zu erhebende Summe war groß. Paul vermochte die schweren Geldsäcke nicht fortzubringen und ließ sie einstweilen in des Wechslers Verwahrung. Der Hausknecht sollte sie später abholen. Es gab jedoch so viel zu thun, daß sich die Besorgung dieses Geschäftes bis gegen Abend verzögerte. Als endlich das Geld im Hause war, überzählten beide Brüder die erhaltene Summe und disponirten darüber. Einige Posten wurden sogleich fortgeschickt, wozu man theils abermals den Hausknecht, theils Paul verwendete. Den Rest verwahrten die Brüder in einem feuerfesten Geldschrank.

Es kam selten vor, daß Sonderlings mehrere Tausende baar im Hause hatten. Geschah es aber, so erhielten jederzeit zwei zuverlässige Leute Auftrag, in einem kleinen Raume nahe dem Comptoir zu schlafen. Dieser Raum befand sich auf der Diele des großen alten Hauses, und war früher ein sogenanntes Zibürken gewesen, wo die Einhüterinnen ihren Aufenthalt hatten. Schon seit Jahren hielten die Brüder keine Einhüterin mehr, und weil mit der gänzlichen Entlassung dieser Wächterin der Diele und Schließerin des Hauses der Zibürken alle Bedeutung verlor, verwandelte man ihn in ein Schlafgemach.

In seinem Geschäftseifer war es dem Hausknechte entgangen, daß ihn eine Anzahl sehr bezechter Menschen

gemeinen Schlages aus der Wohnung des Wechslers treten sah. Einer der Frechsten stieß ihn sogar an und sagte taumelnd:

»Gib, uns 'was ab von Deiner Last! Wir wollen Deine Gesundheit trinken.«

Der Hausknecht schob den zudringlichen Burschen unsanft bei Seite und ging weiter, ohne ein Wort zu verlieren. Die liederliche Gesellschaft piff hinter ihm her, lachte, höhnte ihn aus und versuchte, einen Gassenhauer zu singen. Er hörte die schrillen Stimmen noch, als er das Geld bereits seinem Herrn abgeliefert hatte.

Die Brüder waren Beide eingeladen. Sie sollten auf Benjamin Silbermann's Landsitze einer Gesellschaft vertrauter Freunde beiwohnen. Der Banquier wollte diese Zusammenkunft zugleich zur Regelung eines Unternehmens benutzen, das nicht vor völliger Abschließung bekannt werden sollte. Darum wählte er die Form einer Gesellschaft im Familienkreise. Nur diejenigen, deren Theilnahme er vergewissert war, wurden eingeladen.

Mitternacht war bereits vorüber. Auf den Straßen erstarb nach und nach alles Leben, man hörte nur den Tritt der Wächter und die hoch in der Luft verhallenden Zeichen des Thürmers, mit denen derselbe jede Viertelstunde seine Wachsamkeit kund gab.

Der Mond schien nicht, aber die Dämmerung der hellen Nacht flimmerte doch wie leuchtender Nebel um Giebel und Zinnen. Es war so still, daß man jedes Geräusch ziemlich weit hören konnte.

In alten, weitläufig gebauten Häusern schallt es mehr wie in engen Wohnungen, wo viele Menschen leben. Die Gebrüder Sonderling bewohnten ein solches Haus. Es hatte zu ebener Erde nur zwei Zimmer, die beide zum Comptoir benutzt wurden, ein dritter Raum an der andern Seite war vermietet und enthielt ein Waarenlager, das am Tage von seinem Inhaber ein- oder zweimal besucht ward. Bewohnbar war nur die Bel-Etage, die weiteren Stockwerke bildeten Speicherböden. Eine breite Treppe, von der Diele an mit zwei Aufgängen, die sich in halber Höhe derselben vereinigten, führte zur Etage, die eine Glathür verschloß, und an dieser vorüber zu den Böden, deren Thüren verriegelt und verschlossen werden konnten. Letzteres verabsäumte man zuweilen, namentlich dann, wenn es am nächsten Morgen viel auf einem der Böden zu thun gab. Der Speicher selbst war mehr tief als breit und stieß an einen der Fleethe, so daß bequem alle Waaren zu Wasser empfangen und auf gleichem Wege auch versendet werden konnten.

Paul hörte aufmerksam den Erzählungen des Hausknechtes zu, der gemüthlich seine Pfeife rauchte. Der rüstige Mann war von auswärts gebürtig, hatte als Stellvertreter im Contingent gedient und sich dabei etwas erübrigt. Nach Ablauf seiner Dienstzeit war es ihm nicht schwer geworden, ein Unterkommen zu finden, und da er von allerwärts her über seine Aufführung gute Zeugnisse beibringen konnte, verweigerte man ihm nicht das

Bürgerrecht. Sonderling der Aeltere war einer seiner Bürger. Da ihm der Mann gefiel, nahm er ihn, als es sich gerade paßte, in seine Dienste.

Ueber diesen Erzählungen verging die Zeit schnell. Einige Male unterbrachen den muntern Redefluß des Hausknechtes schrillende Töne, die sich jedoch nur auf Augenblicke hören ließen.

»Es muß irgendwo ein Stück Eisen locker geworden sein, das sich bewegt,« meinte der Hausknecht.

»Es ist ja aber ganz windstill,« sagte Paul.

»Darum kann eine Eisenstange doch klirren. Auf dem Speicher gibt's Ratten.«

»Widerwärtige Thiere,« bemerkte Paul und bat den Hausknecht, in seiner Erzählung fortzufahren.

Wieder vergingen einige Minuten, da schien es Beiden, als rausche etwas. Sie konnten nicht bestimmt angeben, ob das sonderbare Geräusch über ihnen oder nebenan auf der Diele sei. Getäuscht aber hatten sie sich nicht, denn sie vernahmen es Beide zu gleicher Zeit.

»Ich glaube, es geht um in dem alten stillen Hause,« sprach der Hausknecht. »Allein möchte ich nicht in dem Gewese schlafen. Man hat's oft in so alten Gebäuden, die immer von einer Hand in die andere kamen, daß es nicht richtig darin ist. Die alten Besitzer finden sich vermuthlich zusammen, und weil dann Einer immer über den Andern erschrickt, schütteln sie sich, daß es raschelt und rauscht.«

Paul würde über diesen Einfall gelacht haben, wäre nicht abermals ganz deutlich ein knarrendes Geräusch hörbar geworden.

»Sollte sich Jemand eingeschlichen haben?« sprach Paul flüsternd. »Es ist neuerdings wiederholt vorgekommen.«

Der Hausknecht antwortete nicht. Er nahm das Licht, zündete eine Laterne an und öffnete mit den Worten: »bleib' still!« die er an Paul richtete, den kleinen Verschlag. Ohne diesen zu verlassen, leuchtete er auf die Diele hinaus. Sie war leer und zu einem Versteck nicht geeignet.

»Hier ist Niemand,« sagte er leise, wieder zurücktretend und die Thür anziehend. »Wir wollen aber Achtung geben; vielleicht entdecken wir den Ort, wo es so wunderbarlich rumort.«

Paul besaß ein sehr feines Gehör, und da er leichtfüßig war, konnte er unhörbar wie eine Schlange sich fortbewegen. Sein Ohr vernahm Töne, welche dem minder scharf hörenden Hausknechte entgingen. Ohne dessen mißbilligende Miene zu beachten, glitt er aus der Thür, rutschte mehr als er ging nach dem verschlossenen Comptoir und legte hier sein Ohr an die Schwelle. Nach kaum einer Minute stand er wieder neben dem Hausknechte.

»Im Comptoir raschelt es,« sagte er sehr bestimmt. »Was haben wir jetzt zu thun?«

»Himmeltausendsapperment –«

»Wenn es Diebe wären!«

»Wie sollten Diebe in's Comptoir kommen! Von der Straße aus ist es ja unmöglich!«

»Durch den Hof,« versetzte Paul ganz aufgeregt. »Der Hof steht mit dem Gange des Nachbarhauses in Verbindung, und dieses gränzt wieder an die schmale zum Wasser führende Twiete.«

»Aber das Fenster ist vergittert.«

»Wir hörten ja Eisen klirren!«

»Still! Es kommen Menschen! Wenn es die Herrschaften wären!«

»Sie sind es nicht,« sagte Paul. »Ich kenne den Tritt des älteren Herrn Sonderling. Wächter sind's. Machen wir Anzeige.«

Der Hausknecht billigte diesen Vorschlag. Er nahm den Hausschlüssel, öffnete die Thür und winkte die Wächter heran. Wenige Worte genügten, um sich zu verständigen. Einer derselben eilte nach der Twiete, um den etwaigen Eindringlingen auf dieser Seite den Rückweg abzuschneiden, der Andere gesellte sich zu Paul, während der Hausknecht vorsichtig nach dem Hofe schlich, um zu sehen, ob wirklich von hier aus ein Einbruch versucht worden sei. Das Geräusch im Comptoir, das bald rasselnd klang, bald dem leisen Umdrehen eines harten Gegenstandes, welcher Widerstand leistete, glich, dauerte fort, war aber nicht eben sehr auffallend.

Jetzt näherte sich Pferdege-trapp und Wagengeroll. Eine leichte Kalesche hielt vor dem Hause, die Brüder stiegen aus. Sie wunderten sich nicht wenig über die unvermuthete Gesellschaft auf der Diele. Paul erklärte mit

wenigen Worten, was sich ereignet habe. Da schrie der Hausknecht laut auf im Hofe: »Diebe! Spitzbuben!« und das Klirren eines niederfallenden Eisengitters ward weithin vernehmbar. Draußen rief ein Nothsignal Wächter herbei, im Comptoir, dessen Thür Sonderling jetzt aufschloß, ward es ebenfalls laut. Schon hoffte man einen guten Fang zu thun, da stürzte ein breitschultriger Mann in gewagtem Sprunge gegen Felix, daß dieser zusammenbrach, und wandte sich gegen die Hausthür, machte aber sogleich wieder Kehrt, weil er sah, daß er hier Vielen in die Hände fallen würde.

Ohne sich lange zu bedenken, durcheilte er die Diele, von dem schnellfüßigen Paul verfolgt, dem einer der hinzugekommenen Wächter sich anschloß. Der Fliehende sprang die Treppe hinauf, erreichte die nur verriegelte Speicherthür, riß sie auf und gelangte so unergriffen in die sehr dunkeln mit Waaren erfüllten Speicherräume.

Paul frohlockte über den Irrweg, welchen der Dieb einschlag. Auf dem Speicher konnte er sich allerdings eine Zeit lang verbergen, ein Entkommen aber war nicht möglich, denn außer der Treppe gab es nur noch einen Ausgang – die Lucke. Ein Sprung aus dieser Lucke aber brachte dem, der ihn wagte, unfehlbar den Tod, denn unten wälzte die Fluth ihre tiefen, trägen Wellen.

Ein Genosse des Fliehenden war nicht so glücklich. Während Paul nebst einem der Wächter dem Flüchtigen nachsetzten, ward dessen Gefährte ergriffen. Gleiches Loos hatte ein Dritter im Hofe unter den derben

Faustschlägen des Hausknechtes, dessen Hilferuf nicht unbeachtet blieb.

Inzwischen folgte Paul dem nach Oben Fliehenden. Bekannt mit den Localitäten, eilte er dem Wächter rasch voraus, dem die zunehmende Dunkelheit an schneller Verfolgung hinderte. Wie ein Schatten glitt der Dieb zwischen den Waarenballen fort. Er mochte sich wohl selbst sagen, daß nur ein Versteck oder ein verzweifelt kühner Sprung ihm augenblicklich Rettung bringen könne. Allein weder zu dem Einen noch zu dem Andern wollte sich eine Gelegenheit finden. Im Fliehen gelangte der Dieb glücklich bis an das Ende des Speichers. Durch die undichten Falzen der Lucke schimmerte die Dämmerungshelle der stillen Mainacht. Unten plätscherte die Fluthwelle. Der Dieb tastete angstvoll im Dunkeln, riß an der Lucke und drängte sie aus den Fugen. Ueber seinem Haupte schwebte das Tau der Speicherwinde. Schon wollte er dies ergreifen, um mittelst desselben sich hinabzulassen in den Fleeth, da packte ihn die Hand Paul's. Der Stoß des im Sprunge auf ihn Stürzenden war stark genug, um ihn ausgleiten zu machen. Im Fallen riß der Ergriffene Paul mit sich zu Boden. Ringend wälzten sich Verfolgter und Verfolger am Boden. Eine einzige Wendung konnte Beide durch die Lucke, die jetzt halb offen stand, hinabstürzen. Paul, welcher alsbald fühlte, daß er in diesem ungleichen Kampfe erliegen müsse, umklammerte mit beiden Händen die Kehle seines Gegners, ohne die Faustschläge des Wüthenden zu achten. Er hörte Tritte, Rufe Nahender und wußte, daß ihm Hilfe gewiß sei.

Sein Auge fest auf das Gesicht des mit ihm Ringenden heftend, dessen Züge jetzt deutlicher erkennbar wurden, stieß er plötzlich einen gellenden Schrei aus und ließ entsetzt die Kehle des Gegners los. Auch dessen Auge traf den Knaben – das Erkennen war gegenseitig. Paul rang mit Peter Rallisen! –

Der Erkannte benutzte den glücklichen Moment. Er sprang auf, schleuderte mit einem Stoße seines Fußes den Stiefsohn gegen die Lucke, daß nur ein fester Handgriff diesen vom Sturz in die Tiefe rettete, und rannte dann in wildem Laufe rückwärts. Der Jammerschrei Paul's, der stark beschädigt ward, lenkte die Aufmerksamkeit der zu Hilfe Eilenden der Lucke zu. Peter Rallisen gelang es, sich kurze Zeit zu verbergen. Als er die Treppe frei sah, schlüpfte er wieder hinunter. Wie er aus dem Hause kam, blieb ein Räthsel. Trotz alles Suchens fand man ihn nicht. Paul lag blutend und halb ohnmächtig, mit der Linken eine eiserne Haspe krampfhaft umklammernd, neben der Lucke. Als er wieder vollständig zur Besinnung kam, befand er sich im Zimmer seines Gönners. Diesem vertraute er auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, welch' furchtbare Entdeckung er gemacht hatte. Die flehentlichen Bitten des stark verwundeten Knaben rührten den Kaufmann. Sonderling versprach zu schweigen, und der tief gesunkene Rallisen ward seinerseits nicht verfolgt. Der Einbruch war mißlungen. Von dem eisernen Geldschränke hatten die Diebe nur eine Stange lösen können. Die Wachsamkeit Paul's

und des redseligen Hausknechtes rettete den Brüdern eine Summe von mehreren Tausenden. Seit diesem Vorfalle behandelten die dankbaren Gebrüder den zuverlässigen Knaben mit Auszeichnung, und da er Lust und Talent zu kaufmännischem Leben zeigte, übergaben sie ihn schon nach einigen Wochen einem Handelsinstitute zu weiterer Ausbildung.

Peter Rallisen blieb seit jener verhängnißvollen Nacht verschwunden. Er mochte es wohl nöthig finden, sich unsichtbar zu machen, da er der Schweigsamkeit seiner ergriffenen Complicen schwerlich ganz sicher war.

ACHTES KAPITEL. EIN BRIEF.

Herr von Meldorf war wieder abgereis't. Er hatte die schönen Tage, die ein günstiges Geschick ihm gönnte, redlich genossen. Von Friedrich überall hin begleitet, lebte der schon bejahrte Herr von Neuem auf, und wäre sein eigener Wunsch bestimmend für ihn gewesen, so würde der gutmüthige, für Natur, Gewerbthätigkeit, Volkswohlfahrt und Kunst gleich sehr eingenommene Mann gern Monate lang in der rastlos thätigen Handelsstadt geblieben sein. Ihn interessirte Alles. Heute machte er der Börse einen Besuch, um die Kaufmannschaft in ihrem eigentlichen Elemente sich bewegen zu sehen. Daß bei diesem Hin- und Herschicken Tausender innerhalb einer Stunde, Geschäfte mit der halben Welt abgeschlossen würden, kam dem alten Herrn ganz wunderlich vor.

»Es müssen halt grausam gescheidte Leute darunter sein,« meinte er beim Fortgehen, »ich möcht' nicht dazwischen stecken.«

Friedrich gab dies bereitwillig zu, denn er war weit entfernt, das Leben in und an der Börse begreifen zu wollen. Ihm genügte es, daß er aus der Praxis den Unterschied zwischen Courant und Banco kennen gelernt hatte.

Ein andermal verfügte sich Hans von Meldorf auf die Bibliothek und in das naturhistorische Museum, dessen reiche Sammlungen ihm ganz besonders ansprachen. Namentlich erregten die vielen schönen Exemplare verschiedener Seevögel und die Conchylien seine Aufmerksamkeit, und es fehlte wenig, er hätte sich entschlossen, einen kleinen Abstecher nach Helgoland zu machen. Nur die Furcht, er könne von der fatalen Seekrankheit befallen werden, hielt ihn zurück.

Dann wieder ging er auf die Werften. Hier unterhielt er sich lebhaft mit den Schiffszimmerleuten, fragte nach Tausenderlei, und äußerte laut seine Verwunderung über die Kunst, so gewaltige Fahrzeuge zusammenzusetzen.

»Das geht halt noch über unsere Dreschmaschinen,« sprach er, »und sogar über die Spinnereien, die jetzt allerwärts von Dampf getrieben werden, um, wie unsere armen Spinner im Gebirge sagen, den Leuten das Brod wegzunehmen. Wer den Schiffsbau erfunden hat, der muß ein grausam kluger Kopf gewesen sein. In Noah's Kasten aber hat man zu der neumodischen Bauerei den Leim gewiß nicht gekocht.«

Im Hafen ließ er sich alle Tage volle zwei Stunden herumfahren. Friedrich mußte ihn auch hier, wie überall, begleiten. Nicht bloß das Schiffsgewühl, das regsame Leben der hundert und aber hundert kleinen Fahrzeuge, die bald leer, bald schwer beladen, zwischen den großen Seeschiffen sich durchwandten, gewährte ihm Unterhaltung und Vergnügen, er mochte sich auch gern von den Jollenführern Abenteuer aus ihrem früheren Leben erzählen lassen.

»S ist ewig schade, daß ich nicht so klug bin, wie mein seliger Vicepathe,« äußerte er gegen seinen Lieb- ling. »Das war halt ein Kerl, der hatte einen offenen Kopf zum Erschrecken. Was er hörte, konnte er flugs nieder- schreiben und drucken lassen, wenn er wollte. Es war nur so eine Pracht, ihn reden zu hören. Wenn der das erlebt hätte, was mir in diesen Tagen Alles vor Augen gekommen ist, eine neue Weltgeschichte oder gar einen Robinson, besser als der alte, den wir Alle kennen, hät- te er gewiß und wahrhaftig geschrieben. Leider ist dies ausbündige Genie todt und ich bin nur ein dummer Bau- er, der schon Gott dankt, wenn ihm nicht das Maul offen stehen bleibt vor lauter Verwunderung.«

Auch in der Umgegend der großen Stadt sah Herr von Meldorf sich um, besuchte ein paar Güter im Holsteini- schen, um etwas Näheres über die Art und Weise der im Norden gäng und geben Feld- und Viehwirthschaft zu hören, und die Einrichtung der Höfe kennen zu ler- nen. Es gefiel ihm Alles ganz außerordentlich. Am mei- sten erstaunt war er über die ganz unerhörte Sauberkeit

der Stallungen, indeß meinte er doch, für Schlesien passe solche Einrichtung nicht. Den Grund freilich, weshalb sie nicht passen solle, gab er nicht an.

Friedrich ging mit diesem Umherführen des wackern Mannes viel Zeit verloren. Es blieb ihm keine Stunde übrig, um an etwas Anderes nur zu denken. Früh war er kaum aufgestanden, so klopfte auch der unermüdete Gutsbesitzer schon an seine Thür. Dann mußte sich unser Freund sogleich in Glanz werfen, mit ihm Kaffee oder Chokolade trinken, dann eine Ausfahrt im Wagen oder im Segelboot machen, nachher in irgend einer renommirten Restauration frühstücken. War dies abgethan, so nahm Hans von Meldorf seinen Liebling mit in sein Hôtel, sah mit ihm zum Fenster hinaus, erzählte ihm Geschichten aus der Heimath, kurz, vertrieb ihm die Zeit auf's Beste. Endlich ging es zu Tische. Da durfte Friedrich natürlich wieder nicht fehlen. Und ein kleiner Schabernack war der weinselige Herr bei all seiner Gutherzigkeit doch auch. Er selbst vertrug eine bedeutende Quantität guten Weines, Friedrich dagegen ward sehr bald aufgereggt, glühte wie eine Pfingstrose und gerieth in die lustigste Stimmung. Das gerade amüsirte den Gutsbesitzer. Er mochte seinen Violinisten für's Leben gern schlesisch plaudern hören, was er regelmäßig unaufgefordert that, so oft er einen kleinen Spitz hatte. Ein abendlicher Ausflug machte diesen wieder verschwinden, und wenn nicht etwa das Souper abermals gar zu splendid ausfiel, so erwachte Friedrich am nächsten Morgen regelmäßig in ganz angenehmer Stimmung.

Seinen Freund Alfred sah der Virtuos während Hans von Meldorf's Anwesenheit nur im Vorübergehen und im Theater. Diesen nämlich besuchte der Gutsbesitzer wiederholt. Er schwärmte für die Sänger und ergötzte sich an den Gastspielen der schönen Signora Carità, die Friedrich jedesmal von Neuem Herzklopfen verursachte; ein Mal fühlte er sogar brennende Eifersucht. Alfred fuhr im offenen Wagen mit dem reizenden Mädchen spazieren! Signora Carità erkannte ihn offenbar, denn sie kehrte sich nach ihm um, nickte ihm, wie er glaubte, lächelnd zu, und grüßte durch eine Bewegung ihres Fächers.

»Weshalb muß es nun solche Weiber geben!« dachte er bei sich. »Sie nützen keinem Menschen und verrücken doch Jedem, der Fleisch, Brut und Nerven hat, den Kopf.«

Daß er die schöne Tänzerin, welcher Hans von Meldorf in eigenthümlicher Weise Lobsprüche ertheilte und dadurch Friedrich zu seinem höchsten Ergötzen das Blut in die Wangen trieb, genauer kenne, verrieth er dem lebenslustigen Herrn nicht. Wer konnte wissen, was bei solcher Entdeckung dem Alten eingefallen wäre! Er verschluckte also seinen Aerger, suchte alle Gedanken von Eifersucht in sich zu ersticken, und nahm sich vor, beim nächsten Zusammentreffen mit dem dramatischen Sänger diesem auf gut Schlesisch den Kopf zu waschen.

Um noch einen vollen Tag dem Schauen und Genießen in einer Stadt widmen zu können, die er wahrscheinlich nie im Leben ein zweites Mal zu betreten hoffen durfte, reis'te der Gutsbesitzer des Nachts mit dem Courierzuge

ab. Er nahm aber diesmal einen Sitz in erster Wagenklasse.

»Würde halt nicht schmecken nach diesem Schlaraffenleben, wollte ich mich aus Polstersitzen von Dunen und Krollhaaren auf eitel angestrichenes Holz betten,« sagte er. »Ihr Hummern und Austern fressendes Rackerzeug hier draußen verwöhnt einem den ganzen alten Adam, den wieder anzuziehen mir Mühe genug kosten wird.«

Das war die letzte Rede, welche Hans von Meldorf an seinen Schützling richtete. Als die Locomotive pfiiff, drückte er dem Virtuosen noch einmal recht herzlich die Hand, sagte: »Gott b'hüt' Dich und bleibe halt ein Bissel gut!« und fort in die dämmerige Nacht hinein brauste der feuersprühende Schnellzug.

Nachdenklich trat unser Freund den Rückweg an. Sein Herz war in dem weich gepolsterten Coupée bei Hans von Meldorf, den er im Grunde recht ungern scheiden sah. Er wäre am liebsten mitgereis't, denn wie sehr ihm auch die Weltstadt gefiel, wie reich an Eindrücken jeder neue Tag sich für ihn gestaltete, Befriedigung fand er nirgend. Ihm fehlte etwas, wofür er keinen Ausdruck hatte. Er fühlte eine gewisse Leere, die ihn drückte und zugleich auch ängstigte. Es mochte wohl Sehnsucht sein nach einem bestimmt umgrenzten Wirkungskreise. Diese Sehnsucht hatte ihn während seines Zusammenlebens mit Herrn von Meldorf verlassen. Jetzt, wie er sich wieder allein sah, stellte sie sich abermals bei ihm ein.

Mitternacht war schon vorüber, als er in sein einsames Zimmer trat. Er zündete Licht an und bemerkte einen Brief auf dem Tische liegen. Die Handschrift war ihm unbekannt, der Poststempel und die Bezeichnung ›Hier‹ sagten ihm, daß der Correspondent in der Stadt wohne. Neugierig und ängstlich, wie jeden Brief von unbekannter Hand, erbrach er ihn, zuerst einen Blick auf die Unterschrift werfend. Da stand der Name Clara Landenberg!

Friedrich entfärbte sich. Ehe er noch die wenigen Zeilen durchlas, die Clara an ihn richtete, überhäufte sich selbst schon mit einer Fluth von Vorwürfen seiner unverantwortlichen Saumseligkeit wegen. Seit Wochen hatte er nicht mehr nach dem Kranken gefragt, obschon er oft genug an ihn dachte, und selten ein Tag verging, wo er sich nicht vornahm, ihn zu besuchen. Immer aber kam irgend eine Abhaltung dazwischen, und da Friedrich von Natur eine eigenthümliche Abneigung gegen alles Visitenmachen besaß, so war ihm auch das allergeringste Hinderniß ganz erwünscht, denn es gab ihm ja einen passenden Vorwand zu fortgesetzter Selbstentschuldigung.

Clara Landenberg schrieb:

»Im Auftrage meines armen leidenden Vaters, verehrter Herr Vollton, ergreife ich mit Zagen die Feder, um eine Bitte an Sie zu richten. Mein Vater, dessen Zustand sich in den letzten Tagen sehr verschlimmert hat, wünscht noch einmal mit Ihnen zu sprechen, ehe ihm dies unmöglich wird. Er hat Ihnen Einiges mitzuthemen, auch wegen der Aufzeichnungen, die Sie besitzen. Darum verzeihen Sie diese Zudringlichkeit. Ich glaubte aber obige Bitte an Sie

richten zu dürfen, da auch Frl. Silbermann, die heute so gütig war, nach dem Befinden meines armen Vaters zu fragen, mich dazu ermunterte.

Mit unbegrenzter Hochachtung

Clara Landenberg.«

Männer sollen nicht weinen, wir müssen es aber dennoch unserm ohnehin sehr zart besaiteten Freunde vergeben, daß seinen Augen beim Durchlesen dieser Zeilen ein paar Thränen entfielen.

»Was bin ich doch für ein erbärmlicher Mensch!« rief er aus, das Blatt Papier mit den zierlichen Schriftzügen der jungen Blumenarbeiterin sorgfältig zusammenfaltend. »Ich lebe in Saus und Braus; ich schwelge in materiellen Genüssen aller Art; ich laufe leichtfertigen Tänzerinnen nach, weil sie zufällig wunderschöne Augen haben und verführerisch zu plaudern verstehen, und über all diesen Nichtigkeiten, die mich sogar an Ausübung meiner Kunst verhindern, vergesse ich die leidende Tugend. O, ich könnte mich selbst kasteien wie ein Karthäuser! Pfui über mich Leichtsinn! . . . Das liebevolle, reine, süße Herz! Der milde, still duldende Landenberg! . . . Wäre doch erst diese Nacht vorüber! . . . Morgen will ich gewiß zu ihm gehen, ihn um Verzeihung bitten und von Clara's Lippen mir Absolution für meine unverantwortliche Nachlässigkeit ertheilen lassen!«

Friedrich war von dem Briefe so aufgeregt, daß ihn der Schlaf floh. Was blieb ihm Besseres übrig, als Buße zu thun? Sich selbst zu prüfen und sein Herz zu erforschen, indem er das Leben und die Schicksale Anderer

an sich vorüberziehen ließ? Er hatte lange nicht mehr in den Blättern gelesen, welche Landenberg ihm so vertrauensvoll einhändigte. Nur hinein blickte er von Zeit zu Zeit, um irgendwo eine Stelle, die ihn vorzugsweise interessirte, zu überfliegen. Jetzt fühlte er plötzlich das Bedürfniß, sich ganz genau damit bekannt zu machen. Wollte doch der arme Kranke mit ihm darüber sprechen! Und wenn er es nicht mehr konnte. Wenn ein Nervenschlag ihm vielleicht die Zunge lähmte? Oder wenn der Allversöhner Tod ihn gar abrief, ehe der Morgen graute?

Eine fieberhafte Unruhe überfiel den reuigen Friedrich. Er nahm die Gedenkblätter Landenberg's aus dem Fache des Secretärs, wo sie sicher verwahrt lagen, und vertiefte sich unverweilt in die ihn mehr und mehr fesselnde Lectüre.

NEUNTES KAPITEL. BEKENNTNISSE EINES GEMISSHANDELTEN. 3. NUR KLEINE LEIDEN.

Der erste Ausflug in die Welt ist für jeden jungen Menschen epochemachend. Man hat lange vorher von Andern erzählen hören, wie abweichend von allem Gewohnten das Leben in der Fremde sei. Ob dies besser oder schlechter, danach fragt man nicht; es genügt, daß es neu ist; denn alles Neue trägt verborgene Reize in sich.

Ich war zum ersten Male innerlich wahrhaft froh, als ich als Insasse einer sogenannten ›Marktleier‹ aus den heimischen Bergthälern dem flacheren Lande zufuhr. Es war ein erbärmliches Fuhrwerk, das mich trug, dennoch

fühlte ich mich frei wie der Vogel in der Luft, und unabhängig wie ein König. Das Fuhrwerk hatte die Bestimmung, Handelsleute aus dem Flecken, wo ich bisher lebte, nach einer kleinen Stadt zu befördern, wo in den nächsten Tagen einer der vier jährlichen Märkte gehalten ward. Ein schlechter Korbwagen mit Reifen überspannt, die von einer aus zahllosen Flicken bestehenden Leinwand bedeckt wurden, trug außer mir noch drei Marktzieher nebst deren Waarenkisten. Der Besitzer dieses Gefährs saß aus Mangel an Platz vorn in der Schoßkelle, die er mit einem ewig bellenden weißen Spitz theilte. Manchmal erlaubte sich der Spitz in seiner Lebendigkeit auch auf den Rücken des einzigen alten spatlahmen Kleppers zu springen, um Vorübergehenden bequemer nachblicken und ungenirter bellen zu können. Diese Sprünge, die sein Herr ihm nicht gebot, waren allein Ursache, daß ›die alte Kracke‹, wie der Fuhrmann sein edles Roß nannte, in einen kurzen, aber nie lange dauernden Zuckeltrab fiel. In der Regel that das arme Thier im Schritt seine Schuldigkeit. Nur kamen wir langsamer vorwärts, als der mittelmäßigste Fußgänger. Daher der bezeichnende Name ›Marktleier‹.

Meine handeltreibenden Reisegefährten waren an diese langweilige Art zu reisen, von Jugend auf gewöhnt, und fanden nicht das Geringste daran auszusetzen. Sie hockten auf ihren Kisten kreuz und quer unter der ›Plane‹, die bei schönem Wetter aufgerollt wurde, und plauderten fortwährend. Auf sandigen Wegen saß man darin

wie in einer Wiege. Das langsame Hin- und Herschwan-
ken des Wagens, die warme Luft, der Sandnebel, die har-
zigen Ausdünstungen der Kiefern wirkten in der That ein-
schläfernd. Ich ward sehr bald so ganz vom Schläfe über-
mannt, daß ich mich durchaus nicht halten konnte, und
der Natur freien Lauf ließ.

Wie lange ich geschlafen haben mochte, mag Gott wis-
sen. Plötzlich erwachte ich durch einen heftigen Ruck des
Wagens, der mich meinem Vis-à-vis, einem weiblichen
Marktbesucher, dergestalt an den Kopf warf, daß die ar-
me Person laut aufschrie. Der Wagen hatte an einen mit-
ten im Wege liegenden Stein gestoßen, den der unacht-
same Rosselenker nicht bemerkte.

Während die Gestoßene entsetzlich schimpfte und mir
die ungezogensten Redensarten als Revanche an den
Kopf warf, rieb ich mir die Stirn und suchte zwischen den
quetschenden Kisten meine Mütze, die ich erst Tags zuvor
für einen Preis von zwanzig Böhmen erhandelt hatte. Sie
war verschwunden. Ich hatte sie offenbar während des
Schlafes verloren. Ueber diesen Verlust brach die noch
eben Schimpfende in schadenfrohes Lachen aus.

»Das ist Ihm gesund,« sprach sie wohl zehnmal hinter-
einander. »Wozu braucht Er auch eine Mütze zu tragen.
Es muß Ihm, dächt' ich, unter den brandrothen Haaren,
mit denen der Herr Ihn gesegnet hat, heiß genug im Hirn-
kasten werden!«

Die Männer lachten über diese beleidigende Rede des
ungebildeten Weibes, da sie aber doch wohl merken

konnten, wie dieselbe mich schmerzlich berührte, unterstützten sie die Schimpfende wenigstens nicht. Ich selbst schwieg, meine gute Laune aber war dahin. Den Verlust der Mütze würde ich leicht verschmerzt haben, daß mir aber bei einem Zufalle, der mich persönlich eben so empfindlich traf, wie die Marktbesucherin, die Farbe meines unschuldigen Haares zum Verbrechen angerechnet ward, kränkte mich tief. Ich hätte mir gern die Zeit durch Anknüpfung eines Gespräches mit meinen Gefährten vertrieben, durfte ich es aber wohl nach diesem Vorfalle wagen? Jedes Wort, jede Bemerkung konnte ja Anstoß erregen und Widerspruch finden. Ich ahnte, daß man mich nur duldet und viel lieber am Wege ausgesetzt hätte. Ich nahm den edlen Marktziehern ja doch nur Platz weg. Die Frau sprach dies offen aus, indem sie absichtlich meine Füße mit ihren starksohligen, nägelbeschlagenen Schuhen bearbeitete. Die Männer sagten nichts, setzten sich aber so breitspurig hin, daß ich kaum wußte, wo ich bleiben sollte.

Zum Glück dauerte diese Reisequal nur einen Tag lang. Abends bei Sonnenuntergang erreichten wir die Landstadt, deren ungepflasterte Straßen leidlich belebt waren. Die ›Marktleier‹ hielt vor dem nächsten Gasthause. Das ermüdete Thier, das uns bis hieher geschleppt hatte, kannte seit Jahren den Ort, wo es nach schweren Mühen sich zwei oder drei Tage ausruhen durfte. Es hustete, als ob es die Schwindsucht hätte. Die schwatzende Frau schüttelte der dicken Wirthin die Hand und machte diese

sogleich mit dem ihr zugestoßenen Unfalle bekannt, den sie meiner Unbehilflichkeit zuschrieb.

»Das ist der Sünder, der da mit dem rothen Kopfe!« sprach sie. »Dafür hat er auch seine Mütze verloren, was ihm sehr gesund ist. Geben Sie ihm ja nicht das beste Zimmer! Für solchen grobdräthigen Gesellen, der erst Moorsch (*mores*) lernen soll in der Welt, ist eine Bodenkammer gut genug.«

Die Wirthin zum gold'nen Hirsch – so hieß der Gasthof – mußte großen Gefallen an diesen Bemerkungen meiner Antagonistin finden, denn sie lachte unbändig. Ich erhielt zwar keine Dachkammer von ihr als Schlafgemach angewiesen, vielleicht weil keine solche disponible war, dafür mußte ich der Ueberfüllung wegen zwischen mehreren reisenden Handwerksburschen auf einer Streu schlafen.

In Wahrheit wachce ich mir. Das freudige Gefühl, das mich erhob, als die Thurmspitze des Fleckens am Horizonte verschwand, hatte mich längst schon verlassen. Die Menschen blieben mir fremd und allem Anscheine nach nicht freundlich gesinnt. Ich sann die ganze Nacht darüber nach, wie ich am schnellsten Breslau erreichen möchte, ohne nöthig zuhaben, mit Fremden viel verkehren zu müssen. Am liebsten wäre ich zu Fuß weiter gewandert, wie aber sollte ich meine in einem Koffer befindliche Habe fort transportiren? So blieb denn nichts

übrig, als den Wochenwagen zu besteigen, der am nächsten Tage nach der Hauptstadt der Provinz abgehen sollte. Ich meldete mich bei dem Führer desselben, bezahlte das Passagiergeld und erwarb dadurch das Recht auf einen Rückplatz.

Zu meiner großen Freude war die Zahl der Mitreisenden nur gering. Unter ihnen befand sich ein katholischer Geistlicher, der sogleich ein Gespräch mit mir anknüpfte und sich mir als ein Mann von Welt und wohlwollender Gesinnung zeigte. Er unterhielt sich fast ausschließlich mit mir allein, wußte durch geschickt hingeworfene Fragen mir Aeüßerungen zu entlocken, die ihm Einblick in meine freudenarme Jugend gewährten, und hatte mir darauf wieder so viel Beruhigendes zu sagen, so wohlwollende und beherzigenswerthe Winke zu geben, daß ich mich unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlte. Er war der erste Mensch, den ich wirklich achten lernte, und noch heute bedauere ich, daß ich seiner Aufforderung, ihn so oft zu besuchen, als ich Zeit und Lust hätte, nicht nachgekommen bin. Er nannte sich Kaplan Wenzig, und war beliebt als Kanzelredner, stand aber in dem Rufe, daß er ein jesuitischer Emissär sei, der den Auftrag habe, unter den Protestanten Proselyten für die katholische Kirche zu machen. Dieses Gerücht entfernte mich von ihm. Gewiß verdankte es nur einer böswilligen Erfindung seine Entstehung, und ich hätte mich jedenfalls im Umgange mit diesem angeblichen Jesuiten viel glücklicher gefühlt, als in den Kreisen, auf welche meine Beschäftigung mich anwies.

Unterwegs schon war ich ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, wie ich es wohl anzufangen habe, um allen Unannehmlichkeiten im Umgange mit Andern mich zu entziehen. Ich entwarf einen vollständig ausgearbeiteten Verhaltensplan, und glaubte damit etwas recht Gescheidtes gethan zu haben. Nur hatte ich nicht daran gedacht, daß es niemals von dem Willen eines einzelnen Menschen abhängt, die Verhältnisse zu bestimmen. Wüßten wir im Voraus, wie Menschen und Dinge sich zu uns stellten, vielleicht wäre es dann möglich, das eigene Schicksal sich zu bilden, So lange aber der Zufall uns bald da, bald dorthin wirft, heute mit Diesem, morgen mit Jenem in Berührung bringt, ist und bleibt er zumeist unser Lehrherr.

Meine Empfehlungen bereiteten mir den wohlwollendsten Empfang. Der Chef des Hauses, wo ich als Buchhalter eintreten sollte, war ein Mann von altem Schlage. Alles, was er sagte und that, trug den Charakter der Solidität. Man achtete ihn hoch als Geschäftsmann, und wer bei ihm ein Unterkommen fand, hatte auch bei Andern eine gute Meinung für sich. Etwas nur entbehrte Herr Boller ganz – Phantasie: Er konnte sich Nichts denken oder vorstellen, was er nicht auch mit Händen zu greifen vermochte. Dieser Mangel an Phantasie, der das Leben in Boller's Hause aller Poesie vollkommen entkleidete, wurde für mich der Stein des Anstoßes.

Als Buchhalter wohnte ich in dem Hause meines Prinzipals. Dieser Umstand führte mich täglich wenigstens zweimal mit der ganzen Familie zusammen, die aus der

Frau Prinzipalin und zwei schon erwachsenen Töchtern bestand. Der Eindruck meiner Persönlichkeit auf diese drei Frauenspersonen war kein erfreulicher. Ich merkte es ihnen an, daß sie mich alle mit vorurtheilsvollen Blicken betrachteten.

Obwohl ich zuvorkommend, höflich, dienstfertig, geschmeidig, vielleicht gar zu geschmeidig mich zeigte, gewann ich doch weder Mutter noch Töchtern einen freundlichen Blick oder ein mild klingendes Wort ab. Die Mutter blieb kalt und vornehm, die Töchter benahmen sich wie Klötze. Ich hätte ihnen gern Gleiches mit Gleichem vergolten, aber ich fürchtete mir dadurch meine Stellung zu verderben. So beachtete ich das geringschätziges Benehmen nicht, das ich täglich erfahren mußte, und blieb immer gleich höflich, immer gleich dienstbereit.

Unter Menschen zu gehen nahm ich Anstand. Eines Theils zogen sie mich überhaupt nicht an, und andern Theils fürchtete ich mich vor dem Gewühl. Ich wußte, daß es unter der großen Menge immer Einige geben würde, die es sich zum Vergnügen machen könnten, sich an mir zu reiben. Diesem wollte ich mich nicht aussetzen, und deshalb hielt ich mich gern allein. Daß so frühzeitiges Gewöhnen an einsames Leben weder gut sei noch der Lebensbestimmung des Menschen überhaupt entspreche, sah ich erst später ein. Meine Violine hatte ich mitgenommen. Sie war mein einziger Freund, mein bester Gesellschafter. Da ich jedoch im Hause meines Prinzipals Niemand und niemals von Musik oder von Kunst sprechen

hörte, wagte ich in den ersten Wochen das liebe Instrument nicht mit einem Finger zu berühren.

Dreimal in der Woche ging Herr Boller regelmäßig zu einer bestimmten Abendstunde in die Ressource, Mutter und Töchter blieben dann fast immer allein und arbeiteten mit einer Ausdauer in Stramin, daß einem dabei angst und bange werden konnte. Mir wenigstens ist bei jungen Frauenzimmern von jeher nichts mehr zuwider gewesen, als das ewige monotone und mechanische Herumstechen in Stramin. Der Mensch sinkt dabei immer halb zur Maschine herab, denn, ein Bischen Routine ausgenommen, ruht bei jeglicher Straminarbeit das Gedankenleben vollständig.

Nun kam ich auf den unsoliden Gedanken, es werde die fleißigen Handarbeiterinnen ergötzen, wenn sie dabei auf ansprechende Weise unterhalten würden. Vielleicht, dachte ich, erfreut sie eine Ueberraschung. Sie wissen nicht, daß ich musikalisch bin, ihr fast unhöfliches Wesen weicht vielleicht gefälligeren Formen, wenn sie sehen, daß ich einiges Talent besitze. Abstoßende Aeufferlichkeiten verschwinden ja, oder werden doch nach und nach vergessen, wenn ein gediegener Kern sich in der unschönen Hülle offenbart.

Ich stimmte also meine Geige, öffnete das Fenster meines über dem Wohnzimmer der Familie befindlichen Stübchens, und begann einige wohl eingeübte Variationen mit allem mir zu Gebote stehenden Ausdrücke zu spielen. Während meines Spiels bemerkte ich ein paar mal die Haube der Prinzipalin aus dem Fenster fahren.

Offenbar wollte die gute Frau sich überzeugen, woher die ungewohnten Töne kämen. Schon hoffte ich, man würde mich meiner Geschicklichkeit wegen beglückwünschen und um Fortsetzung meiner Vorträge nachsuchen. Ein beliebter Walzer folgte den Variationen.

Als bald hörte ich Schritte auf der Treppe, meine Thür ward ziemlich unsanft geöffnet, und die Prinzipalin in höchst eigener Person, begleitet von beiden Töchtern, blickte mit dem Ausdruck höchsten Staunens auf den musizirenden Buchhalter.

»Er ist es wirklich!« sprach sie, vor Verwunderung die Hände faltend, und ihre Töchter anblickend. »Was der Vater für Augen machen wird!«

Hierauf überschritt sie die Schwelle, während die Töchter als unthätige Zuschauer vor der offenen Thür stehen blieben.

»Warum gehen Sie nicht aus, wie Ihre Collegen?« fragte die herrschsüchtige Frau sehr determinirt. »Wenn die Arbeiten beendigt sind, sieht es Boller gern, daß seine Leute sich ein Vergnügen machen. Solche Hausunken, wie Sie, liebt man nicht, und wenn Sie gar anfangen, die übrigen Bewohner mit musikalischen Stümpereien zu quälen, wird man Ihrer bald ganz überdrüssig werden. Wer hat Sie denn die Fiedel kratzen gelehrt?«

Ich fühlte, daß ich während dieser Anrede meiner Prinzipalin bald blaß bald roth ward. Einen solchen Gruß hatte ich in der That nicht erwartet. Für einen Meister auf der Violine konnte ich mich nicht halten. So eingebildet war ich nicht, wie denn anmaßendes Wesen gar nicht in

meiner verschüchterten Natur lag. Daß aber mein Spiel dem Kratzen eines Fiedlers gleichen sollte, verletzte und kränkte mich tief. Indeß mußte ich ja einlenken, um die Beleidigte nicht noch mehr zu erzürnen. Ich bat um Verzeihung, daß ich so unvorsichtig gewesen war, ohne zuvor eingeholte Erlaubniß auf eigene Faust Musik zu machen, gelobte feierlich, es nie wieder zu thun, und packte meine Geige noch im Beisein von Madame Boller in ihr pappenes Futteral.

Die Töchter wisperten einander, ich weiß nicht was, zu, die Prinzipalin warf die Thür verdrießlich in's Schloß und das unmusikalisches Dreiblatt verfügte sich wieder an ihre Straminrahmen. Es begann zwischen Mutter und Töchtern eine lebhaftere Unterhaltung, wie ich, niedergeschlagen und um eine betrübende Erfahrung reicher geworden, am offenen Fenster sitzend, hören konnte. Was sie mit einander sprachen, vernahm ich nicht, jedenfalls aber war meine unliebsame Person der nicht beneidenswerthe Gegenstand dieser eifrigen Unterhaltung.

Um nicht von trüben Gedanken, die sich leicht in mir festsetzten, niedergedrückt zu werden, und zugleich der gestrengen Frau Prinzipalin einen Beweis meiner Fügsamkeit zu geben, ging ich aus. Einen Begleiter hatte ich nicht, da ich gleich anfangs an mich ergangene Einladungen meiner Collegen, sie zu begleiten, unbeachtet ließ. Mir selbst überlassen, unbekannt mit den Verhältnissen und fremd fast Jedermann, blieb ich auch unter Menschen immer allein. Plan- und zwecklos ging ich straßauf straßab, bis ich an die Oderbrücke kam. Der Anblick des

lebhaft strömenden Flußes erquickte mich innerlich. Ich dachte der murmelnden Bäche in meiner Heimath, und wenn sich auch wenig heitere Bilder an diese meine Vergangenheit knüpften, ein sanfter Schimmer breitete sich doch wie verklärend über einzelne aus.

Ich überschritt sinnend, dem Zuge meiner Gedanken in die Bergheimath folgend, die Brücke. Harfenklänge machten mich aufhorchen, das Geklimper eines Cimbals weckte Gefühle, die mich anheimelten. Ich hatte als Knabe das Cymbal unzählige Male von herumziehenden böhmischen Musikanten spielen hören, und obschon die Musik so eben erst Ursache einer empfindlichen Kränkung geworden war, konnte ich doch dem Zuge meines Herzens nicht widerstehen. Ich folgte den schrillen Tönen und befand mich alsbald in einem Gartenlocale, das von Leuten aus dem kleinen Bürgerstande besucht war. In diesem Garten gab es keinerlei Luxus. Kleine Jasmin- und Geisblattlauben enthielten roh gezimmerte Tische, deren gewöhnlich einziger Fuß fest in die Erde gerammt war. Bänke von unbearbeiteten Birkenstämmchen bildeten die sehr schmucklosen Sitze. Auch im Freien auf den Grantwegen befanden sich ähnliche feststehende Tische mit tragbaren steiflehnigen Schemeln.

In den meisten Lauben saßen Frauen und Kinder, gewöhnlich nur von einem Manne begleitet, beisammen, und ließen sich, Diese Bier nebst Butterbrod, Jene Milch und Kuchen wohl schmecken. Die freistehenden Tische

waren mehr von jungen Leuten besetzt, die hier in frugaler Weise einen schönen Sommerabend angenehm zubrachten. In der Mitte des Gartens, unter einer halb verfallenen Ueberdachung, saßen der Cimbalspieler und zwei Harfenistinnen.

Das Ungekünstelte dieses öffentlichen Ortes, wo man der Natur keinen Zwang anthat, gefiel mir. Auch die Gesellschaft war nach meinem Geschmacke. Hier – so schien es mir – sah kein Vornehmer mich über die Achsel an. Ich konnte in Gesellschaft leben und doch für mich bleiben. Ein Aufwärter fragte zuvorkommend nach meinem Begehr, als ich an einem noch ganz leeren Tische Platz genommen hatte. Um nicht viel zu verausgaben, bestellte ich ein Glas Milch mit einer Semmel. Rauchen konnte ich nicht, und es zu lernen, hielt mich die Furcht ab, es möge mir übel bekommen und mich unfähig machen, meine Arbeiten zu vollziehen.

Als der Cimbalspieler endigte, griffen seine Begleiterinnen wieder zu ihren Harfen. Die Mädchen waren – jung, aber nicht besonders schön. Ihr stark bräunlicher Teint verrieth die czechische Abkunft, die Schaumünze auf der Brust, daß sie katholisch seien.

Sie spielten erträglich und sangen nicht übel. Beide hatten gute Stimmen, denen nur die Ausbildung fehlte. Mich erquickten dennoch Spiel und Gesang, und ich fühlte mich meiner Prinzipalin beinahe zu Dank verpflichtet, daß sie mich auf so unzarte Weise in meinen eigenen Musikübungen unterbrochen hatte.

Die Jüngste der Harfenistinnen ging mit zusammengedrücktem Notenblatte herum, um freiwillige Gaben einzusammeln. Die Meisten legten nur einen halben Böhmen aus, ich gab der jugendlichen Sammlerin einen ganzen. Dafür erhielt ich einen Knix und einen freundlichen Blick aus des Mädchens braunen Augen. Ich erstaunte über mich selbst, daß ich das Herz hatte, die kleine Harfnerin nach ihrem Namen zu fragen.

»Th'rese,« sagte sie, nochmals mir freundlich zunickend und weiter gehend. Ich folgte ihr beobachtend mit den Augen, nicht weil ich Gefallen an ihr fand, sondern weil sie das erste erwachsene Mädchen war, das ich aus freien Stücken anzureden wagte.

Ich blieb, bis man bunte Laternen anzündete. Mir war zu Muthe, als sei ich zum ersten Male in's Leben getreten und habe jetzt einen Vorschmack bekommen von der Welt und ihrem Treiben. Um nicht zu spät das Haus meines Prinzipals zu betreten, verließ ich den Garten nach einer Stunde, indem ich mir selbst das Versprechen gab, diesen angenehmen Ort recht bald wieder zu besuchen.

Am nächsten Morgen war der Gruß Herrn Boller's noch ernster als gewöhnlich. Er durchlas die eingelaufenen Briefe und rief mich dann zu sich.

»Man hat mir gesagt,« sprach er, seine kalte Geschäftsmiene unmerklich belebend, »daß Sie ungehörige Dinge treiben. Lassen Sie das, es schickt sich nicht für einen soliden Geschäftsmann, wenigstens nicht, so lange man unselbstständig ist.«

»Ich pflegte bisher nur zu meiner Erholung etwas Musik zu treiben,« erlaubte ich mir auf diese Ermahnung zu erwiedern, »wie man ja auch zur Erholung spazieren geht oder plaudert.«

»Es paßt sich aber nicht,« wiederholte Herr Boller sehr bestimmt, »und überdies sind wir Alle keine Verehrer nutzloser Künste. Ein solider Geschäftsmann muß immer nur das Geschäft im Auge haben. Wer das unterläßt, ist ein leichtsinniger Patron. Lieben Sie Musik und solchen Firlefanzen, so hätten Sie Stadtmusikus werden sollen.«

Ich sah ein, daß jedes weitere Wort nur nachtheilige Folgen für mich haben konnte, verbeugte mich und ging schweigend an meine Arbeit. Wie es aber fast immer geschieht, daß uns etwas streng Untersagtes fort und fort von Neuem in's Gedächtniß kommt, ja nicht selten uns ganz gefangen nimmt, so ging es mir nach diesem kurzen Zwiegespräch mit meinem Prinzipal. Die Geige tanzte auf den Zahlenreihen meines Buches herum, und der kleinen braunen Therese klare Altstimme klang fort und fort in meinem Ohr. Ich verzählte mich regelmäßig, verlor Zeit, ward verdrießlich und konnte mich doch der störenden Gedanken nicht entschlagen. Mit wahrer Sehnsucht erwartete ich den Schluß der Geschäftsstunde, übergab das Buch Herrn Boller und eilte in mein Zimmer, diesmal nicht, um die Geige wieder hervorzusuchen, sondern um geschwind etwas Toilette zu machen und nach dem spärlich besuchten Garten unfern der Oderbrücke zu gehen.

Es war heute belebter, nur vermißte ich die Harfenistinnen und meinen Cimbalspieler. Die Gänge durchwandernd, um einen unbesetzten Tisch zu entdecken, höre ich mich rufen. Zwei Bekannte, die oft mit meinen Collegen verkehrten und diese zu Ausflügen abholten, saßen neben andern jungen Leuten und zwei hübschen, einfach gekleideten Mädchen in einer der größten Lauben. Sie boten mir bereitwillig einen Platz an, und ich hätte übertrieben unhöflich sein müssen, hätte ich dieses Anerbieten unberücksichtigt gelassen.

»Also gehen Sie doch aus,« sprach Einer der jungen Männer, »nur wollen Sie es nicht wissen lassen. Gut, daß wir Sie endlich ertappt haben, Sie sollen uns künftig nicht wieder entgehen.«

Diese Worte beunruhigten mich, und drückte mich schon die ganze fremde Umgebung, so machte mich die Furcht, man könne mich künftig in meiner Einsamkeit stören, vollends stumm. Ich begreife sehr wohl, daß ich eine recht traurige Figur spielen mochte. Leider hielt man meine Blödigkeit für Eingebildetheit und Stolz, und es verging keine Viertelstunde, so war ich das Stichblatt der ganzen Gesellschaft. Nur eines der jungen Mädchen, das nicht mehr blühend aussah und jedenfalls schon Vieles im Leben erfahren hatte, betheiligte sich nicht an diesen Neckereien. Einige Male suchte sie sogar dem Uebermuth der jungen Leute zu steuern. Da ich aber bereits aus meiner Gleichgiltigkeit herausgehetzt war und heftige, erzürnte Antworten gab, fruchtete das abrathende Zureden meiner Beschützerin nichts. Es verging keine

Stunde, und der Scherz artete in bitterm Ernst aus. Beleidigende Worte, die von beiden Seiten fielen, hatten zur Folge, daß gerade die beiden Bekanntem die mich angerufen, jetzt in sehr deutlichen Worten mir zu verstehen gaben, ich solle ihre Gesellschaft verlassen, sonst würden sie mir den Weg zeigen.

Diese schimpfliche Ausweisung entflammte meinen Zorn.

»Seht den Truthahn!« rief der Heftigste meiner Gegner, die Haltung eines Verwachsenen zum Vergnügen der Andern nachahmend. Mich verließ die Besinnung; ich stürzte mich auf den Beleidiger, packte ihn an der Kehle und riß ihn zu Boden. Unser Kampf dauerte nur kurze Zeit. Man trennte uns schnell und leicht. Aber wir hatten ein Zusammenlaufen sämtlicher Gartenbesucher veranlaßt, und da ängstlich gewordene Frauen um Hilfe riefen, so fand sich sehr zu ungelegener Zeit ein Polizeimann ein, der mich als den von Allen bezeichneten Ruhestörer ohne Weiteres verhaftete.

Meinen Vorstellungen, mehr wohl noch dem Ansehen Boller's, der unverzüglich von dem Vorgefallenen unterrichtet ward, gelang es nun zwar, mich bald wieder zu befreien, allein der Ernst der Situation für mich selbst war damit keineswegs beseitigt.

Die Zurechtweisungen des soliden Prinzipals wären noch am ersten zu ertragen gewesen, denn sie hielten

sich in maßvoller Form. Auch konnte ich darüber hinwegsehen, weil ich mich schuldlos wußte. Nicht so leicht dagegen ließen sich die Bemerkungen und das Naserümpfen meiner Collegen ignoriren. Diese hatte ich durch meinen Hang zum einsamen Leben, der wieder eine nothwendige Folge meiner Verschüchterung und Furcht vor den hämischen Neckereien der Menschen war, ohne Wissen noch Wollen, beleidigt. Sie waren mir Alle auf-sässig, und nun sie eine Gelegenheit gefunden hatten, auf mich zu sticheln, mit giftigen Bemerkungen mich zu prickeln, griffen sie diese mit Eifer auf.

So erwies sich denn all meine Vorsicht, all mein ängstliches Tasten und Fühlen als überflüssig. Ich war wie früher auf der Schule des Fleckens der mitleidslos Gefoppte, das Stichblatt aller Witzlinge und jedes plumpen und rohen Gesellen. Mein körperliches Gebrechen warf mir ein Jeder vor. Geschah etwas nicht zu rechter Zeit oder war durch Nachlässigkeit etwas versäumt worden, so wurde es dem Höcker des Rothen aufgebürdet. Meine hohe Schulter war der Sündenbock für das ganze Haus. Wäre es zufällig eingefallen, so bin ich fest überzeugt, die verpönte hohe Schulter hätte es umgerissen haben müssen. Damals schon und später noch oft machte ich eine recht niederschlagende Erfahrung. Sie trug nur dazu bei, mich den Menschen immer mehr zu entfremden, denn sie erschienen mir als Masse gar so kleinlich, gar so urtheilslos. Es gesellten sich nämlich meinen Peinigern in gar nicht langer Zeit auch diejenigen bei, denen es ursprünglich nicht darum zu thun war, mich zu verletzen.

Geringschätzig Behandlung ward mir nach Ablauf einiger Wochen von Allen zu Theil, mit denen ich in Berührung kam. Es hatte im Hause Boller's vom Schuhputzer bis zu den in Stramin arbeitenden Töchtern desselben keine Seele ein Wort der Milde oder Freundlichkeit für mich. Selbst der Prinzipal gewöhnte sich mit daran, mich jegliches Ungehörige entgelten zu lassen. Ich war und blieb der Blitzableiter für die üble Laune Aller im ganzen Hause. Daß ich mich sehnte, eine Familie zu verlassen, in welcher ich noch schlechter behandelt wurde, als das Aschenbrödel in der Fabel, wird Jeder begreiflich finden. Und doch drückte mich kein wirkliches Unglück zu Boden. Es waren lauter unbedeutende Kleinigkeiten, Quängeleien, über die zu sprechen kaum der Mühe verlohnt, aber sie lähmten die ganze Kraft meiner Seele, sie brachen meinen Muth, verbitterten mir jede Stunde des Tages, und ließen mir selbst des Nachts im Traume keine Ruhe.

»Es möchte kein Hund so länger leben!«

rief ich wiederholt mit Faust aus, ballte in ohnmächtigem Grimme die Hand und schlug fragend mein kummervolles Auge zum gestirnten Himmel auf, wenn ich mich Abends in die Einsamkeit meines Stübchens zurückzog. Dieses Stübchen war das einzige Asyl, wohin die prickelnde Erbärmlichkeit der Welt mir nicht folgte.

Hier fühlte ich mich wohl, wenn ein Mensch ohne Freund, von Jedermann mit Mißtrauen betrachtet, sich überhaupt wohl fühlen kann. Selbst bis zu einem gewissen Grade glücklich würde ich gewesen sein, hatte ich

mein Leid in Tönen klagen oder aus den bebenden Saiten Trost schöpfen können.

Einige Male war ich nahe daran, die verpönte Geige aus ihrem pappenen Gefängniß zu befreien, immer aber schob ich den Kasten wieder uneröffnet unter meine Bettstelle, wo ich das Instrument am sichersten geborgen wußte. Eines Abends indeß übermannte mich die Traurigkeit so ganz, daß ich nicht länger der Sehnsucht widerstehen konnte, den Saiten meiner Violine ein paar Akkorde zu entlocken. Mochte geschehen, was da wollte, ich beschloß, selbstständig zu handeln.

Mit vor Freude und Bangigkeit zitternder Hand öffnete ich den Kasten. Wie aber soll ich meinen Schreck, mein Entsetzen, meine Wehmuth schildern, als ich zwar meine so theuer erworbene Violine, aber zerbrochen, mit eingedrücktem Stege, abgedrehten Wirbeln, gänzlich zerrissenen Saiten wiederfinde!

Das konnte nicht von ungefähr geschehen sein! Das war das Werk einer boshaften oder doch grenzenlos prosaischen Seele! Der Gedanke, Niemand anders als die Prinzipalin könne dies gethan haben, drängte sich mir unwiderstehlich auf. Mein Schmerz ging in gerechten Zorn über. Gleichviel, was Dir geschieht, rief ich mir zu, gib Deinen Gefühlen Worte, setze die fühllose Dame zur Rede!

Ich nahm das zerbrochene Instrument unter den Arm und eilte hinab zu den arbeitenden Damen. Der Zorn gab mir Muth. Ohne mich anmelden zu lassen, trat ich in's Zimmer. So fährt ein Flug Tauben auf, wenn ein Habicht

auf sie stößt, wie Mutter und Töchter von ihren Sitzen in die Höhe schnellten, als sie mich erblickten.

»Himmel, der Buckelige ist betrunken!« stieß die älteste Tochter hervor, mein zornglühendes Gesicht für von Spirituosen geröthet haltend.

»Unverschämter, wer gibt Ihnen das Recht, ohne Erlaubniß sich bei uns einzuführen! Raufbolde will mein Mann nicht um sich haben!« schrie die entrüstete Prinzipalin.

»Ich werde Sie gar nicht lange belästigen, meine Gnädige,« versetzte ich höhnisch, »ich wollte nur Erkundigungen bei Ihnen einziehen, ob Sie vielleicht die strafbaren Finger kennen, die sich an meiner Geige versündigt haben?«

»An der dummen Fiedel?« rief die Prinzipalin »Ich glaube gar, Rieke hat den albernen Kasten zu verbrennen vergessen, obwohl ich's ihr streng anbefahl. Dafür will ich ihr den Kopf tüchtig waschen!«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, Madame, für dies freiwillig abgelegte Bekenntniß Ihrer Nichtswürdigkeit,« erwiederte ich. »Ich bedauere in diesem Augenblicke nur, daß Sie kein Mann sind. Sie haben, als Sie dies Instrument zerstörten, mein Herz mit Füßen getreten. Wundern Sie sich nicht, Madame, daß es jetzt darüber empört ist. Ich verachte Sie, Madame, ich verfluche Sie; und nun möge Gott mir einen Weg zeigen in seiner Barmherzigkeit, der, wie es im Volksliede heißt, ›hinaußi führet aus die Welt!««

So sprechend, schleuderte ich die zerbrochene Geige der vor Entsetzen sprachlos gewordenen Frau vor die Füße, verließ das Zimmer, und befand mich bereits auf der Straße, als das Zetergeschrei von Mutter und Töchtern die übrigen Insassen des Hauses zusammenrief.

Es war ein trüber, regniger Herbstabend. Der Wind ging hohl und schwenkte die Reverbèren an ihren Ketten hin und her, daß sie nur dürftig die Straßen beleuchteten.

In meiner Aufregung fühlte ich weder die Einwirkung des scharfen Nordwest noch den kältenden Regen, der meine dünne Kleidung durchnäßte. Lebensüberdrüssig wünschte ich eine Gelegenheit zu finden, aus dieser Welt zu scheiden, die mir so entsetzlich schaal vorkam, und mir von jeher so feindlich entgegen getreten war. Meine bisherige Stellung hatte ich vor wenigen Minuten selbst aufgegeben, das wußte ich, und die Empfindung einer eigenthümlichen Genugthuung durchrieselte mich dabei. Es war mir doch endlich einmal, wenn auch zumeist auf meine Kosten, gelungen, Jemand, der mir nicht wohl wollte, recht tief zu kränken. Das war mir vorerst genug. Ich hatte das Wiedervergeltungsrecht geübt und konnte mich nunmehr leichter in das Unabwendbare fügen.

Es begegneten mir nur wenig Menschen. Keiner achtete auf mich, wie ich mir nicht einmal die Mühe gab, Jemand anzusehen. Mich zog es an unsichtbaren Fäden fort nach der Oderbrücke. Dort, so glaubte ich, würde mir das Rechte einfallen. Im Herzen trug ich mich mit Gedanken an Selbstmord. Im Wasser mußte für mich eine magnetische Anziehungskraft liegen, denn oft schon, wenn ich

die Brücke überschritt und in die strudelnd fortziehenden Wellen hinabsah, spürte ich Lust, mich hinunter zu stürzen. Abends war ich noch nie über die Brücke gegangen. Was ich am hellen Tage zu thun scheute, das zu vollbringen, hoffte ich, würde bei dunkler Regennacht mir leicht fallen, wenn es nicht Gottes Wille sei, mich zu retten.

Sonderbarer Widerspruch im Herzen des Menschen! Während ich nur an den Tod dachte und mir ein schnelles Ende herbeiwünschte, betete ich inbrünstig, ohne alle Heuchelei. Der Tod hatte nichts Erschreckendes für mich. Ich betete, Gott möge mir gnädig sein, mich ohne lange Qual endigen lassen um mich zu sich nehmen, damit ich Frieden fände für mein armes verschüchtertes Herz.

So erreichte ich die Brücke. Die Glocken schlugen die achte Abendstunde. Einzelne Schläge verhallten kaum hörbar im Winde, andere trug der Luftzug mir laut schrillend zu.

Auf der Brücke regte sich nichts Lebendiges. Mein Puls ging fieberhaft, als ich zaghaft an das Geländer trat und einen ersten Blick in die gurgelnden Gewässer hinunter warf.

Wenn der Nordwest die Wolken zerriß, schaukelte sich der goldene Kahn des Mondes auf dem schäumenden Gewässer, und Sterne funkelten um ihn aus der Tiefe. Mir war, als hätte Gott selbst den Himmel mit allen Freuden des Paradieses mir vor die Füße gelegt, daß ich mich nur hineinstürzen dürfe.

Auf der Höhe der Brücke angekommen, bog ich mich mit halbem Leibe über das Geländer, mein Auge tief in

die rasch fortziehende Fluth versenkend. Ich fühlte das Blut die Adern meines niedergebeugten Kopfes füllen. Lichter, purpurrothe Kreise zuckten und vor meinen Augen, Wasserstürze brausten an ihm vorüber. Wieder spaltete sich das feuchte Gewölk, der Mond schwamm abermals auf den falben Wellen, und es hätte nur noch eines letzten beherzten Ruckes bedurft, um mich vollends über das Geländer zu schwingen. Da fühlte ich mich festgehalten, gewaltsam emporgezogen. – Die Hand des unberufenen Helfers klammerte sich in meine Haare, denn der Hut trieb bereits auf dem Strome.

»Unglücklicher, Verirrter, was wollen Sie thun?« sprach eine theilnehmende Frauenstimme, vor Angst bebend.

Ich war entkräftet umgesunken und lag jetzt vor der unerwarteten Retterin auf den Knien, als wolle ich sie um Verzeihung bitten.

»Jesus Maria, Sie sind es!« rief sie erbleichend, als ich verwirrt zu ihr aufblickte und ein heller Strahl des Mondes auf mein verstörtes Antlitz fiel. »Man hat Sie gewiß wieder unschuldigerweise gemißhandelt?«

Bei diesen Worten ging eine wunderbare Veränderung in mir vor. Eine dunkle Erinnerung stieg in mir auf. Das melancholisch-milde Gesicht, das so theilnehmend auf mich herabsah, war mir bekannt. So sah auch jenes Mädchen aus, als mich die lieblosen Neckereien Anderer in jenem Gesellschaftsgarten zu leidenschaftlichem Thun entflamnten. Clarissa strich mir das feuchte Haar aus der fieberheißen Stirn. Die Berührung ihrer Hand durchzuckte mich elektrisch. Mir war, es sei ein Engel vom Himmel

zu mir armen Ausgestoßenen herabgestiegen. Ich fand die schmeichelnde Hand der mir noch Unbekannten und preßte sie unter Thränen an meine Lippen. So hatte ich noch keine Frauenhand gehalten. Es war der erste Kuß, den ich seit dem Tode meiner Mutter einem menschlichen Wesen gab.

»Folgen Sie mir, Landenberg,« sprach Clarissa, »hier ist nicht gut sein. Auch höre ich Menschen kommen, und es ist für uns Beide wohl besser, daß wir unbeachtet bleiben. Geben Sie mir Ihren Arm. Während Sie mich nach meiner Wohnung begleiten, erzählen Sie mir, was Ihnen begegnet ist. Ich vermag zwar wenig, denn ich bin arm und eine Waise, aber ich habe den redlichen Willen, so weit meine Kräfte und meine Einsicht reichen, Ihnen mit Rath und That beizustehen.«

Ich vermochte nicht zu sprechen. Ueberwältigt von meinem Gefühl, mußte ich immer und immer mir zurufen: Du bist also doch nicht ganz verlassen! Es lebt Jemand, der Dich nicht beleidigt, nicht peinigt, dem Deine Leiden nicht Genuß bereiten. Und dieser Jemand ist ein armes verlassenes Wesen, wie Du selbst. Ist es nicht eine Fügung des Schicksals, ein Wink des Himmels, daß er mitten im vernichtenden Schmerz der Welt, im entfesselten Sturm der heftigsten Leidenschaft gerade dies edle, uneigennütziges Wesen Dich finden ließ?

Als ich endlich Worte fand, verschwieg ich Clarissa nichts. Sie tadelte meine Heftigkeit und machte mich

in ihrer sanften Weise aufmerksam, daß eine Empfindlichkeit, wie sie in meinem Herzen sich festgesetzt, immer nur mir selbst die traurigsten Verlegenheiten bereiten würde.

»Es bleibt Ihnen kaum etwas Anderes übrig, als diese Stadt zu verlassen,« schloß Clarissa ihre Betrachtungen, ohne mich mit weiteren Vorwürfen zu überhäufen und dadurch von Neuem muthlos zu machen. »Erlauben Sie, daß ein Anderer statt Ihrer mit Herrn Boller in Unterhandlung tritt und Ihr Verhältniß löst. Mein Hauswirth ist ein braver, gutmüthiger und besonnener Mann. Er wird gern die Hand dazu bieten, weil es ein gutes Werk ist, das er fördern hilft. Hat er mir doch ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, geholfen. Er hat mir nämlich eine Stelle in einem Putzladen verschafft, die dem Anscheine nach einträglich zu werden verspricht. Leider muß ich nur so weit fort von meiner Heimath. Meine zukünftige Prinzipalin lebt in Hamburg.«

»In Hamburg!« wiederholte ich und ein Gedanke durchzuckte, wie ein Lichtfunke, mein bis dahin so nachtfinsteres Inneres. »Sollte sich in Hamburg nicht auch für mich ein Unterkommen finden?«

»Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde,« erwiderte Clarissa. »Auch da soll mein wackerer Hauswirth den Mittelsmann spielen. Seine Verbindungen erstrecken sich weit, und er hat eine Menge Stellen zu vergeben. Nur muß er vorsichtig sein und sich, ehe er Jemand empfiehlt, auch von dessen Brauchbarkeit überzeugt haben.

Sie sind ein stiller, arbeitsamer, junger Mann, ohne Ansprüche. Das Leben hat Sie nicht verwöhnt, mithin findet sich für Sie weit eher ein passendes Unterkommen, als für Solches die mit großen Ansprüchen in die Welt treten. Weit von hier ist außerdem für Sie das Beste. Da ich schon Uebermorgen abreise, können Sie meine Wohnung beziehen, bis es dem guten Hampelmann gelungen ist, Ihnen eine annehmbare Condition nachzuweisen.«

Clarissa blieb unter einer geschnörkelten Pforte stehen.

»Da wohne ich,« sprach sie, die Glocke ziehend. »Treten Sie nur getrost mit ein! Ein Obdach für die Nacht müssen Sie doch haben, und Herr Hampelmann stößt Sie, das weiß ich, nicht unbarmherzig über die Schwelle. Während Sie sich selbst Gesellschaft leisten in seinem kleinen Comptoir, unterrichte ich ihn. Dann wird er Rath schaffen, und da Sie ja kein Capitalverbrechen begangen, sondern nur unvorsichtig gehandelt haben, bin ich fest überzeugt, daß die fatale Geschichte sich mit vernünftigem Hin- und Herreden binnen wenigen Stunden schlichten läßt. Herr Boller muß ja froh sein, Sie los zu werden. An die große Glocke wird er die Sache gewiß nicht hängen, denn das verursachte nur Gerede und wohl gar unangenehmes Geträtsch. Seine Frau und ihre Töchter sind längst stadtbekannt, und haben nur diejenigen zu Freunden, die ihnen gleichen.«

Clarissa's Zuversichtlichkeit faßte mir Muth und sogar Selbstgefühl ein. Ich betrat ohne Zagen das alte verbauete Haus, wo ich alsbald die Bekanntschaft Herrn Hampelmann's machen sollte. Der Commissionär – denn dies Geschäft betrieb er – war ein kleiner, schwächlicher und beweglicher Mann mit feinen, nur etwas gezierten Manieren. Die Hornbrille mit den ungewöhnlich großen grünen Gläsern, die er niemals ablegte, gab ihm eine komische Würde. Ganz altfränkisch gekleidet, mit Kniehosen, Strümpfen und Schuhen, machte er den Eindruck eines alten Herrn aus der Zeit vor dem Ausbruche der ersten französischen Revolution. Mich erinnerte er lebhaft an meinen alten Tanzmeister.

Ich ließ Clarissa das Wort statt meiner führen. Hampelmann sagte gar nichts zu der Erzählung meiner Retterin. Er nickte nur mit dem Kopfe, als sei er mit Allem vollkommen einverstanden. Genau unterrichtet von meinen Verhältnissen, nahm er die Brille ab, zog aus seiner Westentasche ein viel gebrauchtes Stück weichen Leders hervor, putzte die großen Gläser, setzte die Brille dann wieder vorsichtig auf und sah mich so lange unverwandt an, daß ich verlegen ward. Der grüne Schimmer des Glases ließ auch Hampelmann's Augen grün erscheinen. Sie funkelten wie die Augen einer Katze.

»Sehr dummes Zeug das,« sprach er nach längerer Musterung meiner Person, »könnten in Prison kommen, polizeilich der Stadt verwiesen werden und obendrein noch blechen müssen! Papa Hampelmann will aber helfen. Hier, Patsch her! Haben's der da zu verdanken, junger

Mann! Mamsell Clarissa ist ein Goldherz mit Brillanten eingefaßt. Könnte gleich unter die Clarissinnen gehen, wenn sie weniger Trieb zum Arbeiten hätte.«

Er lachte und rieb sich vergnügt die Hände. Dann scherzte er noch kurze Zeit mit Clarissa, die bald auf ihr Zimmer ging, mich nochmals dem väterlichen Schutze des wackern Commissionärs empfehlend.

Von der wirksamen Vermittelung dieses einflußreichen Mannes, dem ich einige Male begegnet zu sein mich erinnerte, hatte Clarissa mir nicht zu viel verheißen. Es gelang ihm über alles Erwarten, meine Verbindlichkeiten gegen Herrn Boller zu lösen. Ob dies viel Mühe gemacht oder ob mein bisheriger Prinzipal sich über mich beschwert hatte, von alledem erfuhr ich nichts. Hampelmann übergab mir außer meinem Gehalt, auf welchen ich schon verzichtete, auch noch die Ueberreste meiner Geige. Ein beschriebenes Papier, mit Bollens Namen unterzeichnet, behielt er, ohne es mich einsehen zu lassen, unter dem Vorwande, daß er dessen bedürfe, damit er mir schneller eine Stelle ›im Auslande‹ verschaffen könne. Die Worte ›im Auslande‹ betonte er scharf, indem er zugleich seine grünen Augen durchdringend auf mich heftete. Madame Boller und deren Töchter ward mit keiner Sylbe gedacht, Sie schienen für den Commissionär gar nicht zu existiren. Drei Mal des Tages sah ich Clarissa, früh, wenn sie in die Messe ging – denn sie war eine fromme Katholikin – Mittags bei Tische, und Abends. Wir sprachen wenig zusammen, desto mehr sagten sich unsere Blicke, wenn sie sich begegneten. Dies geschah freilich

sehr, sehr oft. Schon damals wußte ich, daß dieses opferfähige Mädchen unvergeßlich in meinem Herzen fortleben, daß ich ihr, ihr ganz allein für immer angehören würde.

Clarissa schwieg, nur ihre lieben frommen Augen ruhten stets theilnehmend auf mir.

Ihre Abreise verzögerte sich indeß noch zwei Tage länger. Mir war dieser Aufschub sehr angenehm. Ich konnte ihr nun doch manche kleine Aufmerksamkeit erweisen, obwohl ich nicht daran gewöhnt und daher etwas ungeschickt in dergleichen Dingen war. Sie gestattete mir auch, ihr das Geleit zur Kirche geben zu dürfen. Während dann Clarissa nach den Vorschriften ihrer Religion zu Gott betete, that ich dasselbe in einem entfernten Stande. Ich flehte aber immer nur um das Eine, daß Gott Clarissa segnen und ihr ein freudenreiches Leben geben möge. Für mich selbst bat ich nie. Vielleicht war dies Sünde, denn meine Bitten sind nur zum Theil in Erfüllung gegangen.

Am Abend vor Clarissa's Abreise flüsterte sie mir mit freudig leuchtendem Antlitze zu, Herr Hampelmann habe ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, daß er sichere Hoffnung habe, mir eine Condition in Hamburg auswirken zu können.

»Dann sehen wir uns bald wieder, Herr Landenberg,« schloß sie ihre Mittheilung, »und wo zwei Landsleute, die einander bereits kennen, sich treffen, da sind sie nie allein.«

Tags darauf verließ das treffliche Mädchen mit einem Hauderer die Stadt. Hampelmann und ich gaben ihr das Geleite. Es glänzten Thränen in ihrem Auge, als sie uns zum letzten Male die Hand zum Abschiede reichte. Die Pferde zogen schon an, da beugte sie nochmals das melancholisch lächelnde Gesichtchen aus dem Wagenschlage und sagte zu dem Commissionär:

»Sie sorgen mir doch gut für Den da, Herr Hampelmann? Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen den jungen Herrn auf die Seele gebunden habe!«

Der Commissionär warf Clarissa galant eine Kußhand nach und der Wagen rollte über das holprige Pflaster fort dem Thore zu. Eine Stunde später hatte ich Besitz von Clarissa's bisherigem Zimmer genommen.

ZEHNTES KAPITEL. BEGLÜCKT UND DOCH VOLL SORGEN.

Ich überspringe einen Zeitraum von fünf Jahren in meinen Erinnerungen. Es war wiederum Herbst, Regengewölk bedeckte den Himmel, dürre Blätter wirbelten durch die Straßen, und naßkalte Winde fegten die Stoppeln. Einander gegenüber in sehr bescheidener Wohnung, die sich nur dadurch vor luxuriöseren auszeichnete, daß sie dem Himmel näher lag, saß ein junges Paar, um das erste Mittagsbrod zusammen zu genießen. Beide waren geschmückt, denn sie kehrten eben vom Altare zurück. Im dunkelblonden Haar der jungen Frau schimmerte noch der jungfräuliche Myrthenkranz. Ein einfach weißes Kleid umfloß ihre schlanken Glieder, und der Brautschleier wallte wie eine duftige Wolke um die Glückliche,

denn glücklich war die eben Vermählte, ganz so glücklich, wie ihr Gatte, dessen dankbarer Blick voll Liebe an ihren sanften Zügen hing.

Dies junge Paar hielt heute ihr Hochzeitsmahl. Es bestand nur aus einer einfachen Suppe nebst Fleisch und Gemüse. Kein funkelnder Wein blinkte in geschliffenen Kristallgläsern, es gab weder Gratulanten, noch Hochzeitsgäste, noch auch Geschenke. Die neu Vermählten waren sich selbst Alles. Sie standen ganz allein in der Welt, ohne Freunde und Verwandte. Wenn aber auch die jubelnden Klänge der hochzeitlichen Musik fehlten; ihre Seelen jubelten, daß sie endlich sich für dieses Leben besitzen sollten.

Clarissa hatte mir an jenem Herbsttage die Hand vor dem Altare gereicht. Der Bund unserer Herzen wurde von den Händen zweier Priester eingesegnet, und wenn je dieser Segen zwei einander gehörende Herzen erquickt und beseligt hat, so waren es die unsrigen. Wir hatten mit vielen Hindernissen zu kämpfen, ehe wir endlich das so lange ersehnte Ziel unserer Wünsche erreichten. Das Haus, in welchem ich durch Herrn Hampelmann's Verwendung eine Condition erhielt, wollte durchaus unter dem Comptoirpersonal keine Verheiratheten dulden. Von dieser Eigenthümlichkeit war mir nichts zu Ohren gekommen, als ich engagirt ward, auch wurde mir kein Versprechen abgenommen, das mich hätte veranlassen können, meinem Herzen Gewalt anzuthun. Nur vom Hörensagen erfuhr ich, daß der Prinzipal keine Verheiratheten um sich leiden möge. Ich achtete jedoch nicht darauf,

denn ich war fest entschlossen, Clarissa als Braut heimzuführen, möge es kosten, was es wolle.

Erst als ich kein Geheimniß mehr aus meinem Herzensverhältnisse zu Clarissa machte, erhielt ich Seitens des Prinzipals eine sehr bestimmte Mittheilung.

»Ich will Ihnen auch zugleich den Grund angeben, Herr Landenberg,« schloß der würdige Mann seine Eröffnung. »Soll mein Geschäft floriren, so müssen diejenigen, welche bei mir und mit mir arbeiten, ganz und ungetheilt nur *meinem* Geschäft leben. Dies verlangen zu wollen von Männern, welche Frau und Kind zu ernähren haben, die ihnen naturgemäß näher stehen sollen und müssen als der Prinzipal und dessen Geschäft, wäre Thorheit. Um nun junge Männer nicht in einen Zwiespalt mit ihrer Pflicht als Arbeiter für Fremde und als Familienväter zu bringen, ziehe ich es vor, Jeden, welcher dies Opfer meinem Geschäft nicht zu bringen vermag, lieber zu entlassen. Sie haben ein halbes Jahr Bedenkzeit, lieber Landenberg. Gehen Sie reiflich mit sich zu Rathe und übereilen Sie nichts. Lassen Sie den Verstand neben Ihrem Herzen sprechen. Das Herz kann täuschen, der Verstand trägt nichts. Ich war bisher mit Ihnen zufrieden, ich würde Sie ungern scheiden sehen. Es geschieht aber unbedingt, wenn Sie sich die Heirathsgedanken nicht aus dem Sinne schlagen können.«

Was war dagegen einzuwenden? Ich setzte meine Braut von den Ansichten meines Prinzipals in Kenntniß und bat um ihren Rath. Clarissa bedachte sich keinen Augenblick.

»Du mußt Dich nach einer andern Condition umsehen,« sprach sie. »Kaufmännisch betrachtet, mag Dein gegenwärtiger Prinzipal vollkommen im Rechte sein. Das Glück der Liebe aber, das Recht der Herzen ist keine Aufgabe der Algebra. Als ein freies Geschenk des Himmels senkt es sich nieder auf zwei gleich fühlende Wesen. Wer es von sich weist in berechnender Selbstsucht, der zerstört den innersten Kern seines Daseins mit eigener Hand.«

Diese Worte Clarissa's bestimmten mein Handeln.

Ich erklärte dem Chef des Hauses, wo ich bisher conditionirte, daß ich einer Verbindung nicht entsagen könnte, die eine Erfüllung aller meiner Wünsche in sich schlosse. Im Stillen hegte ich noch immer die Hoffnung, es würde mein Prinzipal einem so festen Willen gegenüber, den er als fühlender Mensch doch nur achten konnte, eine Ausnahme machen. Der Prinzipal blieb kalt wie immer bei meiner Erklärung.

»Haben Sie Geld?« fragte er trocken. »Meine Ersparnisse sind nur gering,« erwiderte ich, »da ich jedoch von Jugend auf nicht verwöhnt bin und mit Wenigem hauszuhalten weiß, dürften sie immerhin zur Begründung eines bescheidenen Haushaltes ausreichen.«

»Geld kann man niemals genug haben, junger Mann,« lautete die scharfe Gegenantwort. »Ich an Ihrer Stelle würde das Wenige erst zu verzehnfachen suchen und dann mich vorsichtig umsehen, ob irgendwo ein heirathsfähiges Frauenzimmer zum Fenster herausschaute, an deren Busentuch als schönstes Geschmeide ein Bankfolio

glänzte. Wie gesagt, das würde *ich* thun, denn wer heirathet, soll sich vorsehen für alle Zukunft und für ein anständiges Auskommen seiner Familie sorgen. In der bürgerlichen Welt ist Alles, auch die Heirath, ein Geschäft. Aber Sie sind Ihr eigener Herr; mithin haben Sie auch das Recht, der Schmied Ihres eigenen Glückes zu werden. Wie heißt Ihre Braut? Ist sie jung, hübsch und besitzt sie einige Mitgift?«

Ich gab der Wahrheit gemäß Antwort. Das Gesicht meines Prinzipals ward immer schmaler, seine Augen immer größer. Er drehte sich langsam auf seinem Comptoirstuhle um, faltete die Hände über der Brust und sagte:

»Mit Verlaub, Herr Landenberg, ich nenne dies, was Sie zu thun im Begriff stehen, einen dummen Streich. Gott soll zwar, wie es in der Bibel heißt, die Welt aus Nichts geschaffen haben, was ich in Anbetracht der damaligen chaotischen Zustände für möglich halten will, in unseren Tagen aber, wo Licht und Finsterniß, Festes und Flüssiges geschieden sind; wo Alles nach gewissen Normen, Gesetzen und Einrichtungen geschieht; wo der Mensch nicht mehr im Paradiese lebt, sondern sich immer etwas nahe bei dem Vorhofe zum Fegefeuer hält: in diesen unsern Tagen, mein lieber Landenberg, gibt Nichts zu Nichts gefügt, ein so vollkommen rundes Nichts, daß man in diesem luftleeren Raume ohne Gnade und Barmherzigkeit umkommen muß. Wenn also Sie und Ihre Jungfer Braut, die fleißige Arbeiterin, nicht das beneidenswerthe Talent besitzen, von Nichts zu leben, kann

ich Sie Ihres unüberlegten Entschlusses wegen nur bedauern. Sie sind nach Ablauf eines Jahres Ihr eigener Herr.«

So war ich denn entlassen. Es wurde nicht weiter davon gesprochen. Clarissa freute sich über meine Standhaftigkeit. »Ein anderes, passenderes Engagement kann Dir nicht entgehen,« sprach sie, »denn Du erhältst ja das beste Zeugniß. Mir sind ebenfalls Zusicherungen gemacht, die mich das Beste hoffen lassen. Wir wollen recht arbeitsam, recht sparsam sein, und haben wir es dann auch nicht immer vollauf, das Glück, uns zu gehören, wird uns manches Fehlende reichlich ersetzen.«

Wenn eine Geliebte tröstet, fehlt es dem Liebenden nie an Muth. Mich beunruhigte die Wendung, welche mein Leben genommen hatte, durchaus nicht. Ich that mich um und kam außerdem pünktlich meiner Pflicht nach. Es gab viele freie Stellen, darunter manche sehr einträgliche. Ich stellte mich vor, ward gehört, gefragt und fast immer mit Worten entlassen, die mich hoffen ließen. Dennoch wurden mir überall Andere vorgezogen. Lange blieb mir der Grund dieser Nichtbeachtung verborgen. Endlich, erfuhr ich ihn zufällig durch einen Dritten, mit dem ich mich darüber aussprach: »Man hält Sie für unfügsam und ein wenig eigensinnig,« sagte der mir Wohlgesinnte.

»Das ist unmöglich!«

»Dein Scheine nach nicht.«

»Ich bin aber ja der geduldigste Arbeiter, nie müssig, nie unfreundlich.«

»Gewiß, nur haben Sie nebenbei die Caprice, den Rath Anderer nicht zu beachten. Sie sind entschlossen, ein armes Mädchen zu ehelichen. Man verdenkt Ihnen das und meint es gut, indem man Ihnen räth, dies nicht zu thun. Sie hören aber auf die wohlmeinendsten Vorstellungen nicht, sondern setzen recht eigensinnig Ihren Kopf auf. Dies Beharren im Eigensinn oder, wenn Sie wollen, auf einem Vorsatze, den außer Ihnen Niemand billigt, nennt man Unfügsamkeit.«

Der wohlwollende Mann sprach die Wahrheit. Ich ward unruhig, aber ich war zu weit gegangen, um jetzt noch einlenken zu können. Auch bäumte sich in mir der alte Trotz grollend auf gegen die vorurtheilsvolle Welt. Was ging es denn Andere an, wenn ich aus eigener freier Wahl mich beschränken wollte, um ein Leben nach meinem Geschmacke zu führen, unglücklich zu werden auf meine Manier? Wer hatte ein Recht, mich unfügsam zu schelten, weil ich von dem einzigen Wesen, das ich liebte, das mich verstand, als ich von bubenhafter Gemeinheit wie ein Aussätziger oder Gebranntmarkter umhergehetzt wurde, nicht mehr lassen wollte?

Diese unvermuthete Entdeckung machte mich still und trieb mich von Neuem der Einsamkeit zu, die ich während der letzten Jahre gemieden hatte. Dem Unfügsamen konnten Andere nichts sein, er selbst noch weniger mit Fremden sich vertragen. Gegenseitiges Meiden war ungleich vortheilhafter. *Noli turbare circulos meos!* hieß von jetzt an die Devise meines Lebens. Ich schloß mich ab, ich

freute mich ordentlich, recht einsam zu sein. Vorurtheilen, die ich verlachte, Vorschriften, die nicht die Moral, höchstens weltlicher Eigennutz machte, mich zu fügen, hielt ich eines freien Mannes nicht würdig.

Clarissa stimmte mir in jeder Beziehung bei. »Lass' uns arbeiten und uns selbst genügen,« sprach sie, »was brauchen wir dann viel nach den Thorheiten zu fragen, denen die Welt huldigt!«

Inzwischen verging Woche nach Woche, Monat nach Monat. Ich hatte noch immer keine Condition. Etwas mußte aber geschehen, um nicht gar zu sorgenvoll das Mädchen meiner Wahl als Weib an's Herz zu drücken.

Während Clarissa nach einer unsern höchst bescheidenen Ansprüchen genügenden Wohnung suchte, war ich darauf bedacht, eine Stelle zu ermitteln, die mir neben einem mäßigen Einkommen auch freie Zeit ließ, um unabhängig von Andern arbeiten zu können. So genügte ich den Anforderungen der Welt, die gern das Wesen über den Schein vergißt, und rettete gleichzeitig meine Selbstständigkeit. Ohne mich einer bestimmten Regel slavisch zu unterwerfen, war ich doch fügsam. Ich diente und opferte zugleich Weihrauchkörner vor dem Idol meines Eigensinnes.

Es gelang mir, eine solche Stelle zu finden. Einträglich war sie nicht, aber sie warf doch so viel ab, daß zwei sparsam lebende Menschen nicht Mangel leiden durften. Nebenbei bemühte ich mich um Uebertragung von Arbeiten, die ich daheim in Gesellschaft meiner geliebten Clarissa machen konnte. Da ich eine gute Hand schrieb,

glückte mir auch dies. Ich fand, daß mein Loos ein beneidenswerthes sein würde, sobald ich berechtigt wäre, die Geliebte mein Weib zu nennen.

An dem erwähnten trüben Herbsttage war dies geschehen. Alle unsere Wünsche waren erfüllt. Wir gehörten uns für immer, Niemand konnte uns mehr trennen, Keiner hatte uns zu befehlen.

Clarissa war über alle Maßen glücklich. »Nur ein wenig Gesundheit,« sprach sie, als der Abend hereinbrach, sie die kleine Lampe anzündete und neben mir an demselben Tische, wo ich künftig allabendlich zu arbeiten gedachte, Platz nahm, um in ihrer Weise thätig zu sein. »Gibt uns der gütige Gott Gesundheit, so legen wir noch Geld zurück. Wer weiß,« fügte sie mit dem eigenthümlich melancholischen Zuge, der ihre Lippen bei jedesmaligem Lächeln umspielte, hinzu, »ob ich dann nicht schon nach wenigen Jahren das empfohlene Bankfolio als Schmuck um den Hals trage, ohne dessen Besitz man hier zu Lande nicht für voll angesehen wird.«

Ueber dieses zu erringende Bankfolio scherzten wir oft, am Meisten dann, wenn es uns gelang, eine Anzahl blanker Markstücken überzusparen. Wir hatten diesen erfreulichen Anblick schon im ersten Vierteljahre unseres Ehestandes, ohne uns deshalb zu kasteien. Aber freilich fügten wir uns nicht den Gewohnheiten Anderer. Der Sonntag sah uns auf keinem Vergnügungsorte, um hier

in wenigen Stunden das mühsame Ersparniß einer ganzen Arbeitswoche zu verjubeln. Wir machten keine Ausfahrten, keine Schlittenpartie, nahmen an keinem Bürgerballe Theil. Es würde auch sehr schlecht ausgesehen und zu allerhand stichelnden Bemerkungen Anlaß gegeben haben, wenn der hochschultrige Landenberg, der halb Commis und halb Copist war, mit seiner schlanken Frau sich im Tanz hätte schwingen wollen. Nein, wir lebten still vergnügt in unserer Häuslichkeit, spazierten bei schönem Wetter bald da- bald dorthin, besuchten höchstens einmal ein leidliches Concert, wozu Clarissa mich aufforderte, damit ich doch nicht ohne jeden musikalischen Genuß durch's Leben pilgern müsse, im Uebrigen aber genügten wir uns selbst.

Die Menge ließ uns gewähren. Wer sich nicht vor-drängt, wird bald vergessen, und entbehrlich ist Jeder, der den Kopf höher trägt, als die Mütze, die man grüßend zieht.

Von Zeit zu Zeit, doch nicht gerade oft, traf ich mit meinem früheren Prinzipal zusammen. Dieser Mann kannte mich jetzt nicht mehr. Niemals hat er mit einer Sylbe nach meinem Ergehen gefragt, nie ein Wort geäußert, als er mich nach Jahren früh gealtert, von Kummer gebeugt, mit schweren Büchern hustend durch die Straßen gehen sah. Er mußte es mir doch sehr, sehr übel genommen haben, daß ich die Befriedigung der Wünsche meines Herzens seiner gut fundirten Buchhalterstelle vorzog.

Drei Jahre verlebte ich an der Seite meiner Clarissa in so ungestörtem Glück; daß die trüben Erfahrungen früherer Tage, die schweren Prüfungen, die ich zu überstehen hatte, spurlos verschwanden. Ich erinnerte mich ihrer nur, wie etwa eines quälenden Traumes.

Unsere Verhältnisse blieben dieselben. Es ereignete sich nichts Außerordentliches, weder Freudiges noch Trauriges Nach Ablauf dreier Jahre aber merkte ich plötzlich eine bedenkliche Abnahme meiner Kräfte. Das Arbeiten ward mir schwer, ich fühlte mich immer abgespannt, und ohne mißmüthig zu sein oder Veranlassung dazu zu haben, überschlich mich oft eine quälende Bangigkeit, der ich nicht Herr zu werden vermochte. Clarissa blieb diese Verwandlung nicht verborgen. Sie bestürmte mich mit Fragen, und da ich kein Geheimniß vor ihr hatte und ihr offen Rede stand, ging sie eines Tages zu ungewohnter Stunde aus und kehrte an der Seite eines renommirten Arztes zurück.

»Hier, dieser Mann ist mein Alles, Herr Doktor,« sprach sie, mich umarmend. »Sagen Sie, was geschehen soll, damit die feindlichen Dämonen, die ihn heimtückisch umlagern, für immer verscheucht werden.«

Der Arzt examinirte mich lange, indem er ein Gespräch mit mir anknüpfte, das mich nöthigte, auf meine frühere Vergangenheit zurückzukommen. Clarissa hörte sehr aufmerksam zu, jede Miene des Arztes belauschend. Als er sich nach längerer Zeit wieder empfahl, sagte er beruhigend zu meiner treuen Lebensgefährtin:

»Der Mensch lebt nicht von Brod allein, meine gute Frau, er bedarf auch der freien Luft, des Lichtes, der Zerstreung. Freilich sollen wir im Schweiß des Angesichtes unser Brod essen, aber wir sollen nicht so angestrengt thätig sein, daß uns darüber der Appetit vergeht. Auch Ihnen, gute Frau, kann tägliche Bewegung im Freien nicht schaden.«

Damit verließ er uns. Recht hatte der Doctor, ich fühlte es, dennoch trug ich Bedenken, seinen Winken sogleich nach zu leben. Es standen uns schwerere Tage bevor als die waren, die hinter uns lagen. Clarissa ging Mutterfreuden entgegen. Ich wollte etwas Ordentliches vor mich bringen, meine kleinen Ersparnisse wo möglich verdoppeln, und darum muthete ich mir wohl etwas zu viel zu. Ich hatte mich überarbeitet!

»Reisen Sie,« sprach der Arzt, »als er einige Tage später unaufgefordert wieder bei uns eintrat. »Luftveränderung wird Ihnen gut thun, und könnten Sie nebenbei Seebäder nehmen, wäre mir's noch lieber. Ein bis zwei Monate müssen Sie unbedingt ihrer bisherigen Lebensart entsagen, sonst cultiviren Sie den Keim zu einer Krankheit, der, einmal bis zum Wachsen entwickelt, weder Messer noch Feuer vertilgen kann.«

Das waren trübe Aussichten. Ohne Clarissa's rasche Entschlossenheit wäre ich wohl nie auf den Vorschlag des Arztes eingegangen. Clarissa aber lächelte alle Bedenken hinweg.

»Du bist es Dir, mir und unserm Kinde schuldig, Dich zu schonen,« sprach sie. »Wir haben recht nett zurückgelegt, wir können uns diese nothwendig gewordene Erholung gönnen. Nimm Urlaub, und das schleunigst! In vierzehn Tagen spätestens brechen wir auf. Das Bankfolio bekömmt freilich einen Riß durch diese nicht im Voraus mit berechnete Reise. Aber es schadet nichts. Um uns zu trösten, lassen wir uns eine Anweisung auf Banco geben. Das setzt gleich mehr in Respect, und haben wir auch weiter gar nichts davon, als das Recht, darüber lachen zu können, jedenfalls werden wir besser bedient.«

Clarissa sagte dies Alles so heiter, in einem so scherzhaften Tone, daß die quälende Bangigkeit, die mich fast immer beherrschte, auf Stunden sich verlor. Ich war in Gedanken schon auf Reisen, ich segelte die Elbe hinunter dem Meere zu. Ja, das Meer hätte ich wohl sehen mögen! Der Anblick des Meeres allein schon, dünkte ich, müßte heilkräftig auf das Gemüth und auf ein tief angegriffenes Nervensystem wirken.

Ungesäumt traf ich die nöthigen Anstalten. Mein Prinzipal mußte natürlich zuerst von meinem Vorhaben unterrichtet werden. Er bewilligte mir vier Wochen. Gern, das sah ich ihm an, that er es nicht, aber er that es doch, weil er einsah, daß eine Erholungsreise mir nöthig sei.

Meine übrigen Verbindungen ließen sich leichter lösen. Hier war ich nirgends fest gebunden; ich brauchte mich Niemand zu fügen. Auch fiel es Keinem ein, mich halten zu wollen. Im Gegentheil, sie entließen mich Alle recht freundlich und wünschten, daß die beabsichtigte

Reise den gewünschten Erfolg haben möge. Später erst erfuhr ich, daß sie mich ohne Ausnahme einen leichtsinnigen Menschen genannt hatten, der selbst einen mühsam zusammengescharzten Sparpfennig nicht festzuhalten wisse aus – Eigensinn!

In meiner Harmlosigkeit ahnte ich nichts davon. Clarissa nahm den größten Theil unserer Ersparnisse, ließ sich eine Bancoanweisung geben, und ehe noch vierzehn Tage vergangen waren, standen wir reisefertig da. Der Arzt lobte unsern Entschluß. Er gab uns das Geleit bis an Bord des Dampfschiffes. Das alte mythische Ferseneiland Helgoland war das Ziel unserer Reise. Dorthin sendete uns der freundliche Arzt, ›damit – wie er sagte – wir gesunden möchten von Stubenluft und Arbeitsdruck bei schmaler Hausmannskost.◁

Der gute Doktor sah wirklich tiefer wie die Meisten seiner Collegen. Wir hatten nie gehungert, es ist wahr, aber mehr als magere Hausmannskost hatten wir uns auch selbst an Festtagen nicht gegönnt. Ich wollte auf die Zukunft hin sparen, und Clarissa dachte an die Mehrbedürfnisse, die mit dem Erscheinen eines neuen Weltbürgers auch in der kleinsten Haushaltung nicht entbehrt werden können.

EILFTES KAPITEL. AUF HELGOLAND.

Unzählige Male trug mich die Sehnsucht dem Meere zu, wenn ich segelbedeckte Kauffahrer mit gutem Winde aus dem Hafen legen und stromabwärts steuern sah,

daß ich jemals mit eigenen Augen das Meer schauen würde, wagte ich nicht einmal zu denken. Unsere Wünsche schrumpfen zusammen mit den Verhältnissen, in die uns die eiserne Hand des Schicksals einpfercht. Wer immer nur Kleines sieht, um Kleinliches sich abquälen muß, dem wird zuletzt sogar der Sinn für Großes von diebischer Hand entwendet. Nur das Fünkchen Phantasie, das mir die gütige Natur zum Trost in die Seele gepflanzt hatte, und das, hundert Mal von dem täppischen Finger der gemeinsten Prosa ausgedrückt, doch immer neu strahlend aufglühte, hielt meine Seele für große Eindrücke offen und machte sie für alles Erhabene empfänglich.

Ich athmete frischer auf, wie die erste Salzwoge ihren grün schimmernden Kristalleib am Bug des Dampfschiffes zerschlug. Der weißliche Schaumregen, der mich und Clarissa überschüttete, weihte uns ein für ein neues Leben. Gott Neptun taufte die Fremdlinge in seinem Reich, und diese Taufe durchschauerte mich mit unaussprechlichen Ahnungen. Clarissa fühlte wie ich. Sie verstummte aber vor dem gewaltigen Anblick der rollenden Wogen. Nur ihre begeisterten Blicke und ihr Händedruck sprachen aus was sie empfand.

Die Ueberfahrt war glücklich. Der schadenfrohe Meer-gott neckte uns nicht in unerfreulicher Weise. Wir erreichten das seltsame Felseneiland wohl behalten und fanden nach kurzem Suchen bei einem steinalten Lootsen eine Wohnung, die ganz unsern Wünschen entsprach.

Das Stübchen war nicht sehr geräumig, niedrig von Decke, aber so sauber wie ein blank gescheuerter Lindentisch. An der einen Wand verhüllten weiße Gardinen breite Lagerstätten. Die beiden fast viereckten Fenster sahen hinaus auf das endlose Meer. Hier konnten wir, wenn wir zeitig erwachten, die Sonne aus der wogenden Tiefe auftauchen sehen und jenes wunderbare Farbenspiel bewundern, das Wind, Wolken, Sonnenlicht, Früh- und Abenddämmerung hervorrufen. Es gibt nichts Unterhaltenderes, als das Spiel dieser Farbenharmonieen, dies Anschwellen und Auftönen blitzender Accorde, die bisweilen in windstillen Mondnächten aus einem erhabenen Maestoso plötzlich übergangen in ein funkensprühendes Allegro. Und zu diesem Spiel der Farben sangen die Nymphen des Meeres ihre weichen süßen Schlummerlieder! O ich begriff schon nach wenigen Tagen, daß ein wirklich kranker Mensch, daß ein zum Tode wundes Herz nur am Strande des brandenden Meeres wieder genesen könne. Eben so sehr aus Gewohnheit wie aus Sparsamkeitsrück-sichten lebten wir zurückgezogen. Die Badegesellschaft mit ihren Zerstreungen; ihren Ansprüchen existirte für uns eben so wenig wie wir für sie. Wir blieben ein paar vereinzelt stehende Einsiedler mitten im Tumult genuß-suchender Menschen. Da uns kein Mensch kannte, störte uns dies nicht. Man sah uns höchstens neugierig nach und hielt uns entweder für sonderbar geartete Leute oder für der Welt fremd gebliebene Kleinstädter aus irgend einer obsuren Provinz.

Unserm Genuß der großartigen Scenerie that dies Nichtbeachten keinen Abbruch. Wir sogen den erquickenden Hauch des Meeres in vollen Zügen ein. Die salzigen Schaumwellen, in denen wir täglich untertauchten, erquickten uns, und wenn wir Abends auf Hamilton's Point den Sonnenball in's Meer sinken sahen, während die röthliche Brandung durch die Spalten des riesigen Hengist stürzte, oder neben dem alten Lootsen vor der Thür unserer Wohnung saßen und dessen Erzählungen zuhörten, die oft gar abenteuerlich klangen, machten wir freudig bewegt Pläne für die Zukunft. Clarissa mochte gern des Kindes gedenken, dessen erste Lebensregungen sie fühlte, und oft, wenn die See vor einem fliegenden Sturm hoch aufrollte und Schaumsäulen in die Luft schleuderte, sagte, sie zu mir: »Herzensmann, wenn ich einem Knaben das Leben gebe, dann, glaub' ich, wird er zur See gehen. Ich bin ganz verliebt, vernarrt, würde man in Schlesien sagen, in das Meer und seine fesselnden Wunder.«

In der dritten Woche unseres Aufenthalts trat anhaltend schlechtes Wetter ein. Es stürmte fortwährend aus West und Nordwest, der Regen strömte Tag und Nacht vom Himmel, und jede Ueberfahrt nach der jetzt in graues Gewölk verhüllten Düne mußte unterbleiben. Nicht einmal die Klippe war mehr nur minutenlang zu beschreiten, so heftig tobte der Wind. Eingeborene wie Fremde mußten in ihren Wohnungen verweilen. Der Eingeborene findet sich ohne Murren in diese von der Witterung ihm auferlegte Gefangenschaft. Er kennt es von Jugend auf nicht besser. Auch läßt er sich bis auf die Haut

durchnässen und vom Sturme durchpeitschen, wenn das Zimmer ihm doch zu eng wird, ohne daß seine Gesundheit darunter leidet. Der Fallm war nie ganz menschenleer, selbst nicht an den schauerlichsten Sturmtagen, an denen wir ängstlichen, verwöhnten oder durch des Lebens Stöße wund geschüttelten Landratten nur schüchtern aus der Thür blickten.

Um die Langeweile nicht seßhaft im Schooße der Gesellschaft werden zu lassen, arrangirten die regsameren Besucher der Insel, die ohnehin nicht des Bades, sondern ausschließlich des Vergnügens wegen sich auf Helgoland aufhielten, gesellige Abendunterhaltungen im Conversationshause. Heute gab es einen Ball, morgen ein Declamatorium, übermorgen eine theatralische Vorstellung auf rasch improvisirter Bühne. Jedermann konnte an diesen allabendlich wechselnden Vergnügungen Theil nehmen gegen Erlegung eines sehr mäßig gestellten Entrées. Auch zu einer Musikaufführung traf man Anstalten. Mittelst Anschlag forderten diejenigen Herren, welche als Comité das Ganze leiteten, alle diejenigen, welche zur Erheiterung der traurigen Regentage beitragen könnten, auf, sich zu melden. Dieser Aufruf galt vorzugsweise Sängern und Sängerinnen und sonst mit musikalischem Talent begabten Badegästen. Es fehlte namentlich an ausübenden Musikern, an ein paar guten Clarinettisten, einem geübten Fagottbläser und zwei bis drei leidlich guten Violinisten. Instrumente hatte man – ich weiß nicht wie – herbeigeschafft.

Als ich diese Aufforderung las, welche der öffentliche Ausrufer an allen Straßen oder Gäßchen des Ober- und Unterlandes verkündete, und die außerdem allen Helgoländern, bei denen Badegäste wohnten, in's Haus gebracht wurde, erwachte in mir die alte Sehnsucht nach Musik. Jahrelang hatte ich, wenn man will, aus Caprice, um nicht vernarbte Wunden wieder aufzureißen und immer die Qualen des Sisyphus zu leiden, keine Saite mehr berührt. Jetzt auf einmal packte mich die Lust, abermals zu spielen, mit unwiderstehlicher Leidenschaft.

Clarissa ahnte, was in mir vorging. War es nun der verzeihliche Wunsch einer in allzugroßer Zurückgezogenheit lebenden Frau, auch einmal einem lang entbehrten Genuß sich hinzugeben, oder das Verlangen, den Mann, dessen Namen sie trug, an dessen Schicksal sie das ihrige geknüpft hatte, gewissermaßen beachtet und geehrt zu sehen: genug, Clarissa gab meinen heimlichen Wünschen Worte.

»Da könntest Du am Ende auch mitwirken,« sprach sie, mich glücklich anlächelnd. »Wir hätten dann noch obendrein die Vergünstigung, der beabsichtigten Aufführung unentgeltlich beiwohnen zu dürfen.«

»Wie dürfte ich einen solchen Schritt wagen!« versetzte ich, selbst noch unschlüssig. »Vielleicht habe ich das Spielen ganz und gar vergessen, und sodann, wo finde ich eine Geige, die etwas taugt?«

»Du versuchst die vorhandenen Instrumente. Genügt Dir keins, so sagst Du Deine Mitwirkung nicht zu. Wir sind dann einmal, vielleicht das erste und letzte Mal im

Leben, recht vornehm, und nehmen für unser Geld unter den Zuhörern Platz.«

Es bedurfte keines langen Zuredens, der heiße Drang, selbst wieder zu musiciren, hatte bereits entschieden. War es doch möglich, daß ich gefiel, daß ich Aufsehen machte, bekannt wurde! Daran konnte sich möglicherweise eine ganz neue Wendung meines Lebensschicksals knüpfen.

Eine Stunde später klopfte ich an die Thür des Zimmers, wo die Comitée ihre Sitzungen hielt. Man empfing mich mit größter Zuvorkommenheit, denn der Andrang sich Meldender war nicht eben groß.

»Das ist ja prächtig!« rief der Vorsitzende aus, als ich meine Bereitwilligkeit äußerte, die zweite Violine zu spielen, im Fall die vorzutragenden Piecen nicht zu schwer seien und man ein Instrument von gutem Klange mir nachweisen könne. »Aber warum wollen Sie nicht die erste Violine spielen, warum die zweite?«

»Weil ich nur selbstwachsener Dilettant bin, meine Herren, und niemals öffentlich auftrat.«

»Diesen Grund lassen wir nicht gelten, Herr –«

»Landenberg ist mein Name.«

»Also, Herr Landenberg. Kunstrichter gibt es nicht unter unserm Auditorium, und ein Helgolandisches Kunstblatt, das möglicherweise von irgend einem Stümper Kunstkritiken abdrucken lassen könnte, existirt zum Glück bis auf diesen Tag auch noch nicht. Darum schlagen Sie ein und übernehmen Sie dreist die Stelle eines

ersten Violinisten. Da kommt mein Freund und Colleague mit unserer ganzen Capelle. Prüfen Sie, wählen Sie aus, was Ihnen gut dünkt, und lassen Sie sogleich vor unserm Areopag ungeschulter Musikfreunde die Saiten erklingen!«

Mir gefiel das offene Wesen des sehr leutseligen Vorsitzenden, eines unabhängigen jovialen jungen Mannes von der holsteinischen Ostküste. Das Bedürfniß, seine Gesundheit zu kräftigen, hatte ihn schwerlich nach Helgoland geführt, es mochte wohl nur Lebenslust und der Wunsch gewesen sein, unter neuen Menschen neue Eindrücke zu empfangen.

Wider alles Erwarten fand ich eine Geige, die einen vortrefflichen Ton hatte und sehr ausgespielt war. Ich sah es dem Instrumente an, daß es ehemals einem Kenner gehört haben müsse, und als ich mich nach dem Besitze desselben erkundigte, bemerkte man mir, es sei ein Versatzstück, das vor längern Jahren ein auf dem Felsenlande weilender Fremdling an Zahlungsstatt seinem Hauswirthe überlassen habe.

Wie gern hätte ich diese Violine acquirirt! Aber daran war nicht zu denken. Ich besaß nicht die erforderlichen Mittel, um auch nur eine ganz mäßige Summe darauf verwenden zu können.

Meine ersten Griffe auf der schnell gestimmten Violine machten sämtliche Comitée-Mitglieder aufhorchen. Zu meiner großen Freude führte ich den Bogen noch mit vollkommenster Sicherheit. Ich gefiel allgemein und ward ohne Weiteres als erster Violinist ausgezeichnet.

Clarissa war ganz beglückt. Sie jubelte wie ein Kind und konnte den Tag des Concerts, wo ich öffentlich vor einem aus aller Welt Enden zusammengesetzten Zuhörerkreise gleichsam als Virtuose auftreten sollte, kaum erwarten.

Am nächsten Tage schon prangte mein Name auf dem im Conversationssaale angehefteten Zettel. Ich war mit *einem* Schlage ein Mann der Gesellschaft geworden und, ohne zu wissen wie, zu einem Namen gekommen. Um nicht etwa von Zudringlichen oder Neugierigen mit Fragen bestürmt zu werden, ließ ich mich nicht weiter sehen. Ich blieb ruhig daheim, übte mich auf der entliehenen Geige und befand mich wohler denn je.

Clarissa wich nichts von meiner Seite. »Wie anders würde sich das Leben für Dich gestaltet haben, hättest Du Deiner Neigung folgen dürfen!« sprach sie mit einem Anflug von Bitterkeit. »Das Orchester, die Tribüne war Dein natürlicher Beruf, nicht das Comptoir und die Buchführung.«

»*Tempi passati*,« erwiderte ich der mit dem Schicksal Grollenden, vertiefte mich in die Composition, und ließ es mir angelegen sein, jede Feinheit derselben durch ausdrucksvolles Spiel zu Gehör zu bringen.

An das schlechte Wetter dachte ich nicht mehr, selbst meine Leiden vergaß ich momentan, weil ein einziger Gedanke mich ganz erfüllte. So kam der Concertabend heran. Mehr als drei Viertheile der Badegesellschaft fand sich rechtzeitig im Saale des Conversationshauses ein. Das letzte Dampfboot, das wenige Stunden

vor Beginn unserer dilettantischen Abendunterhaltung zwischen Klippe und Düne vor Anker ging, brachte neue Gäste mit. Auch diese hatten nichts Eiligeres zu thun, als Billete zu dem Concerte zu nehmen.

In Folge meines zurückgezogenen Lebens kannte man mich weder dem Namen nach, noch wußte Jemand, welchem Berufe ich mich ergeben hatte. Ich konnte für einen aus weiter Ferne hergekommenen fahrenden Künstler gelten. Die Mehrzahl aller Anwesenden hielt mich wohl auch für einen Solchen, und schenkte deshalb meinem Spiel ziemliche Aufmerksamkeit. Ich konnte mit dem mir gezollten Applaus vollkommen zufrieden sein, und gewiß hätte dieser Abend in meinem so dunkeln Leben einen erheiternden Glanzpunkt gebildet, wäre nicht ein Zwischenfall eingetreten, der mich schmerzlich berührte und mich mehr denn je der Welt auf's Neue entfremdete.

Kaum war ich nämlich, von verschiedenen Seiten mit Achtung begrüßt an die Seite der still glücklichen Clarissa zurückgekehrt, die aus Schüchternheit in der hintersten Stuhldreihe Platz genommen hatte, um meinem Spiele zuzuhören, als eine schwere Hand auf meine Schulter fiel, und eine mir wohl bekannte, aber einige Jahre nicht mehr gehörte Stimme mich mit den Worten anredete:

»Sind wir also doch unter die Musikanten gegangen, Herr Buckelinski?«

Wenn eine kalte Todtenhand mich berührt hätte, würde ich nicht heftiger erschrocken sein, als beim Anhören dieser kalt und höhnisch ausgestoßenen Worte. Auch Andere vernahmen sie und kehrten sich dem Sprecher zu,

wie ich selbst. Sie bemerkten, wie ich zusammenfuhr, wie ich bleich ward vor Schreck und innerer Entrüstung. Ohne die liebende Hand Clarissa's, die sich besänftigend in meinen Arm legte, hätte eine heftige Antwort von meiner Seite möglicherweise eine Scene herbeigeführt, die mir nur nachtheilig gewesen sein würde.

Baumfahl stand hinter meinem Stuhle. Trotzig und klotzig, wie ich ihn während meiner Lehrjahre stets einhergehen sah, präsentirte er sich mir auch ietzt. Er kam direct aus der Heimath, um nach Amerika zu reisen. Da sich nicht sogleich eine passende Schiffsgelegenheit für ihn gefunden hatte, machte er, um sich die Langeweile vertreiben, einen Ausflug nach Helgoland. Der Anschlagzettel nannte ihm meinen Namen. Dieser Name allein veranlaßte ihn, ein Billet für die musikalische Abendunterhaltung zu nehmen. Nicht der Wunsch, Musik zu hören, nur die Neugier, ob ich wohl der angekündigte Geiger sein möge, verlockte ihn dazu. Da es ihm Bedürfniß war, mich auf die plumpeste Weise zu necken, so ließ er sich trotz der Abneigung, die ich ihm zeigte, mit mir in ein lautes Gespräch ein, d. h. er redete auf mich hinein und erzählte mir Geschichten, die ganz geeignet waren, mich immer empfindlicher zu verletzen. Wenn es Wesen gibt, die geschaffen sind, Andere zu quälen, so mußte Gott wohl die Seele eines solchen Peinigers in Baumfahl's Körper gebannt haben; denn für mich war er ein böser Geist. Alles Traurige und Entsetzliche, das hinter mir lag und das seinen Stachel bereits verloren hatte, ließ

der laut Sprechende wieder lebendig werden. Ich mußte die Qualen und Martern vergangener Jahre in einer Viertelstunde noch einmal in ihrer ganzen vernichtenden Schärfe durchempfinden. Baumfahl ersparte mir nichts. Er weidete sich an der Bestürzung, die mich befiel und unfähig machte, seine Angriffe abzuwehren. Die nächste Umgebung mußte durch die Bemerkungen des schadenfrohen Fremdlings aufmerksam werden, und da Baumfahl's Worte einen lustigen Anstrich für Alle, die nicht davon berührt wurden, haben mochten, so fehlte es nicht an versteckten Lachern.

Ich kann mir denken, daß mein Benehmen während dieses völlig unerwarteten Zusammentreffens mit Baumfahl in hohem Grade auffallend gewesen sein mag. Jedenfalls ward ich durch dasselbe mehr noch als durch mein Spiel ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für sämtliche Anwesende. Obwohl Baumfahl eben so plötzlich wieder verschwand, wie er aufgetreten war, ließ der Eindruck seines Erscheinens sich weder bei mir noch bei denen verwischen, die Zeugen dieses Auftrittes waren. Man rieth hin und her, weshalb ich mich wohl so sonderbar gebehret haben möge. Der Eine munkelte Dies, der Andere Jenes, und da man in beliebter, nur freilich auch in sehr unchristlicher Weise immer das Schlechteste zuerst voraussetzt, und nachdem unbescholtensten Menschen Schlimmes zutraut, so nahmen Viele an, es werde wohl irgend Etwas passirt sein in meinem früheren Leben, das mir nicht zur Ehre gereiche, und das dem protzigen Fremden solche Gewalt über mich verleihe.

Niemand äußerte etwas Aehnliches gegen mich, aber ich sah es den Leuten an, daß sie Uebles von mir dachten und redeten. War ich im Anfange meines Aufenthaltes auf dem Felseneiland von Niemand beachtet worden, so zog ich jetzt, sobald ich mich auf der Straße sehen ließ, Aller Augen auf mich. Man winkte sich zu, man flüster-te, man lächelte, man grüßte mich wohl auch; es war aber kein Lächeln des Wohlwollens, kein Gruß, wodurch man Jemand seine Achtung bezeugt. Dieses Lächeln, diese Grüsse verwundeten mich, und wieder stand ich unter allen Andern da wie ein Aussätziger. Clarissa mühte sich vergebens ab, mich zu beruhigen. Sie wollte mich überreden, daß nur mein Spiel, nicht das unerquickliche Gespräch mit dem Fremden, der meine Frau keines Blickes gewürdigt hatte, mich zu einer so allgemein gekannten Persönlichkeit gemacht habe. Ich glaubte ihr nicht, denn meine Seele war voll Mißtrauen. O dieses Mißtrauen, welche unsägliche Schmerzen hat es mir bereitet, unter welchen nie endenden Qualen hat es alle Lebenskraft in mir aufgezehrt!

Ich geigte nicht mehr; ich schloß mich ein, grämte mich im Stillen, grollte mit der Welt, und machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich so eitel und eingebildet gewesen war, durch meine geringe Kunstfertigkeit in der Gesellschaft glänzen zu wollen.

Clarissa schwieg zu meinen Klagen, aber die Sorge um mein geistiges Wohl griff ihre Gesundheit an. Der Gebrauch des Bades war kein heilbringender weder für

sie noch für mich. Wir fühlten uns Beide sehr bald unwohler denn je, und da unsere Baarschaft leider immer mehr zusammenschmolz und wir ja nicht wissen konnten, wie die Dinge sich gestalten würden, entschlossen wir uns zur Rückkehr nach Hamburg. Schon das nächste Dampfboot nahm uns an Bord. Nicht erquickt und gestärkt, nein, in tiefer Niedergeschlagenheit nahmen wir Abschied von der sturmgepeitschten rothen Klippe. Als ich sie langsam im Meere untertauchen sah, durchrieselte mich ein behagliches Gefühl. Es war ja hoffentlich für immer ein Stück Erde vor meinen Augen versunken, wo ich gelitten, wo mein schlimmster Feind mich mit der Geißel seiner spitzen Worte gemißhandelt hatte. – –

Mein erster Gang nach unserer Rückkehr galt meinem Prinzipal. Ich traf ihn allein, fand ihn aber auffallend verändert. Mein Aussehen mochte ihm sagen, daß in meinem körperlichen Befinden eine wirkliche Aenderung zum Bessern nicht eingetreten sei.

»Sie scheinen wenig Nutzen von Ihrer Reise gehabt zu haben,« sprach er, da mich wiederholt ein heftiger Husten während unserer Unterredung überfiel. »Ich bedaure dies aufrichtig, dennoch bin ich genöthigt, Ihnen gleich jetzt die Mittheilung zu machen, daß ich auf Ihr körperliches Befinden fernerhin keine Rücksicht nehmen kann, indem mein Geschäft darunter leiden würde. Ich werde Sie nicht verdrängen, gewiß nicht, aber ich darf auch mich selbst nicht vernachlässigen. Ist es Ihnen möglich, nach wie vor Ihre Pflicht zu thun, werd' ich Sie immer gern um mich sehen, träte aber das Gegentheil ein, so

müßte ich natürlich einen zuverlässigeren Mann engagiren. In diesem Falle, der hoffentlich nicht vorkommt, würde ich Sie nach Maßgabe Ihrer Leistungen bezahlen.«

Mich überraschte diese Erklärung nicht, wohl aber schmerzte sie mich. Leider fühlte ich nur zu gut, daß dieser gefürchtete Fall sehr bald eintreten würde. Was aber sollte ich dann beginnen? Meine Gedanken flogen rückwärts nach Breslau. Ich sah mich wieder in kalter stürmischer Herbstnacht am Geländer der Oderbrücke stehen, unter mir die gurgelnden Wasser, die durch Wolken blitzenden Sternbilder, und der Wunsch: ach, wärest Du damals doch hinabgesunken in die kühlen Wellen! tauchte von Neuem auf in meiner Seele.

Vor Clarissa hielt ich die Eröffnung meines Prinzipals geheim. Ich konnte es vorläufig, weil augenblicklich keine Veränderung in meinem Verhältniß zu ihm eintrat, daß ich aber anderwärts, wo ich vor der unseligen Baderreise immer Arbeit bekommen hatte, jetzt barsch abgewiesen wurde, konnte ich der guten Frau nicht verbergen. In meiner Abwesenheit hatte man Andere engagirt. Von mir war nicht weiter mehr die Rede. Einige sagten mir sogar in's Gesicht, ein Mensch, der um Lohn zu arbeiten vorgebe und dennoch Zeit und Geld habe, in's Bad zu reisen, habe es nicht so nöthig wie Andere, die so kostspielige Ausflüge nicht unternehmen könnten.

Clarissa schwieg, ich grämte mich und fuhr fort, mit der Welt zu grollen, die mir überall ein feindlich grinsendes Antlitz zeigte. Daß Vorstellungen, ruhige Auseinandersetzungen, die Fürsprache irgend eines einflußreichen Mannes den Einen oder Andern mir wieder gewogen machen könnte, daran dachte ich nicht in meiner Verbissenheit. Und hier habe ich mich leider schwerer Schuld anzuklagen! Ich konnte mich nicht entschließen, demüthig bittend an Jemandes Thür zu klopfen. Mein ganzes Inneres lehnte sich dagegen auf. Es war aber nicht eigentlich Stolz, der mich daran verhinderte, sondern ein tief eingewurzelttes Mißtrauen gegen Jedermann, das in meiner so trüben Vergangenheit wurzelte. Dazu gesellte sich die Ueberzeugung, daß ich nur wenig mehr wirken könne, und die fühlbare Abnahme meiner Kräfte, verbunden mit einem tiefen Bangen vor der Zukunft, machte mich vollends unfähig zu jedem Entschlusse. So gewiß ist es, daß auch die Kräfte der Seele unter den Leiden des Körpers erlahmen. Wenn ich dennoch geraume Zeit mich aufrecht hielt, so hatte ich dies Wunder – denn anders kann ich es nicht nennen – ganz allein dem belebenden Hauche der Liebe zu denken, den ich täglich von Clarissa's Munde sog.

ZWÖLFTES KAPITEL. DAS ENDE.

Kinder sind ein Segen Gottes. Die Wahrheit dieses Ausspruches hatte ich stark in Zweifel gezogen wenn ich über unsere mißliche Lage nachdachte, und selbst das Lächeln der Liebe Clarissa's kummervolle Züge nicht mehr

verklären wollte. Wir darbtten, ohne zu klagen und durch Klagen uns gegenseitig zu entmuthigen, aber vor der Stunde, die jedem jungen Aelternpaar wie ein Spalt erscheint, den Gott in den Vorhang reißt, welcher das Paradies verhüllt, bangte uns Beiden. Und dennoch kam Glück und Heil mit dieser gefürchteten Stunde über uns. Die klaren Augen unserer Tochter leuchteten uns entgegen, als wären zwei Sterne vom Himmel herabgefallen in unsere enge Wohnung. Der fromme Glanz dieser Kinderaugen erwärmte mein Herz auf's Neue, flößte mit Muth ein, richtete meine zagende Seele auf. Das lächelnde Kind auf meinen Armen wiegend, legte ich mich selbst wieder vertrauensvoll der ganzen Menschheit an's Herz. Alle Angst verlor sich im Anschauen meiner Clara; ich begriff mich selbst nicht in der Herbigkeit meiner früheren Urtheile. Die Geburt des Kindes, das Clarissa mir geschenkt, zeitigte meine eigene Wiedergeburt als liebender, vertrauender, glaubender und hoffender Mensch. Ich ward von Stund' an zuversichtlicher und umgänglicher. Beleidigende Worte hörte ich nicht oder stieß mich doch nicht mehr daran. Am liebsten hätte ich alle Menschen Brüder nennen, mit der ganzen Welt laut jubelnd ein Versöhnungsfest feiern mögen. Ja, Kinder sind ein Segen Gottes! rief ich oft freudetrunken aus in meinem reinen Vaterglück, denn sie machen den Menschen erst zum begnadigten Sohne Gottes!

Eine Zufriedenheit, wie ich sie bisher nicht gekannt hatte, ward unseres stillen Glückes feste Stütze. Der Reiche in all seinem Glanze und im Ueberfluß seiner Schätze

würde uns stets gleichgiltig geblieben sein, wäre Clarissa weniger leidend gewesen. Die aufopfernde Mutter übernahm sich aus Liebe zu mir und unserm Kinde so sehr, daß sich die Natur für dieses Uebermaß von Anstrengungen rächte. Seit Clara's Geburt litt sie fortwährend. Aertzliche Hilfe verschmähte sie, weil sie sich sagen mußte, daß sie die Vorschriften eines denkenden Arztes nie in ihrem ganzen Umfange werde beherzigen können. So litten wir im Genuß des Glückes, das uns Gott zu unserm Troste gegeben hatte, Beide. Die Noth des Lebens erlaubte uns nicht, anders zu handeln. Es war das Loos der Armen, das uns neben Millionen Andern zufiel. Diejenigen, welche gleichzeitig einen Treffer aus der Glücksurne zogen, bemerkten uns nicht im Taumel fortgesetzten Wohllebens, mithin konnten sich auch unsere Verhältnisse nicht verbessern.

Eine Anstellung besaß ich schon lange nicht mehr. Dies andauernde Kränklichkeit, unter der ich meine Tage hinschleppte, erlaubten mir keine anhaltende Beschäftigung. Ich mußte mich nach den günstigen Momenten richten, welche der Schmerz mir gestattete. In solchen Momenten, die ich durch lange Uebung zu Stunden auszudehnen verstand, war mir Arbeit Erholung. Daß ich sie immer an Clarissa's Seite, unter ihren Augen beschaffen durfte, daß ich daneben unsere Tochter sich lieblich entwickeln sah, daß ich ihre Erziehung leiten, auf ihre Bildung mit sammt der Mutter einwirken konnte, war mein

höchster Genuß und der eigentliche Zweck meines Lebens. Des Kindes Liebe wob Sonnenschein in den schattenreichen Zettel unseres Daseins.

Ich fing jetzt wieder an, Musik zu treiben, weniger meiner selbst als Clara's wegen. Hatte das Mädchen Talent für Musik, so gedachte ich sie dieser schönen Kunst aus Dankbarkeit zu widmen, denn wirklich schöne und genußreiche Stunden hatte ich doch nur im verbotenen Umgange mit der Musik verlebt.

Clara aber zeigte wohl Sinn und Empfänglichkeit dafür, durchaus aber kein eigentliches Talent. Sie hörte mich gern auf der Guitarre phantasiren, die ich mir angeschafft hatte, auch lernte sie ziemlich früh das Instrument stimmen und einige Accorde darauf greifen, allein ein innerer Drang für musikalische Ausbildung gab sich niemals kund.

So vergingen Jahre. Wir lebten wie Insulaner. Die große geräuschvolle Welt, der Glanz der Gegenwart, der Luxus, der uns umgab, das Haschen und Jagen nach Reichthum, dies Alles existirte für uns nicht. Und doch habe ich – das darf ich bekennen – in jener Zeit Viele, die wahrscheinlich weit ärmer waren, als ich, durch kleine Gaben glücklich gemacht. Ich zog mir einen Kreis Bittender heran, die Alle mich kannten und mein Kommen segneten. Viel konnte ich freilich nicht geben, was ich aber gab, das gab ich gern und mit einem Herzen voll Liebe, das im Geben dem Vater aller Gaben inbrünstig dankt. Ich glaube, der Segen dieser Armen hat mich erhalten in der Liebe, im Vertrauen, im Glauben, und mich

den schwersten Schicksalsschlag den Gott über mich verhängte, ohne Murren ertragen lassen.

Clarissa's Tod, der nach jahrelangem Leiden so sanft erfolgte, daß ich glaubte, sie schlummere nur länger als gewöhnlich, brach mir nicht das Herz, aber er riß eine weit klaffende Wunde hinein, die nie mehr zuheilte und an der ich – das weiß ich ganz sicher – dereinst sterben werde.

Wenige Tage vor diesem traurigen Ereignisse begegnete ich Baumfahl wieder. Er war reich begütert zurückgekommen aus Amerika, richtete sich ein wie ein indischer Nabob, eiferte den reichsten Familien nach, und gab sich ganz das Ansehen eines Mannes, der ein Recht hat, Ansprüche zu machen, weil der Zufall ihn mit Gold überschüttete.

Mein Schreck beim Anblick dieses mir unerträglichen Mannes minderte sich, als ich bemerkte, daß Baumfahl nicht mehr so gar plump auftrete und in seiner früheren Weise mit mir umspringe. Das Geld hatte ihn allerdings stolz gemacht, diesen Stolz ließ er jedoch zuerst diejenigen fühlen, die ihn als Emporkömmling nicht ganz für voll gelten zu lassen Miene machten. Der arme Schulbekannte, der zum Ueberflusse noch krank war, konnte ihm ja nicht im Wege stehen. Ich traute meinen Ohren kaum, als ich aus Baumfahl's eigenem Munde hörte, er sei gern erbötig, mich zu unterstützen, wenn ich mich nur mehr wie früher fügen wollte!

Ein solches Anerbieten durfte ich damals wohl annehmen, ohne mich selbst zu erniedrigen. Ich verlangte ja

nichts geschenkt, ich wollte nur für mäßigen Lohn arbeiten und einem Dritten nützlich werden. Baumfahl hielt mich beim Wort. Er gab mir seine Bücher, damit ich sie in Ordnung bringe, und was er mir für diese Mühwaltung zufließen ließ, konnte ich in meiner damaligen Lage immerhin für eine Wohlthat halten. Clarissa's Tod nöthigte mich, dem reich gewordenen Landsmann eine Bitte vorzutragen. Ich besaß nicht so viel, um die Kosten der Beredigung des unvergeßlichen Wesens, das ich als einen Sendling Gottes, als einen jener heiligen Boten verehrte, die in der Sprache der Bibel Engel genannt werden, bestreiten zu können.

Baumfahl streckte mir die erforderliche Summe vor, doch nicht ohne verletzende Bemerkungen über leichtsinnig eingegangene Ehen zu machen und daran höchst lieblose Betrachtungen zu knüpfen. Ich mußte ihm einen Schein über die erhaltene Summe ausstellen und mich verpflichten, sie pünktlich zu verzinsen, bis ich sie gänzlich bei ihm abgearbeitet haben würde. Dies letztere Verlangen überraschte mich weniger. Geldmenschen haben es einmal in der Art, Niemand einen Böhmen ohne Zinsen anzuvertrauen. Auch kam ich redlich meinen Verpflichtungen nach, arbeitete früh und spät, schadete dadurch immer mehr meinem leidenden Körper, erschwang aber doch nur so viel, das ich gerade das Bischen Leben mühsam durchbrachte.

Zum Unglück mußte einige Monate später Baumfahl Zeuge meiner Wohlthätigkeit sein. Der Mann gerieth bei dieser Entdeckung in eine wahre Berserkerwuth, und ich

besorgte, er möge mich in seiner Tobsucht mißhandeln. Was er mir Alles vorwarf, weiß ich nicht mehr, denn ich hörte weniger auf seine Worte, als ich seine Gesticulationen verfolgte und die fürchterlichen Verzerrungen seiner Gesichtsmuskeln beobachtete. Ein Besessener kann nicht schlimmer rasen, wie dieser vom Dämon des Geldes besessene Unglückliche. Der von mir Beschenkte rannte spornstreichs davon, als habe er Unrecht gethan, von mir armem Schlucker die kleine Gabe anzunehmen.

Als Baumfahl sich ausgetobt hatte, machte ich ihm vernünftige Vorstellungen, um mein Handeln zu rechtfertigen. Er mochte aber nichts davon hören. »Wer selbst von Anderer Gutmüthigkeit lebt,« versetzte er, noch immer erbittert, »und dann noch unnützem Bettelvolk fremdes Geld in die Hand steckt, der müßte in's Zuchthaus wandern, hätte ich Gesetze zu geben! Leute von gesundem Menschenverstand schenken nichts weg. Schenken macht schlechte Wirthschafter und wer nicht gut wirthschaftet, hat die schönste Anlage, ein liederlicher Betrüger zu werden. Geld ist das Höchste, darum muß man es fest halten und als das Kostbarste, was die Erde gibt, verehren.«

Am Schluß seiner langen Rede, die mit den beißendsten Bemerkungen für mich gewürzt war, erklärte er mit Heftigkeit, daß er mir nie wieder unter die Arme greifen werde, wenn ich das ›dumme Wohlthun‹ nicht aufgebe.

Von diesem Tage an änderte Baumfahl sein Benehmen gegen mich. Das, was er Unterstützung nannte, entzog er mir nicht, nur ließ er sie mir in so sparsamer Weise

zu Theil werden, daß sie mehr einem noch dazu ungerne gegebenen Almosen glich. Wenn ich, bedürftig und abhängig, wie meine Kränklichkeit mich machte, ihm vorzustellen wagte, daß ich bei so kärglicher Bezahlung meiner Arbeiten unmöglich ehrlich durchkommen könne, erhielt ich regelmäßig eine bittere Antwort. Dämonisches Lächeln zuckte dann gewöhnlich über Baumfahl's harte Züge, und sich in die Brust werfend, pries er den Werth des Geldes und nannte diejenigen die wahren Weltweisen, die einzigen reellen Wohlthäter des Menschengeschlechtes, welche die Gabe besäßen, Geld zu verdienen, es richtig anzuwenden und durch solche Anwendung es in's Unendliche zu vermehren.

»Was nützt es, daß man Ihnen mehr gibt, als Sie gerade nothdürftig zu Brod und Salz brauchen?« schloß er dann lachend seine Rede. »Sie werfen es ja leichtsinnig von sich, anstatt es in Sammet und Seide einzuwickeln und unter dreifache Schlösser zu legen. Wer Sie kurz hält, ist Ihr eigener und sehr vieler Anderer Wohlthäter. Unter Curatel hätte man Sie stellen sollen schon damals, als Sie sich die erste Fiedel anschafften, um die Zeit unnöthig darauf zu verfangern. Jetzt ist es zu spät, denn jung gewohnt, alt gethan! Ihnen und Ihrer Sippschaft, die Gott Lob durch des Himmels weise Fürsorge nicht zahlreich ausgefallen ist, kann der Klügste nicht mehr helfen. Sie haben es nicht besser haben wollen auf Erden, und müssen nun im Staube herumkriechen. Wir

Klügeren steigen in der Höhe, auf deren Gipfel die Silberkrone des Banco als Belohnung für geschickte Kletterer aufgestellt ist. Himmel, was wäre die Welt ohne Banco! Es ist jetzt Mode geworden, jedem Hansnarren, der vor Olim's Zeiten einmal durch Zufall einen glücklichen Einfall hatte, ohne selbst etwas von seiner Klugheit zu ahnen, ein Denkmal zu errichten. Ich verlache diese unnütze Mode. Wenn aber Einer aufstände und vorschläge, man solle dem Manne, welcher das Banco erfand, eine Statue setzen, meinethalb so groß, wie das Weibsbild, das sie bei München auf der Theresienwiese aufstellen wollen als Schutzpatronin des Baierlandes, so würde ich keinen Augenblick anstehen, solchen Mann für den größten Geist unseres Jahrhunderts zu erklären, und mit Vergnügen selber vierzig oder auch dreißig Mark Banco zeichnen. Es wäre doch Sinn in solchem Vorschlage, und jeder Vernünftige könnte sich eine Idee machen von einem wirklichen Moment oder Monument, wie man's nun auf gelehrte Manier benamsen will!«

Mich würden geäußerte Ansichten solcher und ähnlicher Art, die ich oft mit anhören mußte, geärgert haben, wäre das Aussehen Baumfahl's dabei nicht gar so komisch gewesen. Die dicken fetten Lippen des mit seinem Thun und Treiben höchst zufriedenen Geldmenschen wurden noch einmal so dick, die Nasenflügel weiteten sich aus, und die struppigen Augenbrauen wuchsen pyramidalisch in die gerunzelte Stirn hinein. Er sah aus wie eine Carricatur Jupiters.

Ein paar Mal konnte ich ein spöttisches Lächeln nicht verbergen. Da fuhr er mich wild an, gab mir alle erdenklichen Ekelnamen, und gebehrdete sich wieder ganz wie ein schadenfroher Junge, der sich an dem ohnmächtigen Zorne eines Schwächeren letzt.

Diese Behandlung ertrug ich mit der Geduld eines Märtyrers Jahre lang. Ich that es nicht aus Demuth, sondern aus Liebe zu meinem armen Kinde, das, hätte Gott seine Hand von mir abgezogen, ganz verlassen in der herzlosen Welt dastand. Wie sehr ich unter Baumfahl's unwürdiger Behandlung litt, ahnte Niemand, nur Clara fühlte es mit dem feinen Instinct einer liebenden Tochter. Sie bat mich oft, ich möge dem harten, geizigen Manne und seinem Joche mich entwinden, Gott würde uns Freunde erwecken und uns gewiß nicht sinken lassen. Meine Wünsche begegneten solchen Bitten meiner Clara freilich, aber ein kranker Mensch besitzt wenig Muth. Ich traute mir weder die Kraft zu, mich nochmals durch Anderer Hilfe aufrichten zu können, noch hatte ich Lust, ein drückendes Dienstverhältniß aufzugeben, um vielleicht ein nicht weniger drückendes durch entwürdigendes Bücken und Schmeicheln mir wieder zu erobern. So zog ich es vor, zu dulden und das Unvermeidliche als eine mir auferlegte Bestimmung zu ertragen. In einsamen Stunden, wenn Clara außer dem Hause war, erleichterte ich mein Herz, indem ich diese Bekenntnisse niederschrieb.

Jetzt fühle ich, daß die Zeit der irdischen Prüfung sich rasch ihrem Ende naht. Darum eile ich, diese Aufzeichnungen abzuschließen. Ich erkenne wohl, daß ich oft aus Eigensinn, aus falsch verstandenem Ehrgefühl gefehlt und mir durch meine Schüchternheit, mein Mißtrauen, meine Aengstlichkeit, mein Abschließen gegen Alle, von denen es gewiß Manche recht gut mit mir meinten, unendlich viel geschadet habe. Dennoch lastet die größere Schuld meines trübseligen Lebens nicht auf mir. Es sind die Verhältnisse, welche unserm Leben die Form geben. Weil es Gott gefiel, mich mißgestaltet zur Welt kommen zu lassen, gefiel es den Herren dieser Welt, mein unsterblich Theil der unschönen Hülle wegen, in der es wohnte, zu mißhandeln. Ich vergebe ihnen jetzt die unwürdigen Scherze, die bittern Hohnreden, die schlechten Zumuthungen, wodurch sie mich beleidigt, erzürnt und mich oft mir selbst und dem heiligen Geist entfremdet haben, der auf unserer Lebensbahn als leuchtender Führer voranschreiten muß, wenn wir nicht verloren gehen sollen. Mitten im Hohn der Welt fand ich mich wieder durch jene Harmonieen, die der gütige Weltgeist in mir erklingen ließ, wenn rund um mich nur Disharmonieen schwirrten. Jene Musik, die, wie der Dichter sagt, der Mensch in sich selbst hat, wurde mein Retter. Mir war und blieb sie ein Erlöser von allem Uebel.

Baumfahl hat mich schwer verkannt; er zürnt mir, und das beängstigt mich. Ich möchte nicht, daß sein Zorn mir über das Grab hinaus folgte. Er ist der Einzige meiner Jugendbekannten, meiner Peiniger, der mir fast durch's

ganze Leben zur Seite blieb. Ich wünsche mich ihm zu versöhnen, wenn es auch erst geschieht, nachdem mein schon längst erdenmüdes Auge gebrochen ist. Darum bitte ich meine Tochter Clara oder diejenigen, welche Gott der Verlassenen als Freunde und Fürsorger senden wird, nach meinem Tode diese Aufzeichnungen Baumfahl zu überliefern. Vielleicht dienen sie dazu, ihn künftighin gegen Andere milder, gerechter und wohlthätiger zu machen, als er es gegen mich war. Möge es ihm wohl gehen auf Erden und er dereinst der letzten Lebensstunde so sehnsuchtsvoll und glaubensstark entgegen sehen, wie ich! ...

DREIZEHNTES KAPITEL. DER TOD EINES GERECHTEN.

Der junge Tag schimmerte bleich durch die verhüllten Fenster, als Friedrich das Manuscript zuschlug. Die Lectüre hatte ihn ungewöhnlich aufgeregt. Er litt mit Landenberg, er zürnte und freute sich mit ihm. Des Lebens wirre Fratzen, die des armen Mannes Schritte umgaukelten, erschreckten ihn, wie die wahre Gottergebenheit des Vielgeprüften ihn wieder mit heiligem Trost erfüllte.

Es litt den jungen Virtuosen nicht auf seinem Zimmer. Obwohl kein Schlaf in seine Augen gekommen war, fühlte er sich doch völlig munter. Wäre es doch schon voller heller Tag gewesen! Hätte er doch auf der Stelle die Wohnung Landenberg's aufsuchen können! Daß noch Stunden vergehen mußten, ehe dies geschehen durfte, peinigte ihn fast so sehr, als die Furcht, er möge den Leidenden nicht mehr am Leben treffen.

Einige Zerstreung gewährte Friedrich der Gedanke an Baumfahl. Was wollte er diesem harten Manne, der von Jugend auf Landenberg's Leben mit dem Geifer seiner gehässigen Bemerkungen vergiftet hatte, nicht Alles sagen! Er ward ordentlich im Geiste beredt und arbeitete eine Strafpredigt aus, deren moralischen Werth er selbst sehr hoch anschlug. Schade nur, daß auch dies Vorhaben nicht auf der Stelle in eine That verwandelt werden konnte. Später erlahmte vielleicht die Kraft, und mit der sittlichen Entrüstung, die unsern Freund entflammete, verfloß auch der Drang, einem Manne, den er ja gewissermaßen Verbindlichkeiten schuldig war, verletzende Worte in's Gesicht zu sagen.

Friedrich schlug das Manuscript sorgfältig in Papier, steckte es zu sich, und verließ das Haus. Die Straßen waren noch still. Hin und wieder rollte ein vereinzelter Karren über das Pflaster, Kellerthüren klappten auf und zu, und über manchem Schornsteine tanzte ein Rauchwölchchen im frischen Morgenwinde. In den Fleethen, die jetzt bei der Tiefebbe wasserlos dalagen, wateten übel aussehende Menschen, mit Sack und Harke bewehrt, durch Schlamm und Schmutz, um nach verloren gegangenen Werthsachen zu suchen. Friedrich achtete wenig auf diese ›Fleethenkieker‹, wie der Volksmund sie nennt. Ihn zog es hinaus in's Freie. Er mußte den Hauch wogenden Wassers oder den Duft grüner Wiesen und knospender Bäume einschlürfen.

Bald hatte er das Thor erreicht, vor dem schon eine Menge Menschen warteten. Es war geöffnet, aber die

Sperrzeit war noch nicht ganz abgelaufen, und den hohen Sperrschilling zu erlegen, fiel auch dem Eiligsten nicht ein. Friedrich ließ sich von dieser Abgabe, die er schon so früh dem Staate entrichten mußte, nicht zurückhalten. Er zahlte die verlangte Summe und durchschritt gleichgiltig die Menge der Harrenden, die nicht begreifen konnten, wie ein Spaziergänger so leichtsinnig sein Geld verschleudern möge.

Ohne auf die Richtung des Weges zu achten, den er einschlug, noch zu fragen, wohin dieser ihn führe, ging er, in seine Pläne vertieft, immer vorwärts. So kam er auf die Uhlenhorst und gelangte zur Fähre, die den Verkehr zwischen beiden Ufern der Alster vermittelt. Er war der erste Passagier, der so früh am Tage übergesetzt zu werden beehrte.

Inzwischen war die Sonne längst schon aufgegangen und stellte die lachenden Ufer der Alster in die herrlichsten Lichteffecte. So schön hatte sich Friedrich die Umgebungen dieses Flusses kaum gedacht; denn er hielt noch immer an der Ansicht fest, wirklich schön könne nur eine Gebirgsgegend sein. Er gestand sich jetzt selbst, daß er sich geirrt habe, und schwelgte bewundernd in den sanften Reizen der laubreichen Uferlandschaften, deren köstliche Blätterfülle alles Land weit umher in goldgrüne, leuchtend warme Schleier hüllte.

Luft, Sonnenschein und Waldesduft erquickten den einsamen Wanderer. Je weiter er ging, desto kräftiger fühlte er sich. Auch in seinem Busen ward es hell. Die Seele ächzte nicht mehr unter den Schmerzensseufzern

Landenberg's, die bisher wie ein Alp auf sie drückten. Wer frei sein, streben und wirken will, darf sich von Stimmungen eben so wenig wie von Leidenschaften beherrschen lassen. Nur ein helles Auge, ein klarer Verstand bändigt den bösen Schalk, der sich hinter jeder Stunde verbirgt, um den Moment abzupassen, wo er uns prickeln oder gar irre leiten kann.

Zwischen Feld und Wiesen, an Bachrändern und blumigen Erdwällen fortwandernd, über Stege und Knicke steigend, kam er nach dem waldumhegten Lockstedt. Der idyllisch zwischen rauschende Baumwipfel und wogende Saatfelder gebettete Ort behagte ihm. Die sauber gehaltenen Häuser mit den hohen Strohdächern, auf denen hie und da ein Storch philosophisch den Himmel betrachtete, übten eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf unsern Freund aus, daß er einige Zeit hier auszuruhen beschloß. Die Uhr sagte ihm, daß er nichts versäume. Ein Kranker, wie Landenberg, konnte unmöglich in den ersten Vormittagsstunden Besuche annehmen.

Während er ein frugales Frühstück verzehrte, durchblätterte er nochmals Landenberg's Lebensgeschichte.

»Wie doch die Menschen so oft ohne alle Veranlassung die Welt sich zur Hölle machen!« dachte Friedrich, einzelne Stellen in dem Manuscripte wieder überlesend. »Hätte dieser Baumfahl, den das launenvolle Glück auf Schritt und Tritt verfolgte, dem armen Landenberg nicht mit leichter Mühe die von Natur ihm aufgebürdete Last abnehmen können? Wie dankbar, wie anhänglich würde für solch menschenfreundliches Entgegenkommen der

Leidende gewesen sein! . . . Und doch sprechen wir immer so viel von der Gerechtigkeit, die auch im Leben der Menschen überall sichtbar werden soll. Mich will bedünken, es gehört ein eigenthümlich construirter Organismus dazu, um diese Gerechtigkeit zu entdecken. Ich hätte große Lust, ein klein wenig den Gott zu spielen, und in der Gestalt einer rächenden Nemesis die lange nicht mehr betretene Schwelle Baumfahl's zu überschreiten. Wenn dieser Mann für das, was er an Landenberg gesündigt hat – und wer kann wissen, an wen sonst noch – nicht schon auf Erden büßen muß, dann verzweifle ich an der Weisheit der Weltregierung!«

Friedrich gehörte zu jenen leicht reizbaren Naturen, die sich durch bloßes Denken in eine heftige Stimmung versetzen können, in dieser weitschichtige Pläne entwerfen und gern als Anwälte Unschuldiger auftreten. Wäre dem erhitzten Virtuosen, dessen Herz nicht eben selten den Verstand in's Schlepptau nahm, Baumfahl jetzt begegnet, so würde es dem berechnenden Geldmenschen gewiß sehr übel ergangen sein. Friedrich aber hatte zuvor noch einen langen Weg zurückzulegen, er wollte und mußte vor Allem auch erst Landenberg und dessen Tochter sprechen, die ihn ja Beide erwarteten, und so konnten Stunden vergehen, ehe er die Rolle der Nemesis in Baumfahl's Hause zu spielen Gelegenheit fand. Indeß verließ er den vom Lärm der großen Handelsstadt unberührten Ort mit dem festen Vorsatze, dem Rentier höchst eindringlich in das verhärtete Gewissen zu reden.

Kurz vor Mittag betrat unser Freund den Platz, in dessen verstecktestem Winkel nahe dem Himmel der arme Landenberg die schwersten Schmerzen litt. Er war schon lange nicht mehr so streitlustig gestimmt, wie vor zwei Stunden. Sein Herz klopfte und kalter Schweiß befeuchtete seine Hände, als er langsam die dunklen Treppen hinaanstieg.

Es war still im Hause, als würde es von Niemand bewohnt. An der letzten Stiege zögerte Friedrich ein paar Minuten, um zu horchen. Kein Laut, kein Lebenszeichen ließ sich vernehmen. Er ging weiter; die morschen Stufen knarrten unter seinen Tritten, das glatte harte Tau entglitt seiner Hand und schlug klappernd gegen das Gefäß. Jetzt stand er vor der kleinen Küche, die zugleich als Vorplatz diente. Die Thür war angelehnt, auf dem Herde glommen unter gelblich-weißer Asche leuchtende Torfkohlen. Der über dem Feuer stehende Kessel sang so traulich, als habe er dem Fremdling eine frohe Mähr zu verkündigen.

Diese auffallende Stille machte auch Friedrich behutsam. Geräuschlos durchschritt er auf den Fußspitzen den engen Raum und klopfte kaum vernehmbar an die Thür. Sie wich seinem Finger, da sie ebenfalls nur angelehnt war, und gewährte ihm Einblick in das bescheidene Wohngemach.

Es stand leer. Auf dem Tische, wo unser Freund bei seinem früheren Besuche künstliche Blumen vorrätig

fand, brannte jetzt eine Nachtlampe. Man hatte sie wahrscheinlich bei Anbruch des Tages auszulöschen vergessen, Daneben bemerkte Friedrich eine halb geleerte Flasche Medicin, Ueberreste geschnittenen Weißbrodes und ein umgestoßenes Glas.

Einige Secunden verhielt er sich ruhig, das leere Zimmer musternd. Ein Geräusch, das sich wie unterdrücktes Schluchzen anhörte, führte ihn nach dem Schlafgemache. Friedrich hustete, ehe er es wagte, die Thür behutsam aufzudrücken. Gerührt von der Gruppe, die er hier erblickte, blieb er stehen.

Landenberg saß oder lehnte vielmehr im Bett, den nach vorn gesunkenen Kopf auf die Schulter Clara's stützend, welche den Vater mit beiden Armen umschlungen hielt. Ein Arzt horchte auf das Athmen des Leidenden, der von dem, was um ihn vorging, nichts zu sehen noch zu hören schien. Ein weiteres Zurückschieben der Thür durch Friedrich's machte den Arzt aufblicken. Dieser erkannte den jungen Virtuosen, und da er von den Verhältnissen Landenberg's offenbar genau unterrichtet war, winkte er ihm zu, näher zu treten. Gleichzeitig neigte er sich zu der leise weinenden Clara und nannte Friedrich's Namen.

Clara blickte auf, ohne den Vater aus ihren Armen zu lassen. Friedrich sah in ein kummerbleiches, von Nachtwachen abgemagertes, thränenfeuchtes Antlitz. Beim Anblick des Virtuosen suchte sie zu lächeln – oder berührte ein freudiges Empfinden das Herz der Trauernden – sie bewegte grüßend das Haupt und sagte lispelnd:

»Ich danke Ihnen, Herr Vollton, daß Sie kommen. Der Vater hat sich recht nach Ihnen gesehnt.«

Friedrich stand bereits neben Clara, um einen Blick auf Landenberg's Auge zu erhaschen.

»Ist der Anfall vorüber?« fragte jetzt die Tochter den Arzt.

»Er ist vorüber,« erwiderte dieser mit eigenthümlicher Betonung.

»Darf ich ihn niederlegen?«

»Sie dürfen es, mein liebes, gutes Kind.«

Clara löste sanft ihre Arme vom Leibe des Vaters, aber das Haupt des Kranken regte sich nicht. Der Arzt hob es auf. Das Antlitz war bleich, der Ausdruck der leidenden Züge äußerst mild: Ein Lächeln schien auf den bläulichen Lippen zu spielen. Ueber die sprechenden schönen Augen fielen die weißen Lider wie ein durchsichtiger Schleier.

»Mein Vater!« rief Clara aus, mit beiden zitternden Händen den Kopf des theuern Mannes fassend und ihren Mund auf die hohe kahle Stirn drückend. »Ist's eine Ohnmacht, Doctor?«

»Nein, liebes Kind, es ist der Anfang des Schlummers, der unser Aller harret,« versetzte der mitleidige Arzt. »Ihr braver Vater hat ausgelitten.«

Clara's Schmerz erstickte ein Strom von Thränen. Die Hand des Todten erfassend, legte sie ihren Kopf an die Schulter des Verblichenen, der an ihrem Herzen ruhend, entschlafen war.

Der Arzt verließ das Sterbelager Landenberg's, um einige Worte mit Friedrich zu wechseln.

»Ich habe einen Auftrag an Sie, Herr Vollton,« sprach er mit gedämpfter Stimme, »dessen ich mich sogleich entledigen will. Der Verstorbene, den Sie ja kennen, wie ich von ihm selbst erfahren habe, glaubte Sie allerdings noch einmal vor seinem Tode sprechen zu können. Gott indeß hat es anders gefügt. Sie besitzen ihm zugehörige Papiere, die Ihnen Einsicht in sein ganzes vergangenes Leben geben. Von diesen Papieren nun sollen Sie, wenn der letzte Wille eines Todten Ihnen heilig ist, denjenigen Gebrauch machen, der am Schlusse jener Mittheilungen angedeutet worden ist. Außerdem bittet Sie der Verewigte, Sie wollen als Landsmann seiner Tochter sich nach Kräften annehmen, damit Sie unter der Last ihres Schmerzes nicht erliege, und ihr dereinstiges Schicksal nicht dem ihres Vaters gleiche.«

Friedrich versprach durch seinen Händedruck, Landenberg's letzten Willen gewissenhaft zu erfüllen. Der Arzt war zufrieden gestellt. Er wandte sich jetzt wieder zu der still weinenden Clara.

»Ich will Sie nicht mit leeren Worten trösten, liebes Kind,« sagte der menschenfreundliche Mann, »die Zeit und Ihr eigenes natürliches Gefühl werden dies besser besorgen, als ein armer Doctor, der sich nie machtloser vorkommt, wie an einem Sterbebette. Thun Sie, was Fräulein Recha Silbermann Ihnen schon früher eingeschärft hat. Für das, was jetzt Noth thut, werden Andere sorgen. Auch Herr Vollton wird sich gewiß bereit erklären, Ihnen mit Rath und That beizustehen. Ich gehe, um einer Ihrer Nachbarinnen Anzeige von dem Geschehenen

zu machen, damit Sie nicht genöthigt sind, ganz allein hier zu verweilen. Bis die Gerufene kommt, wird Herr Vollton Ihnen Gesellschaft leisten.«

Clara billigte Alles, was der Hausarzt Benjamin Silbermann's, welcher in den letzten Tagen den hoffnungslos Kranken behandelte, anordnete. Friedrich wollte die Trauernde nicht stören, und trat deshalb zurück in's Wohnzimmer, wo er sich mit nochmaligem Händedrucke von dem Arzte verabschiedete. Hier ging er unhörbar auf und nieder, bis die gerufene Nachbarin eintrat. Erst jetzt rief er Clara mit Namen, ergriff ihre Hand, zog die weißen schlanken Finger an seine Lippen, und entfernte sich mit den Worten:

»Sie sollen bald von mir hören, Fräulein Landenberg. Wenn nicht heute, so doch ganz gewiß morgen sehen Sie mich wieder!«

Eine heiße Thräne Clara's benetzte seine Hand. Er wagte dieses Weihwasser eines betäubten Herzens nicht abzuwischen, sondern ließ es auf der Hand trocknen. Die Stelle brannte ihn wie ein Nadelstich, und dies Brennen glaubte er noch zu fühlen, als die Wohnung der geschickten Blumenarbeiterin mit den sterblichen Ueberresten ihres verewigten Vaters schon weit hinter ihm lag.

VIERZEHNTE KAPITEL. EIN SEHR ARMER MANN.

Eine Anzahl Kunstgenossen hatte, angelockt von dem sonnenhellen Tage, einen Ausflug nach den romantischen Walddörfern gemacht. Alfred, der bei derartigen Gelegenheiten niemals fehlte, und am liebsten als Ordner des

Gaszen auftrat, wofür er eigenthümliches Geschick be-
saß, wollte auch, daß sein Freund daran Theil nehme.
Er fand ihn jedoch, wie gewöhnlich in den letzten Ta-
gen, nicht daheim, und setzte daher voraus, er möge
in Gesellschaft seines schlesischen Gönners sich irgend-
wo herumtreiben. Den Humor ließ sich Alfred durch das
Nichtauffinden des Virtuosen in keiner Weise verderben.
Er war heiter, wie immer, und kehrte, wenn dies über-
haupt möglich war, noch heiterer am Abend zurück. Ein
Zusammentreffen mit der reizenden Signora Carità, das
zufällig schien, vielleicht aber doch im Voraus verabredet
war, weil die gefallsüchtige Dame von der gänzlichen Ver-
nachlässigung Friedrich's unangenehm berührt war, und
dieser verabredetermaßen mit von der Partie sein sollte,
legte dem dramatischen Sänger die angenehme Pflicht
auf, der graziösen Schönen als Ritter zur Seite zu ste-
hen. Eifersucht kannte Alfred Drollig nicht. Ihm mach-
te es Vergnügen, wenn Andere nur fanden, daß er Ge-
schmack habe, und daß Damen, welche ihm selbst gefie-
len, auch das Augenmerk Mehrerer waren. Das Gegent-
heil hätte ihn sicherlich verstimmt, ja vielleicht sogar ihn
zu einem leichten ungalanten Benehmen fortgerissen.

Signora Carità gefiel Alfred über alle Maßen gut. Er
fand die vergötterte Tänzerin natürlich, ohne Prüderie
und Anmaßung, von Launen nur in soweit beherrscht,
daß sie der natürlichen Liebenswürdigkeit der jungen
Dame zur Folie dienten, und im Umgange zu jeder Zeit
aufgeweckt.

»Mit solchen Weibern ist gut auskommen,« pflegte er wiederholt zu äußern. »Sie brummen nicht, wenn unser einem die Mütze vom Coulissenwinde schief auf dem Ohre sitzt, und sind klug genug, es nicht zu sehen, daß man auch Ohr und Auge für andere Schönheiten außer ihnen hat, wenn man so glücklich ist, irgendwo einen dieser hübsch beschwingten Schmetterlinge unter die Hände zu kriegen. Um Gottes Willen, laßt mich ungeschoren mit sentimentaln Frauenzimmern oder mit so ausbündigen Tugendspiegeln, daß man sich in ihren Augen immer nur kohlschwarz oder beelzebubroth ausnimmt! Ich will, daß mein eigenes Spiegelbild in dem beweglichen Kristallbrunnen eines Frauenauges mir auch Spaß machen soll. Darum liebe ich die graziöse Leichtfertigkeit in der anmuthigsten Form, umhergetrieben von dem modernen Feuergas unseres gasreichen Jahrhunderts.«

An solchem Feuergas, den schönen Lippen einer fesselnden Dame entsprudelnd, hatte Alfred sich heute berauscht. Als enthusiastischer Bewunderer Carità's kehrte er daher zurück, ohne jedoch von den sehr verführerischen Schlingen der gefallsüchtigen Tänzerin in gefahrvoller Weise gefangen worden zu sein.

Unter anregenden Gesprächen rollte der Wagen durch die Straßen, in denen eben die ersten Gasflammen blaß glänzend aufblitzten. Plötzlich hörte das Rollen der Räder auf und auch den Hufschlag der Pferde hörte man nicht. Dennoch glitt der Wagen rasch an den Häusern vorüber.

»Mein Gott,« rief Signora Carità verwundert aus, »werden wir von Geistern entführt, weil wir so übermüthig waren, den ganzen Tag mit allen Arten von Geistern, als Wald-, Wiesen-, Luft- und Wassergeistern umgehen zu wollen? Wenn wir nun unvermerkt Feurgeistern in ihr flammendes Reich gerathen sind?«

Alfred warf einen Blick auf die Straße. Sie war eine beträchtliche Strecke weit sehr sorgfältig mit dickem Stroh bestreut.

»In die Nähe von Geistern sind wir allerdings gerathen, meine Gnädigste,« erwiderte Alfred, »ich fürchte aber, die Geister, welche sich hier irgendwo niedergelassen haben, gehören nicht den heitern Regionen an, sondern hausen, wie das Nachtgevögel, in finstern Schluchten! Und schleichen auch am liebsten in langschiependen grauen oder schwarzen Gewändern auf Erden umher. Sie scheinen mir nahe verwandt zu sein mit dem widerwärtigen Geschlecht irdischer Klageweiber.«

»Wenn Sie in Räthseln sprechen, werde ich Sie auch bitten müssen, die Lösung derselben selbst zu übernehmen,« sagte Signora Carità. »Ich bin gar nicht aufgelegt, mir den Kopf zu zerbrechen.«

»Nun ich vermüthe,« antwortete Alfred, »daß in einem dieser fashionablen Häuser, wo man für gewöhnlich nach irdischen Begriffen ein himmlisches Leben führt, ein ungebeter Gast sich eingeschlichen hat. Man nennt ihn Krankheit und findet ihn aller Orten, wo er sich zeigt, unbequem. Am Meisten verhaßt ist er natürlich den Reichen, weil er sich auch durch die größten Geschenke

nicht entfernen läßt. Durch diese zähe Ausdauer und unverschämte Zudringlichkeit erweist sich der flegelhafte Bengel merkwürdiger Weise noch mächtiger als das Banco, weshalb denn auch sämtliche Bancoritter eine entsetzliche Furcht vor der schweren Hand dieses Butje's haben.«

»Sie sind der amüsanteste Schalk, den ich im deutschen Norden kennen gelernt habe,« lachte die Tänzerin, beugte sich noch einmal aus dem Wagen, um nach der Häuserfronte zu schielen, vor welcher die Strohbettung aufgeschüttet lag, und stieß in demselben Moment Alfred an.

»Ist das nicht Er?« sprach sie, auf einen schnell vorübergehenden Herrn deutend. »Unser Verschollener, der mir zu zürnen scheint, weil ich nicht so gütig sein wollte, ihn mit meinem beschwanten Pantoffel zum Ritter zu schlagen?«

»Bei Gott, er ist's!« rief Alfred aus. »He, Friedrich! Wohin des Wegs? Wo zum Kuckuck hast Du gesteckt? So sei doch halt gescheidt, und blicke Dich um! . . . Nein, er hört nicht – es muß ihm vor die Ohren gefallen sein, und ich glaube wahrhaftig, er geht dort hinein – Richtig! Na, lassen wir ihn laufen, er wird zeitig genug wieder zurückkommen, denn wenn er auch ein trefflicher Mensch und ein ausgezeichnete Musikant ist, traue ich ihm doch wenig Talent als Krankenwärter zu.«

Der Wagen der fröhlichen Künstler rollte um die nächste Straßenecke, und bald dachte Niemand mehr an das

strohbelegte Pflaster, das zu einem so muntern Zwiegespräch Anlaß gab.

Alfred hatte in seiner lustigen Weise eine sehr bittere Wahrheit gesagt. Hinter dicht verhüllten Fenstern, damit kein Lichtstrahl eindringe und jedes Geräusch möglichst abgedämpft werde, lag ein schlanker junger Mensch, bleich, abgemagert, mit halb gebrochenen Augen auf den weichsten Dunen. Neben ihm saß ein Mann mit harten Zügen. Er hielt die feuchte Hand des Kranken in der Seinigen und heftete lange die finstern Augen auf dessen zuckende Mienen. Dieser Mann war Baumfahl, der reich gewordene Rentier, der kranke Mensch sein einziger Sohn Charles, dessen Leben heute drei Aerzte nach langer Berathung aufgeben hatten.

Vor einigen Wochen war Charles mit seinem Vater ausgefahren, hatte sehr lustig gelebt und, da Baumfahl es gern sah, wenn sein dereinstiger Erbe den Leuten zeigte, daß es ihm an den nöthigen Mitteln nicht fehle, viel Geld verausgabte. In der Jugend fällt es zuweilen auch dem Besonnensten schwer, Maß zu halten, weil man sich selbst und seine Kräfte noch nicht kennt. Charles dependirte über die Maßen, und da er an Extravaganzen nicht gewöhnt war, so übernahm er sich. Dies vergnügte Baumfahl. Er lachte über seinen ausgelassenen Sprößling, sagte mehr denn einmal: »Das thut nichts, mein Sohn! Das ist mir ebenfalls in jungen Jahren passirt. Man muß genießen, so lange man kann. Und warum solltest Du Dich kasteien? Du brauchst es nicht, denn wir haben Banco und wer Banco besitzt, der kann der ganzen Welt eine

Nase drehen, sie muß ihn doch respectiren und demüthig den Hut vor ihm ziehen! Ja, ja, Banco ist die köstlichste Gabe Gottes, es ist und bleibt immer das Höchste!«

Charles hatte sich nur erkältet. Er kränkelte einige Tage, ward dann von seinem Vater, der seiner ganzen Charakteranlage nach alle Schwächlinge nicht leiden mochte, veranlaßt, auszugehen, um durch starke Bewegung das stockende Blut mehr in Umlauf zu bringen, und fiel darauf in einen ermattenden Fieberzustand. Er mußte alsbald das Bett hüten. Schon nach wenigen Tagen stellte es sich heraus, daß die Lungen des jungen Menschen stark afficirt waren, und ungeachtet der geschicktesten und sorgfältigsten Behandlung zeigten sich überraschend schnell die Symptome einer heftig auftretenden galloppirenden Schwindsucht.

Der Arzt machte kein Hehl aus der Gefahr, in welcher Charles schwebte. »Wenn die Natur sich nicht selbst hilft, die Kunst kann hier nichts thun,« sprach der verständige Mann. »Ihr Sohn muß in einem Zustande starker Erhitzung unvorsichtig kalte Getränke genossen haben.«

Baumfahl glaubte dem Arzte nicht.

»Man kennt das,« äußerte er gegen seine wortkarge Frau, die ihn nur mit noch größeren Augen als gewöhnlich ansah, und etwas animirter ihre Zimmer durchwandelte. »Gold will der Mann der Wissenschaft haben, das ist Alles. Je mehr Banco ich ihm bewillige, desto schneller wird der Junge gesund werden. Was soll ihm denn Großes fehlen! Es ist ja mein Fleisch und Blut, und das verträgt einen Puff. – Ha, ha, das Gesundmachen wollen

wir schon durch unser klingendes Universalmittel besorgen!«

Baumfahl hatte sich jedoch geirrt. Der Arzt war ein gewissenhafter, humaner Mann. Die Summe, welche der Rentier ihm zuschickte, erhielt er durch den nämlichen Boten wieder zurück. »Wenn ich Sie verdient hätte, würde ich Sie annehmen,« schrieb er dem erstaunten Baumfahl, »wie aber die Sachen stehen, kann auch das Hundert- und Tausendfache Ihren zum Tode kranken Sohn nicht retten.«

Baumfahl erschreck. Ein paar Stunden später raubten eingetretene politische Verhältnisse ihm einen großen Theil seines Vermögens, und die Furcht, es könne ein Unglück dem andern folgen, erfüllte ihn mit Angst und Zagen. Sein unsicheres Tasten, verbunden mit dem Wunsch, das Verlorene schnell wieder zu gewinnen, ließ ihn fast immer den falschen Weg einschlagen. Während sein Sohn immer kränker ward, schmolz sein Vermögen mit jedem Tage mehr zusammen: Er verdiente gar nichts mehr, er verlor nur noch. Wie aber der erhitzte Spieler bei jedem neuen Verluste immer größere Summen in der Hoffnung wagt, das treulos gewordene Glück müsse sich ihm wieder zuwenden, so forcirte Baumfahl sein unsicheres Börsenspiel täglich mehr. Eine fieberhafte Aufregung verließ ihn von Stund' an weder Tag noch Nacht. Hier sah er den Tod über das Lager des matt röchelnden Sohnes sich beugen, und dort hörte er ein grauenvolles Echo, das sich hundertfältig an den größten Firmen brach, das schreckliche Wort »Banquerot« in die Welt hineinschreien!

Bisweilen vernahm er sogar das schrille Gebimmel einer Glocke, und sein Name stand, wie von feurigem Griffel aufgezeichnet, an einer wohl bekannten schwarzen Tafel.

»Nur das nicht erleben müssen!« murmelte er dann, hüllte sich in seinen kostbaren Hausrock, krümmte sich zusammen, als vermöge er damit die Qualen seiner Seele zu mindern, stierte wie versteinert auf den bleichen leidenden Sohn und verfiel dann wieder in dumpfes Hinbrüten.

»Lieber todt sein, als verarmen!« Diese Worte entschlüpfen Baumfahl, wenn er sich unbeobachtet wußte, « zahllose Male. »Ein Lump zu werden, ertrüg' ich nicht! . . . Wenn man doch ärztliche Kenntnisse besäße! . . . Kein Banco mehr zu haben! . . . Ob man daran nicht eben, so gut sterben könnte, als an Gift? . . . Ich wenigstens kenne kein stärkeres Gift, als diesen fürchterlichsten aller fürchterlichen Gedanken! . . . «

In den letzten Tagen war Baumfahl nicht mehr zur Börse gegangen. Sein Wechselmakler erhielt in einsylbiger Unterredung von ihm die allernöthigsten Instructionen, im Uebrigen kümmerte er sich so wenig um das Geschäft, daß dieses ganz ungewohnte Benehmen Aufsehen machen, ja bei Vielen Bedenken erregen mußte. Fein führende Geschäftsleute vermieden es, mit Baumfahl oder dessen Stellvertreter in neue Verbindung zu treten. Der Gedanke, er könne nicht mehr ganz gut sein, schlüpfte wie ein gewandter Dieb von Haus zu Haus, und brachte Baumfahl in üble Nachrede. Niemand sprach mit Worten

aus, was er dachte, die Blicke Aller aber waren noch bedrucker als Worte. Während der Rentier angstvoll am Krankenbette seines Sohnes saß, und die Pulsschläge zählte, welche den Ablauf der Lebensuhr durch ihre Unregelmäßigkeit anzeigten, erklärte ihm das Gerücht an der Börse für einen geschäftlich todtten Mann.

Baumfahl ahnte nichts von diesem schrecklichen Umschwunge in seinem Lebensschicksale. So lange er noch das Athmen Charles' hörte, verließ ihn die Hoffnung nicht ganz. Er ward vor Angst religiös gestimmt. Seine Frau mußte ihm eine Bibel reichen, in der er zu blättern begann, ohne doch seine Gedanken fest auf das Ueberirdische richten zu können. Er wußte wenig Bescheid in den heiligen Büchern, aber er meinte, es könne nicht schaden, wenn er darin lese. Hatten doch schon so Viele Muth und Trost daraus geschöpft, warum sollten sich nicht Worte darin verzeichnet finden, die sich auch um sein bekümmertes Herz wie lindernder Balsam legten? Selbst zu stillen Gelöbnissen ließ er sich herbei.

»Ich will den Armen ein reichliches Geschenk geben, alle Wohlthätigkeitsanstalten bedenken und künftig jedem Bittenden, der mich anspricht, eine Gabe reichen,« sprach er, »wenn der Himmel mir nur das Kind lassen wollte!«

Plötzlich ward er noch ernster und seine runzliche Stirn verfinsterte sich. Er gedachte des mildherzigen Landenberg, den er oft seiner Barmherzigkeit wegen hart getadelt, ja nicht selten geradezu verhöhnt hatte. Dieser Gedanke, der ihn so unerwartet überfiel, klammerte sich

fest in seiner Seele. Er konnte ihn nicht wieder los werden, wie sehr er sich auch abmühte. Weder das schwerere Athmen des kranken Sohnes noch die Lectüre der Bibel, in die er sich zu vertiefen alle Mühe gab, verscheuchte die unangenehme Rückerinnerung an den armen gebrechlichen Mann. Ein paarmal kam es Baumfahl vor, als bewegten sich die schweren grünen Portièren, und die gebückte Gestalt des früh gealterten Landenberg mit dem vorgebeugten hagern Haupte trete auf ihn zu.

Baumfahl zitterte. Er fürchtete sich im eigenen Zimmer. Aus allen Winkeln des dämmrigen Gemaches, in dem man außer dem regelmäßigen Ticken der kostbaren Stutzuhr nur das matte Röcheln des Kranken hörte, schritt Landenberg's Gestalt, wie ein rächender Geist, auf den erschütterten, von Angst und Sorge aufgeregten Rentier zu. Gerade so hatte er vor ihm gestanden, als er ihn das letzte Mal besuchte. So hielt er die Bücher im Arme, so fuhr er mit der magern Hand empor über sein gebeugtes Haupt – so grollend Hilfe flehend schlug er die blauen glänzenden Augen zum Himmel auf.

»St! – Fort! . . . Gib Dich doch zur Ruhe, alter wunderlicher Narr!« sprach er lächelnd, als könne er sich damit eine Erleichterung verschaffen. »Auch Dich will ich nicht vergessen. Du sollst die lumpigen paar Mark und noch etwas darüber nachträglich erhalten, damit Du nicht Ursache hast, mich hartnäckig zu nennen. . . . Morgen schon will ich sie Dir schicken. . . . Aber nun laß mich in Ruhe, und quäle mich armen Mann nicht mit Deinen häßlichen Fratzen! . . .«

Charles seufzte tief auf, sein Athem ward kürzer, das Röcheln lauter. Draußen riß eine ungeduldige Hand heftig an der Schelle. Auch Baumfahl zog die Glocke, und zwar mit solcher Gewalt, daß der von Glasperlen kunstvoll gearbeitete Glockenzug abriß und klirrend zu Boden fiel. Der Leibdiener trat ein.

»Meine Frau! ... Hilfe! ... Charles, o Gott, mein Charles!«

Baumfahl warf sich vor dem Lager des sterbenden Sohnes auf die Knie, rieb ihm die erkaltenden Hände, küßte ihm die Stirn, blies ihm Odem in den halb geöffneten Mund, und versprach demjenigen, der den Tod aus seinem Hause jagen wolle, fabelhafte Schätze. Aber es hörte Niemand auf den unglücklichen Mann. Sein Rufen verhallte wie ein säuselnder Windhauch. Nur die Mutter des sterbenden Kindes erschien nach einigen Minuten, um sich schweigend neben den verstörten Baumfahl zu stellen, der sein Ohr an die erkaltende Wange Charles' legte und mit zurückgehaltenem Athem dessen immer matter werdenden Herzschlag belauschte.

Im Vorzimmer war es auffallend unruhig, Baumfahl achtete jedoch nicht auf das Geräusch leise gewechselter Worte. Endlich ward es wieder still, die Glocke klang noch einmal, abermals bewegte sich die Portièrè und der Leibdiener überreichte seinem Herrn ein Packet, das so eben gebracht worden war.

»Es hat große Eile,« fügte der Diener hinzu, als er dasselbe in Baumfahl's Hände legte, der sich eben wieder aufrichtete und zu seiner Gattin gewandt sagte:

»Er schläft! Schlaf wird ihn stärken. Wenn er aufwacht, ist vielleicht, wie die Doctors sagen, eine wohlthuende Krisis eingetreten.«

Abermals erschien der Bediente, um eine Kuppellampe mit mattgrünem Schirm auf einen Pfeilertisch zu stellen. Baumfahl stand auf, legte seine Hand nochmals auf die Brust des kranken Sohnes, um die Bewegung des Herzens zu erproben, und setzte sich dann an den Pfeilertisch.

Ziemlich zerstreut öffnete er das Packet.

»Geschriebenes!« sprach er, einen flüchtigen Blick darauf werfend. »Was soll mir das Zeug?«

Er schlug ungeduldig einige Blätter um, ohne zu lesen. Da sah er deutlich seinen Namen geschrieben. Dies machte ihn aufmerksamer. Er vergaß momentan den kranken Sohn und die precäre Lage, in der er sich befand.

»Welcher Narr nimmt sich heraus, über mich schreiben zu wollen,« fuhr er fort, unruhig und hastig die eng beschriebenen Blätter durchwühlend. Die düster brennende Lampe ließ ihn die Handschrift nicht deutlich erkennen. Er schob den Docht höher, daß volles Licht auf die Blätter fiel. Zitternd erkannte er jetzt die Hand Landenberg's. Er hatte gerade die Stelle aufgeschlagen, wo der viel geprüfte arme Mann sich über Baumfahl Härte aussprach, der ihn seiner Wohlthätigkeit halber immer mehr drückte.

»Er hält Wort – er rächt sich!« stammelte Baumfahl, und seine Hände zitterten, seine Augen irrten unstät von Blatt zu Blatt. Es kam ihm vor, als schleiche ein Schatten um ihn, als fühle er die Nähe eines Dritten, der sich

über ihn beuge. Seine Pulse flogen, das Lampenlicht bildete bunte Kreise vor seinen irren Blicken. Wie aus einem Nebel empor streckte sich näher und immer näher die hagere Hand Landenberg's, bis sie vor ihm auf die beschriebenen Blätter zeigte und der entsetzte Baumfahl, gebannt von einer höhern Macht, willenlos dem bleichen Finger folgen mußte, der sein Auge wie ein Magnet festhielt und ihn die Worte zu lesen zwang. So las mit immer mehr steigender Angst der gequälte, von seinem Gewissen verklagte Mann den ganzen letzten Abschnitt von Landenberg's Geschichte zu Ende. Hier hatte eine fremde Hand hinzugefügt, daß Landenberg gestorben sei.

Baumfahl brach geistig zusammen.

»Er hält Wort!« stammelte er abermals. »Er drohte mir, noch einmal zu mir zu kommen, nicht aber als Lebender! Nun ist er hier – überall – um mich – in mir – als Schatten und als Geist! . . . O, wer erlöst mich aus seinen würgenden Händen! . . . Wer schließt die gräßlichen Augen, die mich durchbohren!«

In seiner Aufregung warf Baumfahl den Tisch um. Die Lampe stürzte klirrend zu Boden und verlosch. Dies Geräusch weckte seine schweigende Frau aus ihrer Lethargie, es rief zugleich die Diener in's Zimmer.

»Licht! Bringt Licht!« lallte der unglückliche Mann. »Der häßliche Schatten erdrückt mich.«

Man brachte hell brennende Kerzen. Ihr Schein beleuchtete das Antlitz des Sohnes. Es war fahl und keine Muskel regte sich.

»Baumfahl,« sprach die Mutter, »unser Sohn –!«

Es waren die ersten Worte, die über ihre Lippen kamen. Der Gerufene stand schon am prunkvollen Lager seines Kindes. Die abgemagerte Hand Charles' ruhte in der des Vaters. Der Puls stand still, das Herz des Jünglings hatte ausgeschlagen.

»Todt!« schrie Baumfahl, beide Arme über den Verstorbenen legend, als wolle er ihn festhalten.« Mein Kind ist tod! Gott will nichts von mir wissen! ... Ich bin arm, elend, verlassen, von Schatten verfolgt. Und nichts, nichts kann mich retten!«

Ueber die harten Züge des vergrämten Vaters rannen Thränen. Baumfahl weinte, und wohl zum ersten Male in seinem Leben empfand er wirklich tiefen Schmerz.

Die Diener zogen sich geräuschlos zurück, um Vater und Mutter allein an dem Sterbelager ihres einzigen Kindes zu lassen. Da sich Niemand weiter um sie kümmerte, benutzten sie die ihnen gewordene Freiheit, und thaten sich an der herrschaftlichen Tafel, die heute vergebens ihrer gewöhnlichen Gäste wartete, bis tief in die Nacht hinein gütlich. Erst als sie den Schritt des Rentiers hörten, der spät zugleich mit seiner Gattin das Sterbezimmer verließ, hoben sie die Tafel auf und begaben sich vergnügter denn je zur Ruhe.

»Es kneift den Alten auf allen Ecken und Enden,« raunte der Leibdiener einem seiner Collegen in's Ohr, »und das thut einer ehrlichen Haut, wie unser einem, ordentlich wohl. Gib Acht, bald kommt es noch besser! Das Geld wird knapp und es wäre möglich, wir erlebten's, daß der geldstolze Mann uns eines Tages recht freundlich grüßte.

Dann aber – das habe ich mir schon längst vorgenommen – werde ich ihm gewiß nicht danken.«

Sein College lachte und der Händedruck, mit welchem er dem Leibdiener gute Nacht wünschte, sagte diesem, daß er einen Gleichgesinnten gefunden habe.

VIERTES BUCH .

ERSTES KAPITEL. GEGENSÄTZE.

Heftige Gemüthserschütterungen haben bei den Menschen oft die nämlichen Folgen, wie Stürme im Leben der Natur. Je unerwarteter und plötzlicher sie hereinbrechen, desto nachhaltiger sind ihre Wirkungen. Sie führen den Menschen auf sich selbst zurück, zwingen ihn, Einkehr zu halten in sein eigenes Herz und läutern dadurch sein Fühlen und Denken.

Diese Erfahrung hatte in den letzten Tagen Friedrich Vollton an sich selbst gemacht. Der Tod Adolph Landenberg's, obwohl längst voraus zu sehen und gewissermaßen eine Wohlthat für den Leidenden, erschütterte ihn doch mehr als Alles, was er bisher erlebt hatte. Er sah ein Leben vor seinen Augen, unter seinen Händen zusammenbrechen, das von Natur zu Größerem bestimmt war. Und an dem Todtenbette des edlen Dulders kniete einsam die einzige Tochter des Verstorbenen, wie es schien, ohne Aussicht auf frohe und glücklichere Tage in der Zukunft. Denn wenn auch Clara Landenberg augenblicklich einiger Unterstützung gewiß war, das Leben lag doch ziemlich düster vor ihr ausgebreitet, und wer mochte sagen, wohin es die arme Waise verschlagen, wie hart es sie anfassen und von einem Orte zum andern stoßen würde!

Friedrich befand sich in einer Aufregung, die ihn fast krank machte. Er zürnte Baumfahl seiner Lieblosigkeit wegen, und als er das Sterbelager Landenberg's verließ,

war er fest entschlossen, dem reichen Manne bei Ueberreichung der Bekenntnisse des Verstorbenen scharf in's Gewissen zu reden. Er war edel und großdenkend genug, um sein eigenes Wohl dabei ganz unberücksichtigt zu lassen. Auch hätte Friedrich sein Vorhaben ausgeführt, wäre nicht in Baumfahl's eigener Wohnung ein ernster Mahner ihm hindernd in den Weg getreten. Die Worte des Bedienten, der ihm die Thier öffnete, »der Sohn Herrn Baumfahl's liegt im Sterben«, entwaffneten den erhitzten Virtuosen. Einen Vater, der auf die letzten Athemzüge des einzigen Kindes lauschte, konnte er unmöglich stören. Für einen so unglücklichen Mann hatte sein übervolles Herz kein Wort der Anklage oder des Vorwurfs. Aber sein Versprechen wollte er doch halten. Darum reichte er dem Diener die Bekenntnisse Landenberg's und schärfte ihm ein, dieselben seinem Herrn sogleich zu übergeben. Dann verließ er die prunkvollen Hallen des reichen Mannes und suchte auf einsamer Wanderung an den kühlen Ufern der Alster sein stürmisch klopfendes Herz zu beruhigen.

Wir haben gesehen, wie der geistige Besuch Landenberg's Baumfahl's geängstigte Seele erschütterte. Die Welt erfuhr freilich nichts von dem, was im Hause und Herzen des Rentiers vorging, nur daß der unerbittliche Tod den elfenbeinernen Griff der Thür erfaßt hatte, welche das Haus des Reichen erschloß, war schon am nächsten Tage stadtbekannt.

Es mochte Zufall sein, daß Landenberg und Charles Baumfahl an ein und demselben Tage, nur zu verschiedenen Stunden und auf verschiedenen Kirchhöfen, zur Erde bestattet wurden. Charles senkte man unter weit- hin schallendem Glockengeläut in ein gewölbtes Familiengrabmal, das Baumfahl schon früher für sich und seine Nachkommen in prunkvollem Styl hatte erbauen lassen. Landenberg ward begraben wie alle Menschen, die nicht mehr besitzen, als sie nothdürftig zum Leben brauchen. Eine lange Reihe, freilich nur leerer, Kutschen folgte dem Leichenwagen, welcher den blumengeschmückten Sarg des jungen Baumfahl trug. Landenberg's sterbliche Hülle begleitete eine einzige Droschke zur letzten Ruhestätte. In dieser Droschke saßen zwei schwarz gekleidete junge Männer, Friedrich Vollton und Alfred Drollig. Beide wohnten der Einsenkung des viel Gemißhandelten bei, sprachen ein stilles Gebet und warfen die üblichen Erdklöße dem verschwindenden Sarge nach. Als die Freunde wieder in ihre Droschke stiegen, verkündigte das Geläut der Glocken, daß der Leichenzug Charles' von Baumfahl's Hause sich in Bewegung setze. Er begegnete der zurückkehrenden Droschke mitten in der glanzreichsten Gegend der Stadt.

Um Alfred Drollig's Lippen spielte ein Lächeln.

»Woran denkst Du?« fragte Friedrich.

»Mir ist wahrhaftig nicht lächerlich zu Muthe, noch bin ich zu Scherzen aufgelegt,« versetzte der dramatische Sänger, »und dennoch kann ich eine wunderliche Erinnerung in diesem Augenblicke nicht los werden.«

»Welche Erinnerung?«

»Hörst Du die Glocken?«

»Sie klingen voll und harmonisch zusammen. Fast könnte ich glauben, ich sei daheim.«

»Und weißt Du nicht, was sie sagen?«

Friedrich sah den Freund mit fragenden Blicken an. »Sie verkünden der großen Welt, daß Jemand beerdigt wird,« sagte er nach kurzer Pause.

»Jemand?« erwiderte Alfred. »Das eben ist's, was mich wider Willen lächeln machte. Jemand ist schon begraben – das war Landenberg. Den sie jetzt hinausschaffen zu der schweigsamen Volksversammlung, wo Keiner mehr gilt als der Andere, der ist mehr als Jemand, denn er oder seine Angehörigen besitzen Banco. Der Einfluß dieses Besitzes macht sich auch noch am Rande des Grabes geltend. Erst wenn die Gruft sich schließt oder der Erdhügel sich über dem Sarge wölbt, erlischt seine Kraft. Das wissen unsere slavischen Grenznachbarn, die Czechen. Deshalb sagen sie – falls ich mich recht erinnere – die Glocken klängen bei der Beerdigung eines Reichen: *hore, bole, domi miel!*¹ Dagegen sprächen sie bei der Beerdigung eines armen Teufels: *nizni miel! nizni miel!*«²

»Auch die Glocken sprechen nicht immer wahr,« erwiderte Friedrich. »Wer weiß, ob der Vater des früh Gestorbenen, den man jetzt so stattlich zur Gruft geleitet,

¹Er besaß Felder, Wälder und Häuser.

²Er hatte nichts.

die Kosten dieses großen Aufwandes mit gutem Gewissen bestreiten kann.«

»Meinst Du? Sollte auch unser praktischer Kunstfreund mit seinen ›gemalenen‹ Kniestücken sich verrechnet haben?«

»Man munkelt allerlei, ob mit oder ohne Grund, wer mag's wissen! Ich kümmere mich nicht darum, wie ich überhaupt im Hause Baumfahl's schwerlich je wieder verkehren werde. Der Mann kann augenblicklich zu bedauern sein des Verlustes wegen, der ihn getroffen hat, dennoch vermag ich nicht, Mitleid mit ihm zu haben. Die arme Waise ist jedenfalls mehr zu beklagen, und hat ein Recht, die Unterstützung edelmüthiger Freunde zu beanspruchen.«

»Eine Freundin würde der kleinen Blumenarbeiterin noch wünschenswerther sein, will mich bedünken,« versetzte Alfred. »Und wie ich höre, hat sie ja schon eine solche gefunden.«

»Fräulein Recha Silbermann nimmt sich Clara Landenberg allerdings an,« fiel Friedrich ein. »Es ist dies schön und lobenswerth, eine Freundin aber kann die reiche Erbin der mittellosen Waise niemals werden.«

»Das sagst Du mit solcher Bestimmtheit?«

»Ich spreche, wie ich fühle. Die Freundschaft eines Reichen drückt jeden feinfühlenden Armen. Und Clara ist feinführend, sie müßte nicht Landenberg's Tochter sein.«

Die Droschke hielt vor der Wohnung des Virtuosen. Dieser wollte den Kutscher bezahlen, Alfred aber drückte ihm die Hand nieder.

»Ueberlasse das mir,« raunte er dem Freunde leise zu, »für Dich kommt wohl alsbald eine Zeit, wo Du Dein Geld zweckmäßiger verwenden kannst. Auf fröhlicheres Wiedersehen!«

»Nicht heute,« sagte Friedrich abwehrend.

»Verlange ich auch nicht. Du hast freie Zeit, und kannst Dich besinnen und sammeln, so lange Du wünschest. Immer bleibst Du doch weder traurig noch verstimmt. Das hält ein gesunder Kerl unseres Schlages nicht aus. Darum noch einmal: auf fröhlicheres Wiedersehen, sobald Dein Blick wieder klar, Dein Blut ruhig und Dein Herz mittheilungsbedürftig ist!«

Die Freunde schieden und Friedrich war recht verstimmt. Er wußte nicht, was ihm eigentlich fehlte. Traurigkeit konnte er das, was ihn drückte und beherrschte, nicht nennen; es war mehr ein Unzufriedensein, ein dumpfer Schmerz, der seine Seele umrankte, und dessen Ursprung er nicht kannte.

Wie er wohl in ähnlichen Stimmungen schon gethan hatte, griff er auch wieder jetzt zu seiner Violine. Das Instrument hatte einige Tage unberührt in seinem Futterale gelegen, was nur in Zeiten ungewöhnlicher Geisteszerstreuung geschah. Schon mit den ersten zitternden Tönen, die er den Saiten entlockte, ward ihm wohler. Er spielte, um sich zu trösten, zu erheitern, und wollte auch die Heiterkeit nicht sogleich Platz in ihm greifen, eine gewisse Ruhe zog mit den schmelzenden Klängen der Violine doch ein in sein Herz.

Während Friedrich die Erlebnisse der letzten Tage nochmals recapitulirte, gab er sich wieder mit voller Seele dem Studium der Musik hin. Er arbeitete mit Fleiß und in begeisterter Stimmung. Da er nur sein Herz sprechen ließ, so entstand eine Cantate voll Schwung, er wußte kaum wie. Als er das Blatt mit den rasch hingeschriebenen Noten vor sich liegen sah, und sein mit dem Gehör correspondirendes Auge nochmals die harmonischen Klänge überflog, die aus den Noten zu ihm sprachen, mußte er Landenberg's gedenken.

»Wie gern und wie zierlich würde der gute brave Mann meine Composition abgeschrieben haben!« sprach er, laut denkend. »Gewiß hätte er seine Abschrift dann Clara gezeigt, und diese –«

Die Hand an seine Stirn legend, stand unser Freund hastig auf. Es war ihm plötzlich wieder so weh, so leer, so entsetzlich seelenbang geworden!

Er ging auf und nieder, er summt die Grundharmonie der componirten Cantate, er nahm die Geige, um sie zu spielen. Der Schmerz, die Bangigkeit, die Sehnsucht oder wie er das unklare Gefühl, das wie ein Alp auf ihn lastete, benennen sollte, wollte sich nicht verlieren. Ein längerer Spaziergang war unstreitig das beste Gegenmittel. Er hatte sich zu wenig Bewegung gemacht und zu angestrengt gearbeitet. Es war noch ziemlich früh am Tage, die Luft weich, nicht schwül. In den schattigen Alleen vor den Thoren mußte sich's trefflich promeniren lassen. Eine Viertelstunde später war Friedrich auf der Straße.

Um von der Sonne nicht belästigt zu werden, ging er auf Umwegen dem Thore zu. Ob er sich, in Gedanken vertieft, verirrt hatte oder ein Ungefähr seine Schritte gerade so lenkte, er sah sich plötzlich in der engen Straße, welche zur ehemaligen Wohnung Landenberg's führte. Eine verzeihliche Neugierde veranlaßte ihn, auch den Hof zu betreten. Er wollte nur wissen, ob wohl das niedrige Dachstübchen, wo der lebensmüde Mann seine Seele aushauchte, schon von Andern bezogen sei; denn daß Clara dasselbe verlassen habe, wußte er. Die fehlenden Gardinen vor den Fenstern sagten ihm, daß es noch leer stehe, und diese Bemerkung hatte für ihn etwas Erfreuliches. Es widerstrebte seinem Gefühl, daß das Gemach, in welchem der arme Mann so lange mit den Tücken der Welt gekämpft, so schnell nach seinem Hingange von dem Fuß vielleicht recht roher Menschen entweiht werden solle.

Den Hofplatz wieder verlassend, ging Friedrich nun schnell fürbaß. Da er wenig auf den Weg achtete und es ihm ziemlich gleichgiltig war, welchen er wählte, wandte er sich links vom botanischen Garten den Kirchhöfen zu. Die Alleen waren hier so schattig, so still, ganz so, wie er es liebte, wenn er mehr in sich als mit der Außenwelt lebte.

Als unser Freund die Pforte des Begräbnißplatzes geöffnet fand, auf dem Landenberg ruhte, überschritt er die Schwelle. Er wollte sehen, ob der Grabhügel mit dem

kleinen Kreuze darauf auch noch von keiner Hand berührt worden sei. Die Stelle, wo man ihn in die Erde gebettet hatte, kannte Friedrich sehr genau. Er ging geradeswegs darauf zu, blieb aber stehen, als er eine in tiefes Schwarz gehüllte Frauengestalt zu Häupten desselben knieen sah. Das niedergebeugte, überdies auch noch verschleierte Gesicht der Trauernden konnte er zwar nicht sehen, dennoch wußte er, wer sie war.

»Sie betet!« sprach er zu sich selbst. »Stören in ihrer Andacht am Grabe des Vaters will ich das gute Kind nicht, erst wenn sie aufbricht, werde ich mir erlauben, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.«

Als bald erhob Clara das Gesicht, und ihr Auge begegnete den schwärmerisch milden Blicken des Virtuosen. Sie erröthete, daß die Rosen ihrer Wangen wie Morgenroth durch den Schleier leuchteten und Friedrich's Herz erwärmten. Er trat näher, begrüßte die Waise und streckte ihr die Hand entgegen.

Clara legte gutmüthig ihre Rechte in die des jungen Mannes. An ihren Wimpern hingen noch ein paar Thränen. Ein frischer Kranz von Immergrün war um das Holzkreuz geschlungen, der Grabhügel selbst mit Rosenblättern bestreut.

»Sie sind ein Kind nach dem Herzen Gottes,« sagte Friedrich, denn er wußte nicht recht, wie er am schicklichlichsten ein Gespräch mit dem trauernden Mädchen anknüpfen sollte. »Kindern, die ihre Aeltern im Tode noch eben so sehr ehren, wie im Leben, geht es immer gut.«

Den Druck seiner Hand fühlte unser Freund bei diesen Worten unmerklich erwiedert.

»Sie meinen es gut, zu gut, Herr Vollton,« versetzte Clara, »ich danke Ihnen dafür von Herzen. Da uns der Zufall so zusammenführt, dürfte ich wohl eine Frage an Sie richten?«

»Sie würden mich damit glücklich machen – d. h. ich würde mich sehr davon geehrt fühlen,« erwiderte Friedrich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit.

Clara achtete nicht weiter darauf. Sie schritt neben dem Virtuosen fort, und nur selten ihn mit ihren taubenfrommen Augen flüchtig anblickend, fuhr sie fort:

»Ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen, Herr Vollton. Wenige Stunden vor dem Tode meines Vaters nahm mir derselbe das Versprechen ab, zu einer Zeit, die mir geeignet scheinen möchte, Herrn Baumfahl zu besuchen. Fordere ihm dann – sagte mein Vater – die Bekenntnisse wieder ab, die meine Lebensgeschichte enthalten. Er wird Dich weder hart noch kurz abweisen, glaube mir! Die Stimmen Todter haben über Lebende große Gewalt. Aus meinen Bekenntnissen spricht mein Geist zu ihm aus dem Jenseits. Er wird zerknirscht sein und gedemüthigt vor Dir stehen. Aus der Angst seines Herzens entkeimt die Reue, und diese wird ihn gegen Dich gerechter machen, als er es gegen Deinen Vater war. Da ihm Geld stets das Höchste war, wird er Dich schwerlich ohne Unterstützung von sich lassen. Er glaubt damit mich zu sühnen und sich den dereinstigen Eintritt in den Himmel zu sichern. Nimm, was er Dir gibt, Du darfst es. – So sprach

mein seliger Vater, Herr Vollton, und ich bin jetzt im Begriff, diesen schweren Gang anzutreten. Am Grabe des Verewigten habe ich im Gebete mich dazu gestärkt. Geleiten Sie mich, wenn nicht Wichtiges Sie abhält, bis an das Haus des reichen Mannes!«

Die weiche zitternde Stimme, der verschleierte Blick, der momentan seine Sehnerven berührte, entzückten Friedrich. Er hätte etwas recht Schweres, Gefahrvolles für die verlassene Waise thun mögen, um zu zeigen, wie hoch er sie schätze. Wie eine Königin, deren Befehlen man unbedingt gehorchen müsse, stand die Trauernde vor ihm, und wäre er nicht so befangen gewesen und durch das noble Wesen Clara's eingeschüchtert worden, so würden feurige Worte seinen Lippen entströmt sein und ein lange schon still behütetes Geheimniß seines ihm selbst noch unverstandenen Herzens mit einem Male der schönen Waise wie sich selbst verrathen haben. Statt aller Antwort bot Friedrich Clara Landenberg den Arm. Sie lehnte ihn anfangs dankend ab, später aber, durch einen pfeilschnell vorüber galloppirenden Reiter erschreckt, nahm sie ihn an und entzog ihn dem jungen Virtuosen nicht wieder.

Die Unterhaltung der beiden jungen Leute während ihres Weges zur Stadt war wenig belebt, obwohl unser Freund seiner Begleiterin unendlich viel zu sagen hatte und sagen wollte. Er mußte nur einen passenderen Zeitpunkt abwarten. Jetzt beherrschte die tiefste Trauer um den dahin geschiedenen Vater Clara noch zu ausschließ-lich, und außerdem beschäftigte sie der schwere Gang,

den sie aus Pflichtgefühl und kindlicher Pietät nicht länger hinausschieben wollte.

Unschlüssig, was er thun solle, blieb Friedrich an der Ecke der Straße stehen, in welcher Baumfahl wohnte.

»Dort ist das Haus des Mannes, den sie sprechen wollen,« sagte er zögernd. »Darf ich Sie zu dem Rentier geleiten und Sie ihm vorstellen, oder Ihrer Rückkunft in der Nähe warten?«

Clara entzog dem Virtuosen ihren Arm und machte eine Verbeugung.

»Ich danke Ihnen, Herr Vollton,« erwiderte sie nur halblaut. »Meine Unterredung mit Herrn Baumfahl gestattet keinen Zeugen. Sobald ich mein Herz erleichtert und den Auftrag meines armen Vaters erfüllt habe, wird mir Einsamkeit wohl thun.«

Friedrich empfahl sich, aber er blieb in der Nähe, um Clara Landenberg's Rückkehr wenigstens unbemerkt abzuwarten. Er sah die schwarze schlanke Gestalt sichern Trittes die Sandsteinstufen zum Portal des Hauses hinaufsteigen, sah sie den Klingelzug ergreifen und sie gleich darauf unter der sich öffnenden Thür verschwinden. Sein Herz klopfte, als hätte die junge Waise sich der weltlichen Gerechtigkeit ausgeliefert, und um Vorübergehenden nicht etwa auffallend zu erscheinen, entfernte er sich, ohne die Straße aus den Augen zu lassen, die er nach einiger Zeit von der andern Seite wieder zu betreten beschloß.

Clara ihrerseits schöpfte Athem auf der mit Marmorfließen belegten Diele, wo es todtentill war. Ueber

ihr nur hörte sie Tritte und das Auf- und Zuklappen einer Thür. Gefaßt stieg sie dann die breite mit Teppichen belegte Treppe hinauf, erstaunt über den Glanz, der ihr allerwärts entgegen schimmerte. Vor der großen Flügeltür mit den matt geschliffenen, von Innen durch grüneidene Gardinen noch verhüllten Glasscheiben, blieb sie abermals stehen. Dem Drucke ihrer zarten Hand auf den Elfenbeindrücker des Schlosses folgte ein helles Gebimmel, das erst mit dem Erschließen der Thür selbst wieder verstummte.

Ein schwarz gekleideter Diener stand vor der Trauernden.

Clara fragte nach Baumfahlund ob sie den Rentiersprechen könne?

Der Diener hätte wahrscheinlich jeden weniger imponirenden Besuch entweder ganz abgewiesen oder achtungsloser behandelt, aber die schwarze Tracht Clara's, ihr feines Auftreten, der schmerzreiche Ausdruck ihrer vom Schleier verhüllten Züge, verbunden mit einer hohen Würde edler Resignation, entwaffneten ihn. Er bat um den Namen der Fremden, um sie Herrn Baumfahl anzumelden.

»Sagen Sie, eine tief Betrübte bäte um die Vergünstigung einer kurzen Unterhaltung,« versetzte Clara. »Mein Name thut nichts zur Sache. Herr Baumfahl kennt mich.«

Der Bediente zögerte noch. Er dachte an die Vorwürfe, die er sich möglicherweise zuziehen konnte, wenn sein Gebieter etwa unangenehm von dem Besuche berührt werden sollte. Indeß war in den letzten Tagen so viel

Ungewöhnliches geschehen und eine so ganz neue Ordnung, die besser Unordnung genannt werden mußte, im Hause aufgekommen, daß jeder Dienende thun und lassen konnte, was er für recht hielt. Er öffnete daher dem jungen Mädchen das Entréezimmer bat sie, einzutreten, und verfügte sich dann unverweilt zu seinem Gebieter, um die trauernde Fremde zu melden.

ZWEITES KAPITEL. DIE NEMESIS KLOPFT AN.

Der Rentier saß vor dem geöffneten Schreibsecretäre und blätterte in Papieren. Vor den Fenstern waren die Rouleaux herabgelassen, so daß eine auffallende Dämmerung im Zimmer herrschte. Baumfahl hatte dies befohlen, und duldete auch nicht, daß in andere bewohnte Räume seines Hauses mehr Licht dringe. Weil es finster in ihm war seit dem Hinscheiden seines einzigen Kindes, haßte er das Licht. Er ärgerte sich täglich über das schöne Wetter, das gar kein Ende nehmen wollte, und hätte am liebsten die Sonne ausgelöscht. Seine Welt war ja nicht mehr von belebendem Licht umstrahlt. In seinem Hause regierte die Nacht, und es hatte ganz den Anschein, als wolle sie bleibend davon Besitz nehmen. Zum Tode, der sein Haus verödete, gesellte sich auch das Unglück ungeheurer Verluste. Um zu wissen, wie seine Angelegenheiten standen, um die er sich einige Wochen nur oberflächlich bekümmert hatte, vertiefte er sich jetzt wieder in seine Bücher und Papiere. Er rechnete Tag und Nacht, vergaß Essen und Trinken darüber, und wenn er am Abende eines so anstrengenden Arbeitstages das Haben mit dem

Soll verglich, rannen große Schweißtropfen von seiner Stirn. Eine Angst erfaßte ihn, daß er kaum zu athmen vermochte.

Menschen störten ihn nicht in dieser Beschäftigung; denn seit er an der Börse aufgehört hatte, eine tonangehende Persönlichkeit zu sein, zogen sich die Meisten in aller Stille von ihm zurück. Desto mehr machten Baumfahl seine Gedanken jetzt zu schaffen, die ihn in glücklicheren Tagen niemals incommodirt hatten. Nie zuvor hatte er so viel, so anhaltend gedacht. Er mußte sonst immer lachen, wenn er bisweilen von geistig Arbeitenden hörte, sie seien müde und abgespannt von vielem Denken. Jetzt lachte er nicht mehr. Einem Gefolterten konnte, geistig nicht entsetzlicher zu Muthe sein, wie dem rechnenden Rentier, der kein zufriedenstellendes Facit fand. Wie zerschlagen, an allen Gliedern zitternd, suchte er spät in der Nacht die Ruhe. Er schlief auch bald ein, aber der Schlaf erquickte ihn nicht. Träume, wie er sie früher nie gekannt hatte – er träumte überhaupt selten – rissen ihn fort in seine Vergangenheit, und zwangen ihn, sein ganzes hinter ihm liegendes Leben nochmals durchzuleben. Diese Rückkehr in längst Begrabenes war unaussprechlich qualvoll für ihn. Bald durchritt er auf wild gewordenem Rosse die endlosen Prairien im Westen des Mississippi, umschwärmt von einem winselnden oder fluchenden Schwarm gespenstischer schwarzer Gestalten. Er vermied es, diese schauerliche Begleitung anzusehen, und doch mußte er es, gezwungen von einer

höhern Macht thun. Dann erkannte er in dem haften- den Menschenschwarme bekannte Slavengesichter. Sie gehörten jenen armen Unglücklichen an, die er für hohen Gewinn verkauft hatte, ohne auf ihr Flehen zu hören. Da war ein Kind, das nach seiner Mutter rief, dort eine Mutter, die um ihr Kind weinte. Dann wieder hörte er sinnverwirrendes Peitschengeknall, und gehetzt von rachsüchtigen Schwarzen, sah er sich selbst als Gefederten durch brennende Steppen jagen! ... Ein andermal saß er neben Adolph Landenberg in der Kirche. Der arme Verwachsene hatte eben das Gekritzel im Communionbuche gefunden, mit dem er den Reizbaren so unzählige Male in der Schule geärgert hatte, und wie Landenberg ihm vorwurfsvoll das Auge zukehrte, erkannte er wieder den kranken gebrechlichen Mann, der mit geisterhaft glänzenden Augen und erhobener Hand Gottes Strafe auf ihn herabrief! ... So glitt Bild nach Bild an seinem geistigen Auge vorüber, eins immer peiniger als das andere, und wenn er endlich dieses Alpdrücken des Gewissens abschüttelte, erwachte er nur, um sich von noch schlimmeren greifbaren Schrecknissen umdroht zu sehen.

Baumfahl war niemals aufgeregt gewesen. Kaltblütig in all seinen Unternehmungen, brachte ihn selten Jemand aus seiner Ruhe. Was Nervenschwäche sei, wußte er nicht, und daß es Menschen gäbe, die an schwachen Nerven leiden könnten, war ihm vollends nicht begreiflich zu machen.

Auch diesen krankhaften Zustand sollte er jetzt an sich selbst kennenlernen. Bei jedem, auch dem geringsten, Geräusch fuhr er zusammen. Wenn ein nicht fest schließender Fensterflügel sich bewegte oder sein eigener Hausrock einen Gegenstand raschelnd streifte, zuckte seine Hand und er fühlte sich geängstigt. Das Schlürfen der Bedienten, mehr noch ihr halblautes Geflüster schmerzte ihn. Darum verbot er alles Sprechen, indem er behauptete, Dienstboten sprächen doch nur unter einander, um sich entweder über ihre Herrschaften lustig zu machen oder ihnen alles erdenkliche Schlechte nachzusagen.

Sonst durfte Niemand ohne vorheriges Anklopfen in sein Zimmer treten; jetzt ward Baumfahl heftig bis zur Wuth, wenn Einer oder der Andere seiner Leute aus alter Gewohnheit es vergaß, dem abgeänderten Befehle nachzuleben. Alles unerwartete Klopfen – und unerwartet war es immer – erschreckte den krankhaft aufgeregten Mann so sehr, daß er minutenlang kein Glied still halten konnte.

So lebte Baumfahl seit Charles' Tode, und man wird zugeben, daß den noch immer äußerlich gut situirten Mann selbst der ärmste Bettler, dem sein Gewissen keiner schlechten Handlung zieh, nicht beneiden durfte.

»Was soll's schon wieder!« fuhr er stirnrunzelnd den Bedienten an, welcher behutsam eintrat, um die ihm unbekannt verschleierte junge Dame zu melden. Die Nebenbemerkung, daß die Fremde Herrn Baumfahl zu kennen behaupte und ihn durchaus sprechen müsse, leitete

seine Gedanken von der unerquicklichen Arbeit ab, die ihn so entsetzlich angriff. Er hatte Tage lang keine andern Gesichter gesehen, als das immer ebenmäßig regungslose seiner schweigsamen Frau, und die gefühllosen Züge seiner Diener. Es war doch eine Zerstreuung, eine Abwechslung in dem ertödtenden Tageseinerlei, und darum beschloß er, die Fremde anzunehmen.

»Ist gut,« erwiderte er nach kurzem Ueberlegen mürrisch, »werde mich sogleich einfinden!«

Der Diener machte die vorschriftsmäßige Verbeugung und entfernte sich wieder. Baumfahl raffte hastig die Papiere zusammen und warf sie in das Fach des Schreibsecretärs, den er sorgfältig verschloß. Dann sah er sich nochmals um, als sei er nicht ganz sicher, daß ein gefährlicher Lauscher sich irgendwo versteckt haben könne, trat vor den hohen Wandspiegel, ordnete sein struppiges Haar, gab sich möglichste Mühe, etwas freundlich auszusehen und ging durch mehrere Gemächer nach dem Entréezimmer.

Clara Landenberg war inzwischen hier sinnend auf- und niedergegangen. Nur mit ihrem Vorhaben beschäftigt, fiel ihr der große Luxus, womit das Zimmer möblirt war, nicht auf, denn sie beachtete ihn gar nicht. Sie wunderte sich selbst über sich, daß ihr vor einem Zusammentreffen mit Baumfahl nicht bangte, von dessen Härte sie so viel gehört, der ihren Vater beinahe ein ganzes Lebensalter in unwürdigster Weise gepeinigt hatte. Erst, als sie die Schritte des Nahenden im anstoßenden Zimmer vernahm, fühlte sie einen beschleunigteren Pulsschlag.

Sie zog den Schleier dichter vor ihr Gesicht und blieb der Thür gegenüber stehen, durch welche Baumfahl eintreten mußte.

Der Rentier hatte selten Gelegenheit, mit Frauen zu verkehren. Auch suchte er sie nicht, weil sie nach seinem Dafürhalten wenig Sinn für Geschäftsangelegenheiten besaßen, und sich schon dadurch den Männern untergeordnet zeigten. Ueberzeugt von seiner Ueberlegenheit, war er durchaus unbefangen. Selbst die blendendste Schönheit würde schwerlich großen Eindruck auf ihn gemacht, ganz gewiß aber ihm nicht imponirt haben. Als er der verschleierten Clara ansichtig ward, blieb er unter der Flügelthür stehen und warf einen wohlgefällig musternden Blick auf sie. Clara's Verbeugung war so gemessen, als der Gruß Baumfahl's, der seine gestickte Troddelmütze nur nachlässig lüftete.

»Man wünscht Herrn Baumfahl zu sprechen?« fragte er, die Thür hinter sich schließend und die altgewohnte brutale Geldmiene, die er für Würde hielt, wieder annehmend. »Welches Begehren führt Demoiselle oder Madame in dies von Trauer erfüllte Haus?«

Clara hob langsam den Schleier, sah Baumfahl mit ihren hellen großen Augen durchdringend an und sagte, einige Schritte gegen ihn vortretend:

»Kennen Sie mich, Herr Baumfahl?«

»Habe nicht die Ehre – wirklich nicht.«

»Entdecken Sie in meinen Zügen gar keine Aehnlichkeit mit Jemand, der Ihnen sehr nahe stand?«

Diese Frage machte Baumfahl etwas verlegen. »Mir nahe stand?« wiederholte er, die Augenbrauen zusammenziehend und schielende Blicke nach der Trauernden werfend. »Mir stand Niemand nahe,« setzte er dann rasch in seinem gewöhnlichen Tone hinzu, warf den Kopf in den Nacken, und fuhr fort: »Ich brauchte Niemand; war mir immer selbst genug, und kam durch eigene Thätigkeit ›in der Höhe.« – Ha, ha, wenn man etwa ›auf dieser Weise‹ was stippen will, ist man hier auf ganz unfruchtbaren Boden gerathen.«

Ueber Clara's Wangen legte sich ein röthlicher Schimmer. Sie errieth Baumfahl's Gedankengang und fühlte sich in ihrem jungfräulichen Stolze dadurch beleidigt.

»Ich muß mich deutlicher ausdrücken,« sprach sie mit Wärme. »Ich komme im Auftrage eines Mannes, der nicht mehr lebt, als Bote meines unvergeßlichen Vaters, der in einer bessern Welt die Qualen und den Jammer, welchen die Erde und ihre Kinder über ihn brachten, vergessen wird, um von Ihnen, Herr Baumfahl, einen Theil seines, jetzt meines, Eigenthums zurückzufordern. Da es kein Geld ist, das ich von Ihnen verlange, sowerden Sie gewiß nicht zaudern, mir das Meinige auszuliefern. Die Tochter Adolph Landenberg's wünscht die Lebensgeschichte ihres Vaters, die Sie gegenwärtig besitzen, aus Ihren Händen zurück zu erhalten.«

Bei Nennung dieses Namens verfärbte sich der Rentier. Die Hand erhebend, als wolle er einen Gegenstand von

sich abwehren, schüttelte er heftig den Kopf, wich langsam von Clara zurück und sank erschöpft auf ein kostbares Tabouret, dessen weiches Kissen mit vier großen goldenen Troddeln verziert war. Hier blieb er sitzen und sah Clara mit stieren Augen an, als sei ihm ein Geist erschienen.

«Hoffentlich finden Sie mein Verlangen nur gerecht, Herr Baumfahl,« fuhr Clara nach kurzer Pause fort. »Auch erfülle ich damit den letzten Wunsch meines unvergeßlichen Vaters.«

»Unvergeßlich!« murmelte der Rentier, die abwehrende Handbewegung von vorhin wiederholend. »O – o, ich wollte, ich wollte –!«

Sein Blick richtete sich nach Oben und der fest zugekniffene Mund wie die von selbst sich ballende Hand verriethen, daß der arme Mann, an dessen Thür das Unglück ungestüm rüttelte, einen Fluch verschluckte.

Clara bemerkte die Unruhe, die Verwirrung Baumfahl's, und ihr Muth steigerte sich. Der Geist ihres todten Vaters kam über sie. Jetzt oder nie war ihr Gelegenheit gegeben, ihr Herz zu erleichtern, und dem Manne, der ihrem Vater so oft das Leben verbittert hatte, sein Unrecht vorzuhalten. Entschlossen trat sie ihm näher.

»Haben Sie mich vielleicht nicht verstanden, Herr Baumfahl?« sprach das verwais'te Mädchen. »Ich wünsche in den Wiederbesitz der geistigen Erbschaft meines Vaters zu gelangen. Vorenthalten Sie mir dieselbe nicht, es würde Ihnen keinen Segen bringen. – Sie haben meinem Vater viel Uebles zugefügt, ohne Veranlassung dazu

zu haben. Dafür wird Gott Sie dereinst zur Rechenschaft ziehen! ... Wer weiß, ob die Zeit nicht schon angebrochen ist, wo auch für Sie die Buße beginnt. ... Das ganze Leben meines Vaters war eine ununterbrochene Buße, obwohl er nichts verbochen hatte. Die Schlechtigkeit der Welt und die Hartherzigkeit einzelner Menschen nöthigten ihn dazu. Das war unedel. Aber die Welt ist von Anfang an nie anders gewesen. Lesen wir doch schon in den heiligen Büchern Aehnliches. Der Unvermögende muß dem Reichen immer und überall als Fußschemel dienen. Hat der Besitz, der Glanz des Goldes sein Gefühl für Anderer Leid abgestumpft, so macht es ihm wohl gar Vergnügen, solche vom Sonnenschein des Glückes nicht Berührte, durch rauhe oder gar höhnische Worte recht tief zu demüthigen. Selbst brutale Handlungen hält mancher Reiche für erlaubt, wenn er es nur mit einem mittelosen Manne zu thun hat. ... «

Clara sah Baumfahl mit ihren glänzenden Augen durchdringend an. Der heilige Zorn, der sie durchbebt, erhöhte ihre Schönheit. Ihr feines Antlitz umstrahlte eine Glorie rosigen Feuers.

»Ja, Herr Baumfahl,« fuhr sie fort, »Sie sind ein reicher Mann, ich weiß es; Sie vermögen viel durch Ihr Geld, denn Geld öffnet jede Hand, erschließt die Herzen der meisten Menschen, und schließt Freundschaftsbündnisse mit der halben Welt. Ein gutes Gewissen aber läßt sich doch mit allen Millionen der Erde nicht erkaufen! ... Ich will Sie keiner Sünde zeihen, Herr Baumfahl, denn ich bin selbst ein sündiges Geschöpf, an meinem armen

Vater aber haben Sie gefrevelt, ohne Noth, ohne jegliche Veranlassung, nur weil es Sie kitzelte, den von der Natur stiefmütterlich Begabten zu kränken. Ich will Ihnen verzeihen, wie mein Vater Ihnen verziehen hat. . . . Mehr vielleicht, als das versöhnende Wort eines Sterbenden trägt zur Veränderung Ihrer Gesinnungen das Unglück bei, das, wie ich vernommen, Sie betroffen hat. . . . Der Tod läßt sich mit Gold nicht abkaufen, Herr Baumfahl! Und wäre Ihr Bankfolio mit zahllosen Millionen beschrieben, der Finger des Todes fährt achtlos darüber hin, und sein Athemzug löscht all die unaussprechbaren Zahlen aus! Vor Gott und vor seinem ernstesten Engel, dem Tode, der in das Haus jeglichen Erdenbürgers tritt, sind wir Alle gleich. Da geht der Bettler hoch aufgerichtet neben dem Millionär, denn das Banco verliert im Angesicht der Unvergänglichkeit seine vergängliche Macht! Sie fühlen oder ahnen bereits etwas davon, Herr Baumfahl! Ich seh' es an den irrenden Blicken, die in's Leere schweifen, und Ihre zitternden Hände sagen mir es. Dafür, mein Herr, danke ich Gott von Herzen! Wer erschüttert wird, geht in sich, um der Einsicht in sich selbst folgt die Besserung! . . . Gott wird barmherzig sein, auch gegen Sie. Und nun, Herr Baumfahl, leben Sie wohl und geben Sie mir die Gedenkblätter meines Vaters zurück!«

Clara hatte keine Ahnung von der Wirkung ihrer einem tiefbewegten Herzen entströmenden Worte. Baumfahl vermochte sich nicht zu bewegen. Er hätte sich am

liebsten unsichtbar machen mögen, um nur die schrecklichen Worte der Trauernden nicht mehr zu hören. Wußte Clara Landenberg um sein Unglück? Kannte sie ihrem ganzen Umfange nach die Verbindlichkeiten, welche er zu erfüllen hatte und zu deren Erfüllung ihm doch bereits die Mittel fehlten? Wenn dies eine dem Geiste Landenberg's entsprungene Rache war, die jetzt die Tochter des Verstorbenen an ihm übte, dann wahrlich war sie von dem schadenfrohesten Dämon ausgeklügelt!

Das ungefähr sagte sich Baumfahl während Clara's Rede. Es ward ihm etwas leichter, als das strafende Mädchen endigte. Er konnte doch wieder aufathmen, sich besinnen und fassen. Am meisten fürchtete er sich durch Schwäche selbst zu verrathen. Dies wäre ihm der mittellosen Waise des Mannes gegenüber, den er stets für einen thörichten Narren gehalten hatte, noch schrecklicher gewesen, als die Gewißheit, daß er ein ruinirter Mann sei. Die Bettlerin durfte ihm eine Strafpredigt halten – das war, obwohl schwer, doch zu ertragen – aber sie mußte mit der Ueberzeugung von ihm gehen, daß er noch immer reich sei und, gerade weil er dies sei, die Unglücksfälle leichter ertragen könne, die ihn ereilt hatten.

Alle Kraft zusammenraffend, stand Baumfahl jetzt auf. Finstern Blickes schritt er auf Clara zu.

»Sie haben mich überrascht, Mademoiselle,« sprach er so fest, als die Erschütterung, mit der er noch immer kämpfte, erlaubte. »Es ist mir wirklich nichts, gar nichts an den Schreibereien des – des todten Mannes gelegen; bin vielmehr froh, recht sehr froh, sie los zu werden. Auf

Schmierereien gab ich niemals viel; ich hielt mich immer an das Solide ...« Hier versagte ihm die Stimme, denn gerade dies Solide, das er für unzerstörbar erachtet hatte, brach jetzt um und unter ihm zusammen. – Nach einer Weile fuhr er gefaßter fort: »Es war höchst überflüssig, mir diese Papiere zu überschicken, und weiß ich diese unerwartete Aufmerksamkeit des – Ihres Vaters vollkommen zu würdigen. Ich habe seine Absicht erkannt und würde sie früher errathen haben, wäre mein lieber Sohn nicht gerade im Begriff gewesen, zu sterben. O Gott, Gott, das schmerzt! ... Aber ich werde es ertragen und überwinden! Ich bin Keiner von den Schwachen – ich lasse mich weder werfen noch übertölpeln, selbst nicht, wenn es Bösgesinnten einfiel, mich als Geister zu besuchen! ...«

Hastig fuhr er mit der linken Hand an die Stirn, um sie schirmend über die Augen zu halten. Seine Bewegungen waren unsicher und zitternd, wie er in einem Halbkreise sich von Clara entfernte und der Thür zuging, durch welche er eingetreten war. Clara sah ihm nach und machte Miene, ihm zu folgen. Eine heftige Gesticulation gebot ihr zu bleiben.

»Still – still!« sprach er, schwerathmend. »Ich brauche keine Begleitung. – Ich bin hier zu Hause und finde mich allein zurecht. Immer still stehen, Mademoiselle, und – thun Sie mir einen Gefallen – lassen Sie den Schleier über – über Ihr – ha, ha, ha – Ihr hübsches Lärvchen fallen. ...«

Seine Brust hob sich unter schweren Athemzügen, Clara willfahrte Baumfahl's Wunsche.

»So – nun ist's schon gut!« fuhr er fort. »Es vergeht – es zerrinnt –. Ich komme sogleich wieder zurück. Gehorsamer Diener!«

Baumfahl schlüpfte wie ein Mensch, der sich fürchtet oder verfolgt glaubt, durch die Thür, drückte sie hinter sich zu und verschloß sie. Clara war allein.

»Was ist dem Manne?« fragte sie sich, schnell der andern nach dem Corridor führenden Thür zueilend. Sie fand dieselbe unverschlossen, was sie beruhigte. »Leidet er vielleicht an Geistesschwäche oder peinigen ihn trügerische Gesichte? Wozu sollte ich mich verschleiern? . . . Fürchtet er mein offenes Auge, oder macht ihn die Erinnerung an meinen Vater, wenn er mich erblickt, Herzklopfen? . . . Ich bin doch begierig, ob er Wort halten und mir die Papiere ausliefern wird.«

Es vergingen einige Minuten, ehe sich im Nebenzimmer wieder Geräusch hören ließ. Bald berührte eine feste Hand den Drücker, dann knirschte der Schlüssel und die Thür ging aus. Statt des erwarteten Baumfahl aber trat der Leibdiener des Rentier in das Zimmer.

»Demoiselle Landenberg, nicht wahr?« redete der hochgewachsene Mensch das junge Mädchen an.

Clara bejahte nur durch eine Kopfbewegung.

»Herr Baumfahl läßt sich entschuldigen,« fuhr der Leibdiener fort. »Er fühlt sich angegriffen und unwohl. Dies Paquet hat er mir befohlen Ihnen einzuhändigen.«

Es waren Landenberg's Aufzeichnungen. Mit dankendem Blick gen Himmel empfing Clara die theuern Blätter und drückte sie unwillkürlich an ihr Herz. Kein Wort des Dankes kam über ihre Lippen.

»Herr Baumfahl hat mir ferner aufgetragen, daß ich Demoiselle Landenberg bis an die Hausthür geleiten soll,« sprach der hochmüthige Leibdiener weiter. »Ist es also gefällig, so bitte ich.«

Clara würdigte den Menschen weder einer Antwort noch eines Blickes. Sie öffnete das Paquet, um sich zu überzeugen, daß sie auch wirklich das Erbtheil ihres unvergeßlichen Vaters in Händen hatte, und als sie dessen gewiß war, schritt sie der Thür zu, wehrte dem Bedienten, ihr dieselbe zu öffnen, und warf sie so schnell wieder hinter sich zu, daß sie bereits den Corridor überschritten hatte, als dieser ihr folgte. So gelang es der Waise, ungeleitet die Treppe zu erreichen und in schnellem Laufe den Ausgang des ihr längst schon unheimlich gewordenen Hauses zu gewinnen.

Die sonnig-helle Luft erquickte sie schnell und mit erleichtertem Herzen trat sie den Rückweg an. Friedrich hatte ruhig in der Nähe gewartet. Er erfaßte die ihm lieb gewordene Gestalt, die so graziös über das Trottoir schwebte, mit dem Blick ihr zu folgen aber und ihr abermals seine Begleitung anzubieten, hatte er diesmal nicht das Herz.

DRITTES KAPITEL. QUALVOLLE STUNDEN.

Das unvermuthete Zusammentreffen mit der Tochter Landenberg's hatte Baumfahl in eine schwer zu schildernde Stimmung versetzt. Als vernünftiger Mann mußte er sich sagen, daß Clara nicht in der Absicht zu ihm gekommen sein könne, ihm Uebles zuzufügen, und doch schien Alles so überlegt, so außerordentlich fein vorausbedacht. Jedes ihrer Worte berührte einen wunden Fleck. Sie prickelten ihn wie Nadelstiche, und weil Baumfahl dem erregten Mädchen Recht geben mußte, gerade darum zürnte er ihr.

Zorn und Angst waren auch Veranlassung, daß er, einmal ihren durchdringenden Blicken entronnen, sie wieder zu sehen sich nicht entschließen konnte. Die Aufzeichnungen Landenberg's lieferte er gern aus, denn sie erschreckten ihn, so oft er ihrer ansichtig ward. So lange sein Schreibsecretär sie barg, lebte er in der Atmosphäre eines ihm feindlich gesinnten Geistes. Nur vermochte der Rentier mit der Zurückgabe dieser Blätter leider den bösen Geist nicht zu bannen. Ueberall traf er auf seine Spuren, denn die Hand Landenberg's sah ihn aus allen seinen Büchern an.

Wie gern hätte Baumfahl diese Bücher mit keiner Hand mehr berührt! Und nun zwang ihn die Noth, die bedrängte Lage, in welche sein grenzenloser Durst nach Gold und die daraus hervorgegangenen falschen Speculationen ihn gebracht, täglich und stündlich darin zu

blättern, sich darin zu vertiefen. Die Nemesis copulirte ihn gleichsam mit Landenberg's Geiste. Er mußte mit ihm leben wider Willen, ihn um sich dulden, ob auch der Ingrimms ihn darob verzehrte. Wenn der nervenstarke Mann durch dieses geistige Gebundensein den Verstand verloren hätte, würde der Psycholog sich nicht darüber gewundert haben.

Baumfahl besaß aber eine starke Dosis Zähigkeit und eine Widerstandskraft, die so leicht nicht zusammenbrach. Es galt einen Kampf um seine Existenz. Diesen Kampf aufgeben, hieß sich selbst vernichten. Darum hielt er muthig Stand, und wagte sich immer von Neuem in die ihm widerwärtige Atmosphäre, die wie Stickluft auf ihn wirkte.

»Alles, nur nicht Bettler werden!« rief er sich täglich wohl hundert Mal zu, wenn die Kräfte erlahmen wollten. »Nur nicht zum Spott der Leute als heruntergekommener Mensch, als Lump in der Welt herumlaufen!«

Wie angestrengt aber Baumfahl auch arbeitete, seine Thätigkeit ward nicht gesegnet. Die Grundpfeiler eines Hauses reißen das ganze Gebäude mit sich, wenn sie unterwühlt sind. Baumfahl's Reichthum war geschmolzen. Er deckte, so lange er konnte. Plötzlich starrte ihn der leere Boden aus seiner Kasse an. Er konnte nicht mehr abschreiben lassen! Da brach er über seinen Büchern zusammen, krallte die erkaltenden Finger in die furchtbaren Blätter, auf denen er mit Flammenzügen sein Todesurtheil gelesen hatte, und wimmerte, daß es einen Stein hätte erbarmen können:

»Also banquerott! Rettungslos banquerott! Der reiche Baumfahl, den so Viele beneideten, der für den klügsten Fondsspeculanten galt, ist ein Lump geworden!«

Er verschloß die Bücher, denn alles fernere Rechnen war und blieb doch verlorene Mühe. Der Glanz seines Hauses ward ihm jetzt fast zuwider. Dieser Glanz höhnte seine eigene trostlose Armuth. Er saß ja doch nur auf kurze Zeit noch in diesen fürstlich ausgeschmückten Gemächern; denn der Insolvenz-Erklärung mußte unfehlbar seine Aussetzung folgen. Ihm gehörte kein Stuhl, keine Fensterscheibe mehr, wenn seine Gläubiger nicht sehr großmüthig waren. Nicht einmal die goldene Uhr, deren gleichmäßiges Ticken ihm die Angst des Lebens tropfenweise zuzählte, und die funkelnde Brillantnadel auf seiner Brust, ein Liebesgeschenk seiner Frau, brauchten hartherzige Gläubiger ihm zu lassen. Lag es doch offen zu Tage, daß er leichtsinnig gespielt hatte und man ihn schwerer Schuld zeihen konnte. Das furchtbar Trostlose seiner Lage vollkommen einsehend, dachte Baumfahl zuerst an Selbstmord. Wenn er starb, war ja Alles mit einem Male zu Ende. Es sprachen noch Einzelne ein paar Tage über das Ereigniß, dann ward es vergessen und blieb für ewige Zeiten begraben. Nur freilich mußte er es klug anfangen, damit wenigstens der Schein gerettet werde; denn Baumfahl mochte um keinen Preis mit der üblen Nachrede aus der Welt gehen, er habe sich selbst das Leben genommen. Es mußte den Anschein haben, als sei er

zufällig verunglückt. Zweifelten dann auch gewisse Leute an solchem zu passender Zeit eintretenden Unglück, so mußten sie doch schweigen.

Bald indeß kam der geängstigte Mann von diesem Gedanken wieder zurück. Was sollte aus seiner Frau werden, wenn er sich selbst den Tod gab? Sie ahnte nichts von dem Unglück, das ihren Mann zu Boden drückte. Sie würde auch nicht daran geglaubt haben, wenn er versucht hätte, ihr die Augen zu öffnen. Reich geboren und im Ueberfluß erzogen, hatte sie sich nie mit dem Gedanken beschäftigt, daß ihre Verhältnisse sich doch auch plötzlich einmal anders und zwar trüb gestalten könnten.

»O Gott, Gott, gib mir Rath!« jammerte der Unglückliche. »Kein Geld mehr besitzen – dem schmutzigsten Bettler gleichen zu müssen – nein, ich kann's nicht fassen, ich will's nicht fassen! . . . «

Er recapitulirte alle Firmen, die er kannte, und fragte sich im Stillen, ob denn nicht eine darunter sein sollte, die ihm helfen könnte, wenn er sich ihr vertrauensvoll entdeckte. Rechnend und immer rechnend, prallte sein Muth ab an der Größe der Summe, die er baar besitzen mußte, um sich zu retten. Solche Summen vertraute Niemand einem notorischen Bettler an. Kleinere Summen aber konnten ihm nicht dienen, sonst hätte er wohl von einigen Personen, denen er selbst in früheren Tagen zu Hilfe gekommen war, etwas Geld entlehnen können. *Einen* Mann nur gab es, der mit einem bloßen Worte ihn aufrichten, halten, sogar wieder groß machen konnte.

»Benjamin Silbermann!« murmelte Baumfahl dumpf, und zerzauste vor Bangigkeit sein Haar. »Er thut es nur nicht, denn er ist ja gerade mein Gegner, mein volles Widerspiel! – Er hat die Sonderling unterstützt und damit den ersten Spatenstich zu der Grube gethan, in die ich jetzt gestürzt bin! ... Aber Sonderlings? ... Laß sehen! ... Wären sie nicht aller menschlichen Berechnung nach gefallen ohne mich? ... Ich habe einigen Anspruch auf Dankbarkeit, und ich wollte es ihnen, bei Gott und meiner Ehre, nicht vergessen, wenn sie für mich mit ihrem Credit einträten. Ihre Freundschaft mit Silbermann ist bekannt – man spricht sogar von noch engeren Banden zwischen beiden Familien –. O könnte ein Blick, ein Wort, ein Händedruck die Brüder erweichen! Wie gräßlich, wie grauenvoll ist es doch, daß Menschenherzen so schwer zu erweichen sind!«

Die Angst überwältigte Baumfahl dergestalt, daß ihn eine Art Ohnmacht anwandelte. Es flirrte ihm vor den Augen, alle Gegenstände im Zimmer drehten sich und rollten auf ihn zu, und Tropfen kalten Schweißes rannen über seine zitternden Hände. Er hatte kaum noch so viel Kraft, um an der Glockenschnur zu reißen und den herbeieilenden Bedienten das Wort ›Wasser‹ matt zuzulallen.

Es war abermals der Tritt der Nemesis, den Baumfahl vernahm, und einer jener Schatten, die zusammengedrückt in einem Winkel seiner Seele lagen, trat ungerufen vor ihn hin und starrte ihn unverwandt, nicht aber theilnehmend und auch nicht barmherzig an. Der ältere

Sonderling war es, dessen gebeugte, von Kummer niedergedrückte Gestalt dort vor dem hohen Wandspiegel unsicher hin und wieder schwankte. Gerade so sah der Mann aus, als der noch reiche Baumfahl sein Ohr vor den Bitten des schwer Bedrängten mit einem angenehmen Kitzel prickelnden Behagens verschloß. Jetzt konnte der herzlos Behandelte sich rächen, wenn der Rentier selbst als Bittender zu ihm kam. Das verlangte reifliche Ueberlegung.

»Nein, nein, er wird es nicht thun,« sagte Baumfahl, einen Mund voll Wassers schlürfend. »Er wäre ja kein Mensch, wenn er's thäte! . . . Menschen wollen nur verdienen, und geht es einem ihrer früheren Concurrenten schlecht, so frohlocken sie. . . . Rache ist süßer als Wohlthun. . . . Ich weiß es, und – und – ich thät es jetzt selber kaum!«

Die Töne einer läutenden Glocke drangen, vom Luftzuge getragen, in das Zimmer des Rentier's. Diese Töne lockten ein widerwärtiges Lächeln auf Baumfahl's erschlaffte Züge.

»Ja, ja, ja doch, läutet man zu! Und Ihr, die Ihr auf Glockenstimmen für gewöhnlich nicht viel achtet, rennt nur, rennt, daß Euch die Sohlen brennen, mit offenen Augen in's Verderben! – O, ich wollte, die Welt ginge unter! Ich wollte, ein flammender Kometenschweif peitschte die Erde, daß sie in Milliarden Stücke zersplitterte, und alles Geld, alles Banco zerschmolze und mit brandiger Gluth den Feuerstrom der Hölle übersprudelte! Dummes Volk!

Warum rennt Ihr so? Bleibt zu Hause sitzen, wie ich! ... Braucht eben so wenig Banco wie andere Leute! ... «

Das Läuten hörte auf.

»Nun sind sie drin – in der Börse,« murmelte Baumfahl, das Haupt neigend und es auf beide Hände stützend. »Nun fragt Einer den Andern nach mir – Alle grinsen sie, wie höhnische Teufel – – Der? heißt's – Der? – Pfutsch! – Ha, ha, ha, ha, ha!«

Baumfahl verfiel in ein so furchtbares Krampflichen, daß die Bedienten ungerufen einzutreten wagten. Er lachte lange, und so laut, so entsetzlich, daß endlich auch die schweigsame Frau erschien. Erst als seine körperlichen Kräfte völlig erschöpft waren, ließ der Lachkrampf nach, und der unglückliche Mann lag bleich, regunglos wie ein Todter, matt röchelnd auf den Sammet-Polstern des Divans.

VIERTES KAPITEL. EIN GEFAHRVOLLER GANG.

Es dämmerte bereits, ehe Baumfahl's starke Natur sich soweit erholt hatte, daß er ohne fremde Hilfe wieder gehen konnte. Die wahre Ursache des beängstigenden Lachkrampfes erfuhr Niemand, wenn schon das Dienstpersonal sie ahnen mochte. Die Frau des Rentiers ließ sich zwar zu einigen kurzen Fragen bewegen, ward aber von ihrem Gatten barsch zur Ruhe verwiesen. Da eigenes Denken nicht ihre Sache war, gab sie sich damit auch gern zufrieden.

Baumfahl begehrte allein zu sein. Während der körperlichen Schwäche, die der Krampfanfall zurückgelassen, war ihm Zeit genug geblieben, seine Lage nochmals reiflich zu überdenken. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Diesen auszuführen, bereitete er sich jetzt vor. Dazu bedurfte es einer nochmaligen genauen Prüfung seiner Papiere, die er, obwohl mit Widerstreben, unternahm.

Darüber verging eine geraume Zeit. Als Baumfahl die ihm unangenehme Arbeit beendet hatte, war es tiefer Abend geworden. Er steckte nun die Papiere zu sich, nahm Hut und Stock, und verließ das Haus. Den Bedienten gab er die Weisung, sie sollten Niemand vorlassen und seiner Rückkunft harren, die vielleicht erst spät in der Nacht erfolge.

»Ein resoluter Mann muß Alles versuchen, ehe er verzweifelt,« sprach er, sich ermuthigend. »Es haben schon Viele in gleicher Bedrängniß gesteckt, und sind doch wieder frei und groß geworden. Man darf nur nicht nachgeben; man muß immer ›in der Höhe‹ sehen! Ich denke doch ein Mann zu sein, wie die Welt ihn verlangt, ich will also zeigen, was ich vermag mit meiner Kraft!«

Baumfahl ging straßauf, straßab, nicht, weil er unschlüssig war, sondern weil die kühle Abendluft wohlthätig auf seinen Körper wirkte. Dann erst betrat er das Haus seines Wechselmaklers, den er glücklicherweise daheim fand. Dieser wunderte sich über den späten Besuch des Rentiers und machte kein Hehl daraus. Baumfahl lächelte.

»Ich konnte mir's denken,« sagte er. »In unserm soliden Geschäftsleben geht Alles nach der Minute. Wer die Minute nicht einhält, wird um Schillinge gestraft oder man sieht ihn mit großen Augen an. Ist praktisch, ich geb' es zu, immer aber kann ein reeller Mann sich doch nicht darnach richten. Was mich zu so ungewohnter Stunde zu Ihnen führt, ist eine Reise, die ich sogleich antreten muß. Ich kann ein glänzendes Geschäft dabei machen, und viel, viel Geld baar einstreichen. Baar Geld aber lacht, wissen Sie! Der ist ein erbärmlicher Geschäftsmann, ein wahrer Hundsfott, der einen ihm zugedachten Verdienst durch Nachlässigkeit sich entgehen läßt! Habe Verluste gehabt in den letzten Wochen, schwere Verluste, muß mich also anstrengen, um das Verlorene durch vorsichtiges Handeln wieder einzubringen. – Der Mensch aber ist ein gebrechliches Geschöpf, werther Herr, und auch dem Stärksten kann ein Unglück passiren. Was man mitnimmt auf Reisen, das weiß man nicht, was man wiederbringt oder gar wiederfindet, wenn man zurückkehrt. Darum übergebe ich Ihnen hiermit meine sämtlichen Policen. Bei Ihnen weiß ich sie gut aufgehoben, und ich brauche mich um meine liegenden Gründe nicht weiter zu sorgen. Was gibt es sonst Neues an der Börse? War fatal unwohl die ganze Zeit her, seit mir das Kind gestorben ist; durfte nicht wagen, unter so viele Menschen zu gehen. Wie ist's mit der Spanischen und Mexikanischen Anleihe? Viel gesucht? Wie?«

Der Makler gab auf jede Frage Baumfahl's geschäftsmäßig Bescheid und nahm die Versicherungs-Policen in

Empfang. Er konnte in deren Uebergabe nichts Auffälliges finden. Die Besitzungen des Rentiers hatten einen bedeutenden Werth, und da sie nicht hoch beschwert und sehr gut erhalten waren, konnten sie eine Stütze seines Credites werden. Denn noch kannte nur Baumfahl allein seine rettungslose Lage. Es blieben ihm noch volle vierzehn Tage, um Rath zu schaffen. Fand er innerhalb dieser Zeit Freunde, die ihm beisprangen, oder wußte er sich auf irgend eine Weise selbst zu helfen, so ließ sich die Gefahr beschwören, und er durfte dann mit vollem Selbstvertrauen an der Börse den Kopf höher denn je tragen.

Schwerer ward Baumfahl der nächste Gang. Er blieb mehrmals unschlüssig stehen, sah sich scheu um nach allen Seiten und schob mit der Spitze seines Stockes jedes Stückchen Papier, das auf seinem Wege lag, bei Seite, als störe es ihn oder hemme seine Schritte. Je länger er ging, desto bänglicher ward ihm. Zuletzt fühlte er sogar ein sehr heftiges Herzklopfen.

»Es muß dennoch gewagt werden,« rief er sich zu, unfern eines Kellereinganges stehen bleibend. Es graute ihn, die Treppe hinabzusteigen, denn die Leute, welche sich da unten zusammen fanden, konnten in der bürgerlichen Gesellschaft für verlorene Individuen gelten. Ein paar derselben aber waren ihm bekannt, und diesen hatte Baumfahl einen Verdienst zudedacht. Er wagte also den Gang. Zu seinem Leidwesen waren die Personen, die

er suchte, noch nicht anwesend, und da er durchaus keine Lust hatte, auf sie zu warten, verließ er sogleich wieder den dunstigen Keller, ehe noch Einer der gewöhnlichen Insassen ihn bei der daselbst herrschenden trüben Beleuchtung gesehen, viel weniger erkannt hatte.

Er war noch nicht weit gegangen, als er vor sich eine unsicher schwankende Gestalt gewahrte, die unter heftigen Gesticulationen ein halblautes Selbstgespräch führte. Um mit dem offenbar stark angetrunkenen Menschen nicht in Collision zu kommen, hielt sich Baumfahl möglichst nahe an den Häusern. Ungeachtet dieser Vorsicht aber prallte der Betrunkene doch an ihn an und fiel gerade vor ihm auf's Pflaster. Er beschädigte sich dabei unbedeutend und stand mit blutender Stirn wieder auf. Baumfahl konnte ihm nicht ausweichen. Sogleich streckte dieser die Hand aus und sagte lallend:

»Bitte mir Schmerzensgeld aus, Herr, für's Umstoßen!«

Der Ton klang mehr fordernd als bittend, und als Baumfahl den Mann schärfer in's Auge faßte, kam er ihm bekannt vor.

»Bist Du's, Peter?« redete er ihn an. »Ich meinte, Du wärest Mitglied des Mäßigkeitsvereines geworden. Ich habe Dich ja seit einem halben Jahrhundert nicht gesehen.«

Peter Rallisen rieb sich die Augen, dann riß er grüßend die fettige Mütze von seinem ungekämmten Haar.

»Große Ehre – beim Teufel – große Ehre, Herr Baumfahl!« versetzte der Trunkene. »O ja doch – kann sein, Herr Baumfahl. ... Wenn man von seinem Gelde lebt,

macht man sich rar. . . . Bin einen Strich auswärts gewesen, zur Erholung heißt das und – und – weil's mir zu heiß war hier – hier herum. – Der Herr versteht mich, denk' ich. – Bitte aber um Schmerzensgeld!«

Baumfahl ließ ein paar Thaler klirrend durch seine Hand gleiten.

»Peter,« sagte er, den halb Ernüchterten an einem Zipfel seiner Jacke fassend und langsam weiter gehend, »bist Du zuverlässig und hast Du Courage?«

»Bin ein Hamburger Jung', Herr!«

»Es wäre dann möglich, daß ich Dir 'was Ordentliches zu verdienen geben könnte. Nur müßtest Du das abscheuliche Trinken lassen.«

»Will's, Herr, will's – wirklich versuchen! Aber nun Geld her!«

»Jetzt noch nicht, Peter,« erwiderte Baumfahl. »Schlafe Deinen Rausch erst ganz aus, dann erwarte mich Morgen Abend um diese Zeit dort unter dem Hof-Eingange. Willst Du?«

»Wenn ich Handgeld kriege,« lallte Rallisen. »Gottesgeld will ich nicht sagen, weil Sie mich doch nicht wieder ganz in Lohn und Brod nehmen. – 's ist wahr, ich bin ein grundliederlicher Kerl geworden, verteufelt liederlich – aber noch lange nicht so schlecht, wie meine Frau mich macht – Gott verdamm' mich!«

»Du würdest ein wahrer Tugendspiegel sein, Peter, wenn Du nicht so viehisch tränkest,« erwiderte Baumfahl. »Aber lassen wir das. Es thut Jeder, was er muß und nicht lassen kann –«

»So ist's – Gott verdamm' mich! – Und ich kann's Saufen nicht lassen, und wenn's den Hals kostet! – Darum thu' ich, was ich muß, das ist das Ende vom Liede!«

Baumfahl drückte Rallisen einen harten Thaler in die Hand.

»Hier ist Hand- oder Gottesgeld, wie Du willst,« fuhr er fort. »Es soll sich ver Hundertfachen, wenn Du Morgen um diese Zeit völlig nüchtern, Deiner Sinne mächtig und mir in Allem, was ich von Dir verlange, zu Willen bist! Verstehst Du, Peter, in Allem!«

Rallisen ließ den blanken Thaler im Licht einer Laterne blinken.

»Hundert solcher Dinger soll ich haben?« fragte er mit etwas ungläubiger Miene.

»Hundert oder auch mehr, wie sich's nun gerade fügen wird.«

»Verdammt will ich sein,« wenn Sie über mich zu klagen haben, Herr Baumfahl!«

»Still! Schrei' nicht so laut, daß man Dich Häuserweit hören kann. Du brauchst meinen Namen gar nicht zu nennen, und Morgen – pass' auf, Peter – Morgen darfst Du nicht trinken oder aus dem Geschäft, das ich Dir zu übertragen gedenke, kann nichts werden!«

»Ich drückte mir selber die Gurgel zu, Herr, wenn mir der Verdienst aus den Händen ginge!«

»Es kommt ganz auf Dich an, Peter! Zeigst Du Dich besonnen und nüchtern, so sind hundert Thaler wenigstens Dein. Du kannst Dir damit wieder einen Kram einrichten, der Dich ehrlich nährt. Ehrlich währt ja am längsten!«

»Hm! Gäb's nur 'was Besseres dabei zu beißen! – Also ein ehrliches Geschäft ist's?«

Baumfahl legte den Finger auf den Mund und nickte. In der Nähe ließen sich Schritte und Stimmen hören.

»Geh', Peter!« raunte der Rentier dem wüsten Rallisen zu. »Es darf kein Dritter wissen, daß wir mit einander gesprochen haben! – Denke an die Hundert und was darüber ist, sei verschwiegen, mäßig, und zeige Morgen, daß Du ein Mann bist, der sich zu beherrschen weiß, und auf den ehrliche Leute, die gutes Geld ausgeben, sich verlassen können!«

Baumfahl drängte Rallisen in den schmalen und niedrigen Eingang zum Hofe, wo undurchdringliche Finsterniß herrschte, dann ging er quer über die Straße nach der andern Seite, um den ihm Entgegenkommenden nicht zu begegnen.

FÜNFTES KAPITEL. MENSCHEN OHNE VORURTHEILE.

Auf dem Landhause Benjamin Silbermann's wurden Vorkehrungen getroffen zum Empfang einer auserlesenen Gesellschaft. Der Banquier hatte nichts gespart, um seine Gäste auf das Angenehmste zu überraschen. Wie es seine Art war, überließ er die Anordnung Leuten von Geschmack. Er wünschte, um dem Namen seines Hauses Ehre zu machen, Glanz, aber keine Ueberladung, und so hatten eine Reihe von Tagen Decorateurs, Maler und Tischler in dem schönen Landsitze des Millionärs alle Hände voll zu thun.

Silbermann bezeugte seine Zufriedenheit mit den getroffenen Einrichtungen, als er sie zum letzten Male in Begleitung seiner Tochter in Augenschein nahm.

»Dir gefällt es doch auch, Recha?« wandte er sich fragend an das blühende Mädchen.

»Außerordentlich, Vater!« erwiderte Recha mit glücklichem Lächeln. »Wenn unter dem üppigen Laubwerk dieser Gebüsche buntfarbige Lampen blitzen werden und die ganze Façade des Hauses von Flammen gleichsam übersprüht wird, muß unser Landsitz einen feenhaften Anblick gewähren.«

»Hast Du Felix heute gesprochen?«

»Nur auf wenige Augenblicke. Er läßt sich bei Dir entschuldigen.«

»Ich weiß, daß er beschäftigt ist, und darum bedarf es bei mir keiner Entschuldigung. Eine Frage nur muß ich noch an den jungen Mann richten, ehe die Welt erfährt, was bis jetzt ein Geheimniß Weniger war.«

»Welche Frage, mein Vater?«

»Ob er auch sicher ist, daß sein Handeln ihm nie in späteren Jahren gereuen wird.«

»Felix liebt mich, er liebt mich aufrichtig,« sagte Recha bewegt, »und ich bringe ihm ein treues, liebevolles Herz entgegen. Ist das nicht die beste Bürgschaft für die Dauer unseres Glückes?«

»Man nimmt dies in der Regel an, mein liebes Kind,« versetzte Silbermann, »und ich selbst werde gewiß zuletzt einer andern Ansicht huldigen. Aber Herzen können

sich täuschen, wie wir uns so oft in unserm Denken irren. Felix Sonderling ist Christ, Du bist Jüdin – still, mein Kind, falle mir nicht in's Wort! Ehen dieser Art betrachtet die große Mehrzahl der Menschen, welche in jedem Vorurtheil einen Glaubensanker erblickt, für eine Anomalie. Ich selbst, Du weißt es, Recha, ich denke anders. Mir ist das religiöse Bekenntniß nicht das Wesentliche dessen, was wir unter dem Begriff Glauben zusammenfassen, sondern die Art und Weise, wie ich das Bekenntniß durch mein Leben vor Gott und Menschen gleichsam zu Ehren dringe. Weil ich so denke, bin ich freilich nicht mehr Jude, sowenig wie ich Christ sein könnte, ich bin aber – so dünkt mich – durch und durch religiöser Mensch in dem Sinne, wie der Geist unserer Propheten und der Geist des seltenen Mannes es will, der in den Fußstapfen der alten Propheten wandelnd, einen neuen Bund gründete. Der Geist war und ist in beiden Religionen gut – denn es ist der Geist Gottes! Was können die späteren Geschlechter dafür, daß die Hüter desselben ihm eine Hülle gaben, die sein ewig klares Licht verdüsterte? Ich zürne ihnen deshalb nicht, ich muß nur lächeln, daß die Weisheit sich selbst so seltsam täuschte, daß nun alle Welt mehr von dieser Täuschung, dem Spiegelbild der Wahrheit, als von der Wahrheit selbst hält!«

Recha küßte ihrem Vater gerührt die Hand.

»Du bist so gut,« sprach sie, »so mild, so gerecht und – laß mich's immerhin aussprechen – auch so klug, weshalb willst Du nicht noch ein ganz klein wenig freier, fesselloser Dich zeigen?«

»Du meinst, ich solle Christ werden.«

»Würde man Dir es verdienen? Widersprüche es Deiner eigensten Ueberzeugung?«

»Auf diese Frage, mein Kind, war ich längst vorbereitet, und ich habe darauf eine Antwort, von der ich hoffe, sie wird Dir genügen und Dich beruhigen. Die Geburt gibt jedem Menschen einen Namen, den er trägt, so lange er lebt, den er auf seine Nachkommen vererbt, den diese wieder ihren Kindern geben. Dieser Name stirbt erst aus mit dem Erlöschen des Geschlechtes oder der Familie, die ihn trägt. Würdest Du Dich wohl entschließen können, Deinen Namen abzulegen wie ein Kleid? Ich bezweifle es. Der Name gehört eben so zu jedem Individuum, wie die Seele, die es belebt. Hier läßt ein Tausch sich nicht treffen, ohne das ganze individuelle Leben von Grund auf zu zerstören. Eben so ist es mit der Religion. Es ist der göttliche Name, der uns beim Eintritt in's Leben mit derselben als Wanderstab auf unserm Lebenspfade gegeben wird; Du kannst diesen Stab nicht willkürlich zerbrechen oder wegwerfen, ohne gegen Dich selbst und gegen den Schöpfer zu freveln. Weil er mit Dir wächst und groß wird, paßt er Dir immer und in allen Lebenslagen, gerade so wie die Last, welche auf Deine Schulter drückt, ganz genau nur für Dich allein, für keinen Andern gemacht ist. Ich würde mir nicht nur lächerlich vorkommen, wollte ich meinen Glauben verläugnen oder ändern, ich würde mich auch lächerlich und verächtlich zugleich machen. Oder hast Du je gehört, daß die Welt einen getauften Juden für einen wirklichen Christen gehalten hat? Denke

an die Erzählung des weisen Nathan, die der christliche Dichter Lessing ihm in den Mund legt, und beruhige Dich über Deine jüdische Abkunft. Sollte Gott Dir Nachkommen schenken, so dürfen sie, ohne einen Makel auf sich zu laden, den Wanderstab der Mutter gern mit dem des Vaters vertauschen.«

Recha ging nachdenklich neben dem Vater durch die duftenden Hecken des sorgfältig gepflegten Gartens.

»Ich muß Dir wie immer Recht geben,« sagte sie nach einer Weile, »könnte man nur auch jedem Einzelnen Deine klaren Ansichten beibringen. Es ist nicht um mich, es ist weit mehr um Felix, daß ich dies wünsche.«

»Und ich finde Deinen Wunsch sehr verzeihlich, weil er so menschlich ist,« erwiderte Silbermann. »Dennoch wirst Du ihn zu manchem andern unerfüllten legen und darauf verzichten müssen. Liebt Felix Dich wirklich, wie Du behauptest und wie ich, soweit mein Urtheil reicht, glaube, so verlangt er von Dir keinen Glaubenswechsel. Was mich betrifft, ich würde einen solchen wenigstens bei meinen Lebzeiten niemals zugeben. In dieser Beziehung bleibe ich aus den vorhin angegebenen Gründen starrer alter Jude.«

»Felix wird nicht darauf bestehen,« sagte Recha.

»Gewünscht also hat er es doch? Ich konnte mir's denken.«

»Nicht gewünscht, nur gefragt, ob ich einen solchen Entschluß fassen könnte.«

»Und Deine Antwort lautete?«

Recha sah den Vater mit hellen Augen an.

»Der ächten Liebe, Vater,« erwiderte sie sanft lächelnd, »ist mehr möglich, als unser Verstand begreifen kann. Eine Antwort bin ich Felix schuldig geblieben. Was er in meinem Auge las, muß ihn aber wohl zufrieden gestellt haben, denn er versicherte mich der Unwandelbarkeit seiner Zuneigung, möge ich Moses und die Propheten oder Christus und die Apostel als göttliche Lehrer verehren.«

Benjamin Silbermann war bewegt. Er drückte die Tochter mit väterlicher Zärtlichkeit an sich und sagte:

»Ich wußte es, daß Felix Deiner würdig sei. Und nun genug von diesem Thema! Laß uns mit heiterm Auge die Gegenwart betrachten, damit das Bild der Zukunft uns freundlich daraus entgegenlache! – Die Einladungen hast Du doch besorgt?«

»Wie Du sie vorgeschrieben hast. Gedachtest Du auch unserer künstlerischen Freunde?«

»Es ist geschehen und Beide haben, wie zu erwarten stand, ohne langes Besinnen zugesagt.«

»Sie ahnen die Veranlassung zu unserm kleinen Feste doch nicht?«

»Schwerlich! Wer hätte sie ihnen verrathen können?«

»Es wäre mir lieb, wenn Jeder überrascht würde. Nur so ließe sich ganz der Eindruck beurtheilen, den Deine Verlobung mit Felix Sonderling auf die Gesellschaft machen muß. In meiner geschäftlichen Stellung wird dieselbe keine Veränderung hervorbringen, denn diese ist eine zu fest begründete, gesellschaftlich aber kann es einige

kleine Gewitter geben, die wir indeß mit Geschick ableiten wollen.«

Benjamin Silbermann warf nochmals einen wohlgefälligen Blick auf seine Villa, die von der Abendsonne mit goldenem Schimmer übergossen ward, und führte dann Recha zu dem ihrer vor der gußeisernen Pforte des parkartigen Gartens harrenden Wagen.

»Also in drei Tagen,« sagte er, neben der zierlichen Gestalt Platz nehmend. »Gott gebe seinen Segen dazu!«

Der elegante Wagen des Banquiers rollte kaum hörbar der brausenden Stadt zu, und Recha überließ sich neben dem jetzt schweigsam gewordenen Vater den süßesten Gedanken zukünftigen Glückes und bräutlichen Sehnsuchtsträumen.

In der städtischen Wohnung angekommen, fand sie Miß Sweet ihrer wartend. Die junge Engländerin war schon wiederholt vergeblich zu Recha gekommen, einige Male sogar wieder direct fortgeschickt worden, ohne ihre muntere Schülerin sprechen zu können. Lydia fiel dies auf, ohne eben großes Gewicht darauf zu legen. Reiche und Vornehme haben ja immer kleine Marotten, und sind oft um nichts verstimmt oder zu keiner kopfanstregenden Arbeit disponirt. Heute aber hatte der Bediente ihr ausdrücklich gesagt, sie möge warten, das Fräulein werde alsbald von einer Ausfahrt, bei der sie den Vater begleitet habe, zurückkehren. Erfreut ging sie der Eintretenden entgegen, die sich auf die angenehmste Weise ihrer Saumseligkeit und scheinbaren Nachlässigkeit wegen entschuldigte.

»O *no!*« erwiderte Miß Lydia. »Sie gar nicht nöthig haben Entschuldigung. Es nur nicht gut ist für englische Sprache, wenn lange fehlt Uebung.«

»Ach ja wohl, ja wohl, meine gute Miß Lydia,« erwiderte Recha sehr heiter. »Ich bin ganz abscheulich nachlässig gewesen im Lernen und fürchte wirklich, daß ich sehr Viel vergessen habe. Seien Sie aber deshalb nicht böse, Sie Gute, es ging wahrhaftig nicht anders! Wenn Sie wüßten, was Alles auf mir ruhte in diesen letzten Wochen, Sie würden gewiß Mitleid mit mir haben. Ich war ganz zerstreut, fast gebrochen; denn anderer Menschen Kummer macht mich immer halb krank. Und es gibt so viel Unglück, soviel unverschuldetes Unglück, – o, Sie ahnen gar nichts davon!«

»Ist ganz gewiß! Ich gar nichts gehört habe von groß Unglück, was ist geschehen in *city*.«

»Groß im gewöhnlichen Sinne kann man es auch nicht nennen,« versetzte Recha. »Nur diejenigen, die es traf, leiden schwer darunter. Sie erinnern sich noch des armen Landenberg, der im Concert des jungen Virtuosen Vollton im vorigen Winter plötzlich krank wurde?«

»*Well!* Ich mich erinnere. War das Mann, wo Herr Silbermann hinschickte Bedienten und ließ fragen nach Befinden. Wär' nicht möglich das in England.«

»Nun, liebe Miß, dieser arme Mann ist nun nach langen Leiden gestorben und hinterläßt eine einzige Tochter, ein liebes, braves Mädchen von Herz und Bildung. Die Aermste wäre verloren, nehmen sich Fremde der ganz Verlassenen nicht an. Da habe ich nun das Meinige auch

gethan. Mein Vater billigte mein Vorhaben, und seit einigen Tagen bewohnt Clara Landenberg ein paar freundliche Zimmer auf unserm Landhause. Dort wird sie sich erholen von ihrem Schmerz, und inzwischen kann man sich über das, was sich etwa später für das liebe Mädchen thun läßt, in aller Ruhe berathen.«

»Fräulein Silbermann sind sehr großmüthig, wirklich sehr großmüthig,« sagte Miß Lydia Sweet, und fragte dann, »ob sie heut' das Vergnügen haben könne, ein Stündchen Englisch mit Fräulein Recha zu lesen?«

»Nicht doch, Miß Sweet,« erwiderte Recha. »Plaudern wir lieber mit einander. Ich bin gar zu unaufmerksam. Uebermorgen ist mein Geburtstag und –«

Sie stockte erröthend, und da Miß Lydia Sweet sie erwartungsvoll ansah, gerieth sie fast in Verwirrung. Ihr natürliches Gefühl drängte die reiche Erbin, sich der jungen Lehrerin, deren treffliche Herzenseigenschaften sie hochschätzte, zu entdecken, und doch hielt jungfräuliche Befangenheit sie auch wieder davon ab. Am meisten hinderlich aber war für sie die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses. Der Jüdin würde Recha sich gewiß offenbart haben, der Christin konnte sie unmöglich sagen, daß sie ihr eigenes Herz an einen Christen verloren hatte, ohne die Gesetzestafeln ihres Volkes mit Trauerflor zu umhüllen. In diesem Augenblicke kam es dem hochsinnigen Mädchen vor, als stehe sie im Begriff, eine Profanation ihres Glaubens zu begehen, und sie mußte ihre ganze Kraft zusammen nehmen, um den plötzlichen

Schmerz, der sich ihrer bemächtigte, nicht auf ihren reinen Zügen sich widerspiegeln zu lassen. Um sich nicht zu verrathen, setzte sie schnell hinzu:

»Ich habe gegen Sie, liebe Miß Sweet, so lange davon geschwiegen, um mir das Vergnügen zu machen, Sie mündlich zu diesem meinen Ehrentage einzuladen. Sie kommen doch?«

»Ich werde kommen,« sagte die junge Engländerin. »Ich werde mitbringen sehr gute Gratulation.«

»Es bedarf deren nicht, ich bin von Ihren guten Gesinnungen gegen mich überzeugt,« fiel Recha ein, ihrer Lehrerin und Freundin die Hand drückend. »Mein Vater hat auch für eine Ueberraschung gesorgt, die wohl Keiner erräth. Unser talentvoller Virtuos, Herr Friedrich Vollton, wie der dramatische Sänger, Herr Alfred Drollig, der Sie wiederholt so köstlich durch feinen Humor in Gesang und Spiel unterhalten hat, sind ebenfalls geladen, und haben nebst noch einigen andern Künstlern zugesagt. Wir dürfen uns daher einen recht unterhaltenden und angenehmen Abend versprechen. Schade, daß Sie gar nicht musikalisch sind, Miß Sweet. Sie wären dann durch meine Bitten gezwungen worden, Ihr Talent ebenfalls vor unserm Cirkel leuchten zu lassen.«

Miß Lydia Sweet machte eine Verbeugung, die Recha sich beliebig deuten konnte. Damit endigte das Gespräch über das zu erwartende Festin, und beide Mädchen gingen auf andere Gegenstände über, die abwechselnd bald in deutscher, bald in englischer Sprache gründlich durchgesprochen wurden.

SECHSTES KAPITEL. FRÖHLICHE MENSCHEN.

»Wenn ich nicht fühlte, daß die Erde noch fest stände unter meinen Füßen, so glaubte ich unbedingt, die Welt fange bereits an unterzugehen!«

Mit diesen Worten trat Alfred Drollig in den Club der Künstler, der heute ziemlich zahlreich besucht war.

»Und das sagst Du so ernsthaft und mit so wunderbar rollendem Auge, als habe Shakespeare's schöner Wahnsinn Besitz von Deinem Gehirn genommen?« versetzte der Baßbuffo. »In welches Wandelsternes unsichtbare Atmosphäre bist Du denn auf dem Wege von Deiner Wohnung zur Probe gerathen?«

»Beim Himmel, ich mein' es ernst, bitterernst!« betheuerte Alfred, warf sich auf die Sophabank, ergriff eins der Theaterblätter, die nebenan auf dem nächsten Tische lagen, warf es aber gleich wieder fort. »Habt Ihr denn gar nichts gehört von der wichtigsten aller Neuigkeiten, die zwischen Aufgang und Niedergang sich vorbereitet?«

»Soll etwa das Theater für die Sommermonate geschlossen werden?« fragte ein jüngerer College, der ungerne an heißen Tagen Komödie spielte. »Oder hat sich einer unserer Millionäre mit Signora Carità, Deiner heißblütigen Fiammetta, verlobt?«

»Letzteres könnte zwar störend sein, doch würde ich es unter allen Umständen natürlich und deshalb nicht unbegreiflich finden,« versetzte Alfred; »bei Ersterem käme das Publikum um den Genuß, den Kampf eines Talentes mit den thörichten Launen einer widerspänstigen Natur

bewundern zu können. Nein, Kinder, es ist etwas ganz Immenses, etwas wirklich in den jüngsten Tagen unserer Civilisation noch nicht Dagewesenes. Denkt Euch, ein reicher Christ will eine noch reichere Jüdin heirathen!«

Als Antwort schallte von allen Seiten das heiterste Gelächter.

»Und das soll nicht dagewesen sein?« sagte der Baßbuffo. »Laß Dir nichts aufbinden! Kommt alle Tage im Jahre wenigstens einmal vor.«

»Möglich, nur nicht so, wie in diesem Falle, wo der Christ Christ und die Jüdin Jüdin bleibt!«

»Ist auch nichts, wovor die Sterne erbleichen,« meinte der unerschütterlich ruhige Baßbuffo. »Unsere neuen Gesetzen erlauben dergleichen Heirathen.«

»Wer sind denn eigentlich diese glücklich Liebenden?« fragte der Feind der Sommerhitze.

»Recha Silbermann und –«

»Und?« riefen sechs bis acht Stimmen gleichzeitig und Aller Blicke richteten sich auf Alfred.

»Felix Sonderling, Firma: Gebrüder Sonderling,« sagte dieser nachlässig gleichgiltig. »Kellner, ein Glas Limonade!«

»Ich glaube, Du wirst sentimental,« versetzte der Baßbuffo. »Hättest Du vielleicht selber ein Auge auf das niedliche Goldfischchen, weil sie Dich ein paar Mal mit schmeichlerischem Lob-Zuckerbrod im Salon ihres Vaters herablassend gefüttert hat? Aehnlich sah' es Dir, denn Du hast Anlage, Dir ein Serail zu bilden.«

»Laß alles Scherzen, guter Wilhelm,« sagte Alfred, »und glaube meinen Worten. Felix Sonderling und die schöne Recha werden ein Paar. Das ist so sicher, als hätte es von Ewigkeit her im Buche des Schicksals geschrieben gestanden. Wollt Ihr aber nicht glauben, so werdet Ihr, die Ihr Gnade gefunden habt vor den Augen und Ohren des kunstliebenden Banquiers, morgen Abend mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören, daß ich die Wahrheit sage!«

»Nun um so besser,« versetzte der junge College. »Ich erblicke in dieser Verbindung den vielversprechenden Anfang einer vernünftigen Gütervertheilung. Das ist immer ein Fortschritt. Wenn Juden und Christen sich heirathen, gleicht die Liebe aus, was der Haß ungleich machte. Die Verbindung hat meinen vollkommensten Beifall. Ich bedaure nur, daß ich nicht selber der Bräutigam bin!«

Abermals unterbrach heiteres Lachen die Unterhaltung der Künstler.

»Ihr scheint also der Ansicht zu sein, als deute diese Mischehe oder mißliche Ehe, wie Ihr wollt, nicht auf eine nahe bevorstehende Weltrevolution hin?« fuhr Alfred fort. »Nun gut denn; ich kann noch mit andern Seltsamkeiten aufwarten! Unser Freund Friedrich, der volltönigste Geigenspieler in den nordischen Marken Deutschlands, ist ebenfalls von Amor's Pfeilen in höchst gefährlicher Weise verwundet worden.«

»Der tugendsame Bauer?« – »Der keusche Joseph?« – »Der Jünger Apollo's im schwarzen Pastorkäppchen?«

Solche und ähnliche Fragen prasselten wie Schwärmer gegen Alfred, wobei es so laut ward, daß geraume Zeit Niemand wieder ordentlich zu Worte kommen konnte.

»Kein Anderer!« betheuerte Alfred. »Aber nun rathet, welche Zauberin diesen schwer zugänglichen Mann zu fesseln vermocht hat? Ihr müßt dabei ganz von euern eigenen Neigungen und Gelüsten abstrahiren, denn unser origineller Waldmensch mit der Schwermuthsmiene Hamlet's handelt nicht wie die gemeinen Verehrer der Civilisation unseres speculativen Jahrhunderts.«

»Sich so auszudrücken, ist, dünkt mich, gemein,« sagte der Baßbuffo, die Lippe aufwerfend.

»Aber ehrlich, Herr College, ehrlich und deutsch!«

»Eine glänzende Partie hat er sich demnach wohl nicht ausgesucht, vorausgesetzt, daß die Liebschaft unseres Geigers schon so weit gediehen ist,« warf der junge Schauspieler ein.

Alfred klopfte mit dem zierlichen Stock, den er trug, seinen eleganten Stiefel von feinstem Glanzleder.

»Nach Deinen Begriffen gewiß nicht,« sagte er achselzuckend. »Dennoch wäre es möglich, daß selbst Eroberer von Millionärinnen ihn zuletzt noch um seinen guten Geschmack und seltenen Takt, wenn nicht etwa gar um sein Glück beneiden dürften.«

»Nanu!« rief der Baßbuffo. »Hat Vollton seine Augen etwa auf eine stramme rotharmige Wäscherin geworfen? Leute dieses Schlages pflegen gute Hausfrauen zu werden.«

»Es macht mir unendliches Vergnügen, Deine Frage bestimmt verneinen zu können. Freund Friedrich hat einen absonderlichen, durchaus aber keinen gemeinen Geschmack.«

»Wo Zartes sich mit Sprödem einigt, da gibt es einen guten Klang,« declamirte der junge Mime.

»Ach, was soll das Kopfzerbrechen nützen!« fiel ein Anderer ein. »Entweder kläre uns mit kurzen verständlichen Worten auf über die Liebesintentionen Deines Landsmanne, oder behalte Dein Geheimniß so lange für Dich, bis die geschwätzige Fama es in ein lautes verwandelt.«

»Still!« sagte Alfred. »Da kommt unser Freund in eigener Person. Er würde mich mit den Augen todtstechen, wenn er hörte, daß ich mit klaren Worten zum Verräther an seinem Herzen würde. Wollt Ihr wissen, welches Mädchen er liebt und – ich wette – dereinst auch heirathen wird, so fragt ihn selbst! Er sieht ganz so aus, als sei er aufgelegt, Jedem Rede zu stehen.«

Alfred hatte kaum geendigt, so trat Friedrich in den Club. Er sah nachdenklich, vielleicht auch etwas zerstreut aus, wie gewöhnlich, dennoch waren seine Züge von einem erquickenden Schimmer stillen Glückes verklärt. Er begrüßte alle Anwesenden freundlich und zwar Jeden besonders, um ja bei Niemand anzustoßen. Dann nahm er neben Alfred Platz.

»Du kommst später, als Du versprochen hast,« redete Dieser ihn an.

Friedrich zog die Uhr. »In der That!« erwiederte er. »Ich habe mich ganz in der Zeit geirrt.«

Alfred beugte sich über ihn und flüsterte ihm zu:

»Daran sind die Spaziergänge in den Alleen vor dem Thore und an den Ufern der Alster Schuld. Schwarz leuchtet zwar nicht, ein scharfes Auge indeß kann es doch recht gut von Grün und Blau unterscheiden, namentlich dann, wenn zuweilen auf dem dunkeln Grunde ein blendend weißer Glacéhandschuh sichtbar wird.«

Friedrich richtete sein klares Auge ruhig auf den neben ihm sitzenden Freund.

»Hat Dich der Zufall meine Bahn kreuzen lassen oder bist Du mir nachgeschlichen?« fragte er eben so leise. »Für Letzteres würde ich Dir nicht dankbar sein.«

»Freund,« erwiderte Alfred, »Du stellst Fragen, wie ein Criminalrichter. Bewegung thut Jedermann Noth, vor Allen aber uns, die wir als Jünger der Kunst auch der Natur immer treu und eng verwandt bleiben sollen. Ich erfülle also nur meine Pflicht gegen mich selbst, gegen die Kunst und gegen das Publikum, wenn ich so oft wie möglich die entnervende Stubenluft fliehe. Nun ist es ganz und gar nicht zu verwundern, daß ich der Abwechslung wegen heute da, morgen dort meine Morgenpromenade mache, wobei ich denn meinen gesunden Augen ebenfalls keine Gewalt anthue. Als Schlesier guckt ein kleines Endchen gemüthlicher Sentimentalität aus meinem Rockkragen heraus, ich mag den modern zugeschnittenen Fetzen anziehen, wie ich will. Auf Grund dieser Sentimentalität zog es mich vor einigen Tagen nach dem Friedhofe. Ich wollte doch wissen, ob der Hügel, der Landenberg deckt, von dem letzten Gewitterschauer nicht

arg zerrissen worden sei. Und da sah ich, was Du jedenfalls besser weißt, als ich.«

»Nichts, was mich in Deinen Augen herabsetzen könnte!«

»Fällt mir ein, das zu behaupten? Im Gegentheil, ich ehre diese Theilnahme an fremdem Leid, nur halte ich dafür, sie kann unter Umständen gefährlich werden.«

Friedrich stand rasch auf. »Hast Du Zeit, mich anzuhören?« sprach er pressirt.

Alfred nickte beistimmend.

»Dann begleite mich, wohin Du willst, und höre, was ich Dir zu sagen habe. Vor diesen Menschen will ich mein Herz nicht entweihen!«

»Nur nicht exaltirt, ich bitte! Wir kämen aus den Mäschchen des Unglücks, mit denen der Teufel in jeder Nacht die Erde von Neuem überbreitet, gar nicht heraus, wenn das Gebiß solcher Leute nicht immer daran herumnagte!«

Arm in Arm durchschritten die Freunde ein paar Mal das Clubzimmer und verließen es dann unbemerkt. Als sie sich allein sahen, begann Friedrich:

»Mein Schicksal ist entschieden, Freund! Ich werde entweder sehr glücklich oder sehr unglücklich werden. Eins ist eben so gut denkbar als das Andere. Ich liebe!«

»Was 'n Wunder! spricht der hiesige Mann solider Denkungsart.«

»Du weißt auch, wen ich liebe?«

Alfred bejahte.

»Lachst Du mich etwa aus?«

»Das würde erbärmlich schlecht sein.«

»Also begreifst Du mich?«

»Liebe fühlt man nur, begriffen hat sie noch Niemand. Es fragt sich blos, ob Du Gehör findest oder bereits gefunden hast?«

»Ich dachte mir, daß Du gerade diese Frage an mich richten würdest,« erwiderte Friedrich mit einer gewissen Unruhe. »Gerade darauf kann ich nicht antworten. Wenn ich in ihre himmlischen Augen sehe, finde ich keine Worte. Meine ganze Seele concentrirt sich im Blick, und wenn sie die Sprache dieses Blickes nicht versteht, so wird sie, glaub' ich, im Leben nicht meine Frau!«

»Das sieht Dir ganz ähnlich, armer Junge,« versetzte Alfred. »Am Ende verlangst Du, sie – ich meine die Erwählte Deines zaghaften Herzens – solle Dich zuerst ansprechen, das aber ist doch etwas mehr verlangt, als billig. Hm, hm, hm!«

»Ein edleres Herz, ein kindlicheres Gemüth, eine engelreinere Seele gibt es nicht!«

»Weiß ich – weiß ich!« sagte Alfred. »Es ist das alte Lied – na ich mag weiter nichts hinzufügen. ... Wenn es aber wirklich Deine Absicht sein sollte, die Liebschaft bis zur Ehe reifen zu lassen, so kann Dich kein Gott von der Förmlichkeit dispensiren, Dich vorerst der Geliebten zu erklären und ihre Rückäußerung zu vernehmen. Mir würde dies ein Leichtes sein.«

»Aber Alfred! ... Nein, ich hör's, Du hast noch nie wahrhaft geliebt!«

»Dieser Beweis würde sich schwer führen lassen und, wollten wir wetten, Dich möglicherweise ein anständiges Sümmchen kosten! Ohne mein Herz zu verklagen und mich selbst schlechter Streiche zu zeihen, lege ich hiermit doch vor Deinen keuschen Ohren das offene Geständniß ab, daß ich ganz genau weiß und schon häufig erprobt habe, wie es zuzugehen pflegt

›bei Männern, welche Liebe fühlen.«

Nur bis zu wirklichen prosaischen Heirathsgedanken konnte ich meine poetischen Liebesanwandlungen nicht ausweiten.«

»Dann eben hast Du nicht geliebt!« sagte Friedrich mit fast entrüstetem Tone.

»Gut,«versetzte Alfred. »Eine Verschiedenheit unserer Ansichten über Gefühle, die zwei verschiedenen Herzen entkeimen, soll uns nicht entzweien. Ich gestehe Dir einen höheren Wärmegrad gern zu, weil Du das Wort Heirath hast fallen lassen. Weißt Du auch, was das heißt? Heirathen heißt eine Frau nehmen – brrr!«

»Macht Dir das Grauen?«

»Nicht doch, es überläuft mich dabei nur ein süßer Ahnungsschauer, der sich schwer beschreiben läßt. Heirathen ist gut – heißt es irgendwo in der Schrift, vielleicht beim weisen Salomo, der einige Erfahrung darin hatte – nicht heirathen aber ist besser. Wie ich mich kenne, glaube ich mich der letzteren Ansicht anschließen zu müssen. Ich kann 's Necken und 's Galantsein nicht lassen.

Ehrbare Frauen aber können leicht Eigenschaften entwickeln, die man der unliebenswürdigen Ehehälfte eines sanften Weltweisen griechischer Abstammung beilegte, wenn man im Punkt der Galanterie etwas zu halsstarrig Mann bleibt. Das, mein bester Freund, würde mich ungemein stören und vielleicht sogar das Thermometer meiner Gefühle vom Siedepunkt bis unter den Gefrierpunkt fallen lassen. Mir geht in der Welt nichts über ein hübsches Gesicht, das die Grazien geküßt haben und gerade deshalb uns sinnlich geartete Adamssöhne wieder zum Küssen einladet. Wollte mir eine verheirathete Frau diesen Genuß untersagen, so gäb's sofort eine Kriegserklärung, und das Ultimatissimum des gestörten ehelichen Friedens könnte sehr leicht eine Scheidung sein. Denke nur an Signora Carità. Wässert Dir nicht der Mund nach dem rosenrothen Lippenpaar dieser verführerischen Hexe, die alle Männer an der Nase herumführt und doch von allen sich anständig lieben läßt? Und könntest Du wohl dem Umgange eines so liebenswürdigen und liebesbedürftigen Geschöpfes deshalb ganz entsagen, weil Dir eine Frau vor dem Altar angetraut worden ist?«

»Ich getraue mir, Deine Frage mit einem festen Ja zu beantworten,« sagte Friedrich still lächelnd.

»Dann heirathe in Gottes und aller Heiligen Namen!« versetzte Alfred. »Du bist aus dem Holze, das gute Ehemänner liefert. Ich sehe Dich schon vor mir, die weiße Nachtmütze auf dem gelockten Haupte, ein Wickelband in den Händen, mit einem Fuße die Wiege in Bewegung

setzend, auf dem andern einen dicken Bengel schaukelnd, der unter dem süßen Ausruf Papa sich abmüht, des philisterfrommen Vaters Knie zu erklettern. Heirathe also, nur werde durch die Heirath kein schlechter Virtuose! Soll ich bei Clara für Dich anhalten? Einen geschickteren Freiwerber findest Du nirgends! Ich halte Deiner Erkorenen eine Rede, daß sie vor Glückseligkeit ihre jetzige irdische Trübsal vergißt und sich Dir willenlos in die Arme wirft.«

»Vorerst will ich doch selbst mein Glück versuchen,« meinte Friedrich. »Gelang es dem armen Landenberg ein Herz zu finden und sich diesem Herzen zu erkennen zu geben, so wird mich doch wohl ein günstiger Moment das entscheidende Wort sprechen lassen.«

»Also ein wenig eifersüchtig sind wir doch?«

»Weil ich thun will, was meine Pflicht ist?«

»Ausreden!«

»Die Zukunft wird mein Fürsprecher sein und Dich belehren, daß wahre Liebe keine Eifersucht kennt.«

»Donnerwetter, Du besitzt mehr Selbstgefühl, als ich mir zutraue!« versetzte Alfred. »Doch sprich: wie sieht es aus mit der Mitgift?«

»Ich habe bis jetzt nicht daran gedacht.«

»Nicht daran gedacht! Und hast doch Landenberg's Bekennnisse gelesen? Soll ich Dir etwa unser Losungswort zurufen?«

»Banco!« sagte Friedrich, indem ein Zug düstern Ernstes seine heitern Mienen überflog. »Ich glaube wirklich, Banco besitzt Clara Landenberg nicht.«

»Und Dir schwindelt nicht vor der Zukunft? Du siehst nicht, wie hinter Dir, um Dich, über Dir ein unheimlicher Schatten sich zeigt, der gestaltlos auf Dich niederfällt, Dir alles Licht verdunkelt, den Boden dicht vor Deinen Füßen absticht, und Dich von aller Welt isolirt? Freund, Freund, sei Virtuos, so viel Du willst, nur sei nicht leichtsinnig in Dingen, an welche das Herz der ganzen Welt sich hängt! Was sagt Gretchen im Faust? Am Golde hängt, zum Golde drängt doch Alles! Erst also Gold, dann ehrbare Heirath und hausväterlich solider Ehestand! Das ist der Welt Lauf, dem ich mich lieber und leichter fügen würde, als den zärtlichsten Bitten einer Frau! Also sei gescheidt und mach' halt keinen dummen Streich!«

Friedrich drückte dem Freunde die Hand. »Daß Du es redlich meinst, weiß ich,« versetzte er, »beistimmen aber kann ich Dir doch nicht, wenigstens nicht unbedingt, Geld mag ein gewichtiger Hebel zum Glücke sein; das Glück selbst in jener durchsichtig klaren Gestalt, die unser Auge erfreut, unser Herz erquickt, ist es nicht! Hast Du nicht oft genug Menschen gesehen, die, ihrer Reichtümer ungeachtet, doch keine frohe Stunde im Leben haben? Die Einen foltert die Angst, Diebe möchten ihnen das, was sie für das Höchste halten, entwenden, den Andern bangt immerwährend vor Verlusten, weil sie es Fremden anvertrauen, damit es nur ja sich immer mehre. Heißt das nun Leben? Ist das Glück? Ich versichere Dich, Freund, mir könnte nichts Schlimmeres passiren, als wenn ich der Hüter meiner eigenen Schätze sein müßte! ... Verächter des Geldes bin ich nicht – Gott bewahre

mich davor! – mir wird es aber immer nur Mittel zum Zwecke sein! Besäße ich viel, dann würde ich sicherlich auch viel aufgehen lassen. Der freundlich Bittende, der Bedürftige, der Leidende – sie Alle fänden bei mir offene Kasse und offene Tafel. Um geizig zu werden und mich zu ergötzen an Vermehrung des Mammons, bin ich zu sehr Naturmensch, und so Gott will, gedenke ich es auch zu bleiben. – Uebrigens sollte ich glauben, in meiner Geige müsse, wenn auch keine californische Goldgrube, doch so viel klingender Fonds verborgen sein, daß es mir möglich werden sollte, mit ihr eine Frau zu erhalten, die nicht verzogen und darum auch nicht gewöhnt ist, unerschwingbare Ansprüche zu machen.«

»Wahrlich, Du sprichst, wie ein angehender Weiser, und wäre ich nicht ich, ich könnte wohl wünschen, zeitweise in Deine Haut zu schlüpfen, wär' es auch nur, um zu erfahren, wie geschickt oder täppisch ich mich darin bewegen würde.«

»Eine Bitte noch hab' ich an Dich,« sprach Friedrich, die Hand Alfred's abermals ergreifend. »Schweige gegen Jedermann von meiner Neigung! Wir sollen Gefühle nie ausplaudern, sie werden dadurch entweiht. Unsere Bekannten im Club sahen mich so bedenklich an, daß ich schon fürchtete, sie möchten etwas erfahren haben. Gerade diesen Herren möchte ich mein Herzensgeheimniß am längsten verborgen halten!«

»Du willst es, mithin soll's auch geschehen!« sprach Alfred etwas pathetisch. »Jedenfalls vergehen noch einige Tage, ehe Du einen unwiderruflichen Entschluß fassdest.

Inzwischen sehen wir uns in unserm Berufe als Künstler bei Silbermann wieder. Du sollst dort, wie man munkelt, den ersten Geigenstrich zur Verlobungspolka thun, und mir wird vermuthlich der verdienstliche Auftrag zukommen, mit den schmelzendsten Tönen, die in meiner Kehle erbgessen sind, der glücklichen Braut ein süßes Schlummerlied zu singen. Laß uns das Beste thun, damit wir der Welt Bewunderung zugleich mit der Welt Dank uns erwerben, der sich am schönsten anhört, wenn er einen recht silberhaftigen Klang von sich gibt.«

Friedrich stimmte durch festen Handschlag bei, und die Freunde trennten sich, der Eine, um bei Signora Carità frohe Stunden zu verplaudern, der Andere, um träumerischen Gedanken nachzuhängen, und sich in ein Glück zu vertiefen, das noch als Embryo im Schooße der Zukunft lag.

SIEBENTES KAPITEL. DAS GESCHÄFT KOMMT ZUM ABSCHLUSS.

Baumfahl war einige Minuten vor der festgesetzten Zeit an der bezeichneten Stelle, wo Peter Rallisen seiner warten sollte. Der Herumtreiber ließ sich nicht sehen. Die Zeit verstrich und der Rentier fürchtete schon, unverrichteter Sache wieder fort gehen zu müssen, als er den Erwarteten scheu sich nähern sah. Um sich den Mann, dessen Hilfe er beanspruchte, nicht wieder entschlüpfen zu lassen, trat er rasch auf ihn zu und erfaßte mit kräftiger Hand seinen Arm.

»Dir scheint an gutem Verdienst wenig gelegen zu sein, denn Du bist nicht pünktlich,« redete Baumfahl Peter Ral-lisen an. »Weshalb läßt Du mich warten?«

»Herr,« erwiederte dieser, indem er einen vergeblichen Versuch machte, sich der eisernen Hand des Rentiers zu entwinden, »verdienen will ein Jeder, unser Einer aber muß die Augen dabei überall haben, weil man zu viele Feinde hat.«

»Aha!« versetzte Baumfahl. »Du hältst Dich nicht für ganz sicher. Desto besser! Um so leichter wird es Dir sein, auf das Geschäft einzugehen, dessen Ausführung ich Dir nach reiflicher Ueberlegung übertragen will. Wie war es doch, Peter! Nannte man Dich nicht in der fatalen Angelegenheit, von welcher die Gebrüder Sonderling so viel Gerede machten?«

»Kann wohl sein, Herr,« entgegnete der heruntergekommene Mann, »denn die Zahl meiner Feinde ist groß. Ich machte mich deshalb auch aus dem Staube. Die kurze Abwesenheit hat mich klug gemacht. Ich weiß seitdem besser umzuspringen mit Menschen und – und –«

»Und mit Schlössern, willst Du sagen,« fiel Baumfahl ein. »Nun sieh, Peter, das freut mich! Ich mag's gern leiden, wenn der Mensch etwas lernt. Jeder muß daran arbeiten, Jeder sich in seinem Fache zu vervollkommen suchen. Du sollst mir, wenn wir erst ganz Handels einig geworden sind, ein paar Schlösser öffnen und wieder verschließen, ohne daß irgend Jemand etwas davon merkt oder es nur ahnt. Außerdem hast Du nur noch bestimmte Präparate, die ich Dir einhändigen werde, an geeigneten

Orten nieder zu legen. Dann gehst Du ungesehen Deiner Wege, schiffst Dich weiter unten auf irgend einem Fahrzeuge nach England ein und reisest von dort so schnell als möglich weiter nach Australien. Nicht wahr, Peter, das ist ein Geschäft, wie Du es Dir lange schon gewünscht hast? Es kostet wenig Mühe, fast gar keine Anstrengung, und wirft großen Lohn ab. Kribbelt's Dir nicht schon in allen Fingern?«

»Warum nicht, Herr?« erwiderte Rallisen. »Geld verdiene ich gern, und zu viel kann's mir nicht werden; ehe ich aber meine Hand ausstrecke und sage: ich will! muß ich gute Sicherheit haben.«

»Du sprichst verständig und das höre ich gern,« sagte Baumfahl, mit seinem Begleiter schneller vorwärts schreitend. »Laß uns eilen! Es ist jetzt gerade Zeit, das Geschäft ganz in der Stille zum Abschlusse zu bringen. In meinem Hause will ich Dir jede erforderliche Sicherheit geben.«

Peter Rallisen brummte ein paar unverständliche Worte und folgte ohne Widerstreben dem Rentier. Unhörbar öffnete Baumfahl die Thür seines Hauses, ließ Rallisen vor sich eintreten, und verschloß sie eben so behutsam. Die Dienstboten schienen alle zur Ruhe gegangen zu sein. Baumfahl schritt voraus, die Hand Peter's festhaltend. Er stieg aber nicht die Treppe hinauf, sondern führte ihn nach dem Hofraume. Hier befand sich unter einem hohen Speicher ein kleiner Keller, der mit Wein und Spirituosen angefüllt war. Daneben lagerten Steinkohlen und andere

Brennmaterialien. Verschiedene Waaren, darunter Farbehölzer, Hornspitzen, Tabak, Baumwolle &c., erfüllten die fünf oder sechs über einander gebauten Speicherböden. Baumfahl hatte diese Räume an verschiedene Kaufleute vermietet, besaß also keinen Schlüssel zu denselben.

Im Keller standen ein Tisch und ein paar Sessel. Baumfahl machte Licht mittelst eines Streichhölzchens und entzündete eine kleine Blendlaterne. Rallisen bemerkte, daß die Hand des Rentiers heftig zitterte, und schlaue, wie er war, wenn er seinen Verstand nicht durch unmäßigen Genuß von Spirituosen benebelt hatte, begriff er schnell, um was es sich handelte. Er ließ sich jedoch nichts merken, sondern setzte sich kaltblütig dem Rentier gegenüber, dessen aufgeworfene Lippen krampfhaft zuckten, während die düstern Augen unheimlich funkelnde Blicke unter den buschigen Augenbrauen hervorschossen.

»Morgen Abend werde ich verreisen,« hob Baumfahl leise sprechend an, während seine Blicke immer unheimlicher funkelten und die Finger unfreiwillig einen Marsch auf dem Tische zu trommeln begannen. »Wann ich zurückkomme, hängt von Umständen ab, ich wünsche aber, daß ich es dann hier anders finde. Du verstehst mich doch, Peter?«

Rallisen machte eine bezeichnende Kopfbewegung und ahmte gleichzeitig mit solcher Natürlichkeit das zischende Geräusch eines in Brand gerathenen Schwärmers nach, daß der Rentier zusammenfuhr und sich erschrocken umsah.

»Ich versteh' das Ding, wie?« sprach der heruntergekommene Mann lachend. »Wenn ich gut bezahlt werde, soll's ganz charmant prasseln.«

Baumfahl nickte, senkte seine Hand in die Brusttasche und zog ein Paquet daraus hervor.

»Nimm das auf Abschlag,« sprach er, es Rallisen in die Hand drückend. »Ist geschehen, was nicht unterbleiben darf, so verdoppele ich die Summe. Du thust nichts Unrechtes. Ich bin gut versichert.«

Rallisen öffnete das erhaltene Paquet und zählte mit großer Seelenruhe die darin befindlichen Bankscheine durch.

»Hundert!« sagte er, als er den letzten durch seine schmutzigen Finger gleiten ließ. »Ist ganz gut, nur viel zu wenig!«

»Du hörst ja, daß ich die Summe verdoppeln werde, sobald Du gethan hast, was ich verlange.«

»Und wenn Sie derweile auskneifen oder unterwegs ersaufen?« grinste Rallisen. »Nein, Herr, nein! Peter Rallisen ist zwar zuweilen ein versoffener Kerl, so dumm aber ist er nicht, daß er in geschäftlichen Angelegenheiten ein Versprechen unter vier Augen für einen acceptirten Wechsel ansieht. Es ist ein gefahrvoller Auftrag, den Sie mir geben, Herr Baumfahl, und deshalb müssen Sie 'was mehr 'rausrücken.«

»Was verlangst Du denn, Peter?«

»Dreihundert auf Abschlag, keinen Schilling weniger!« versetzte in brutalem Tone Rallisen. »Es ist ein Pappentiel für Sie und für den Dienst, den ich Ihnen leisten

soll. Und seh'n Sie, Herr, ich denke, Ihr Anerbieten ist für mich ein Wink, daß es unser Herrgott noch gut mit mir meint. Ich will ein ordentlicher Kerl werden, wie andere Leute, die Geld haben. Es fehlte mir blos Geld. Weil ich nichts hatte, ward ich liederlich. Wenn man aber Geld hat, kommen Einem flugs andere, vornehmere Gedanken ... Ich möchte nur ein einziges Mal abschreiben lassen, wie Sie – Gott verdamm' mich, was für ein Kerl würde ich sein! Die Bankbürger selber sah' ich über die Achsel an! ... Und da Sie ja doch einmal dabei sind, Gutes zu thun sich und Andern, so knickern Sie nicht und machen Sie einen armen Teufel mehr glücklich, der noch dazu so gutmüthig ist, sich statt Ihrer die Finger zu verbrennen. Also heraus mit noch zweihundert jetzt gleich! Dann geben Sie mir noch eine Anweisung auf tausend Mark Banco lautend, für Ihren Wechsler, zahlbar bei Sicht, und wir gehen als die besten Freunde auseinander.«

Baumfahl's Gesicht ward immer länger, während Rallisen mit lachendem Munde seine Forderungen stellte.

Er trocknete sich wiederholt den Schweiß ab, welchen Angst und Unruhe ihm auspreßten. Jetzt, als Rallisen die Hand ausstreckte, um das Verlangte sofort in Empfang zunehmen, versetzte er flüsternd:

»Sei zufrieden mit dem, was Du erhalten hast! Ich denke, es ist mehr als genug für ein Geschäft, das sich in ein paar Minuten verrichten läßt.«

»Wie Sie meinen,« sagte Rallisen und stand auf. »Wer nicht zahlt, wie er soll, wird auch nicht bedient, wie er

will. Gute Nacht, Herr! Ich danke! Versuchen Sie's mit einem Andern!«

»Peter!« rief Baumfahl, den ehemaligen Arbeiter festhaltend. »Ich bitte Dich, sprich leise! Wie leicht könnte uns Jemand hören! Die Dreihundert sollst Du haben und ein Douceur obendrein, wenn Alles zu Ende ist, mehr aber vermag ich augenblicklich nicht zu entbehren.«

Peter Rallisen lachte und stellte sich mit verschlungenen Armen vor den Rentier hin.

»Damit lass' ich mich nicht abspeisen, Herr,« erwiderte er. »Sie sind ein schwerreicher Mann, das weiß jedes Kind. Sie haben Credit. Benutzen Sie Ihren Credit und befriedigen Sie mich oder aus unserm Geschäft kann nichts werden!«

Baumfahl sah ein, daß er den zu Allem fähigen Menschen nicht erzürnen dürfe, ohne sich selbst zu compromittiren und vielleicht der äußersten Gefahr auszusetzen. Er war zu weit gegangen, um sich ungestraft den Händen Rallisen's entziehen zu können. Er legte sich daher auf freundliches Zureden. Peter aber blieb unerbittlich und achtete, je länger der Rentier sprach und ihn beschwor, desto weniger auf seine Bitten, sich möglichst ruhig zu verhalten. Gefangen in seinen eigenen Schlingen, mußte er endlich den Forderungen des Unerbittlichen sich fügen. Peter Rallisen erhielt die noch verlangten Hunderte in baarem Gelde von Baumfahl, und außerdem eine auf Sicht lautende Anweisung von tausend Mark Banco. Als er das Papier dem geldgierigen Arbeiter

einhängigte, der es mit grinsendem Danke zusammenfaltete und zu den Banknoten legte, erfaßte ihn ein Schwindel; denn vor seinem geistigen Auge stand der tiefgebeugte Sonderling, wie er mit zitternder Hand ihm die Speicherschlüssel überreichte.

»O Gott, Gott!« stammelte er, nach Fassung ringend. »Das Licht, Peter! ... Lösche das Licht! ... Mir schwindelt. ... Luft! Luft! ...«

Peter Rallisen blies das Licht in der Laterne aus, tappte nach der Thür und stieß sie auf. Frische Nachtluft umfächelte die Stirn des Ermatteten. Die Sterne blitzten hell am klaren Himmel, es war nur wenig Bewegung in der Luft.

»Ich hoffe, es wird in den nächsten Tagen stärker wehen,« raunte Peter Rallisen dem erschöpften Manne zu, der, auf seinen Arm gelehnt, über den Hof schritt. »Will's dann nur ein paar Stunden anhalten, soll's prächtig knistern! Drüben im alten Lande oder auch auf dem Wasser können Sie meiner gedenken. Adjüs, Herr! Sie haben sich an mir ein Gotteslohn verdient durch Ihre Wohlthätigkeit!«

Rallisen glitt wie ein Schatten aus der Hausthür. Baumfahl vermochte nicht, ihm zu antworten. Ein Frost durchschüttelte ihn, daß die Zähne klapperten. Der gesunkene, als Dieb verfolgte Mann, der jetzt von ihm ging, trug neben einem Antheil seiner ihm noch gebliebenen zeitlichen Habe auch seinen ehrlichen Namen mit aus dem Hause.

»Wenn er schlechter wäre, als ich glaube –« sprach er zu sich selbst – »wenn er plauderte, mich verriethe! . . . O läge ich doch draußen neben meinem Sohne – und Alles, Alles wäre schon vorüber!«

Die Angst vor der nächsten Zukunft entpreßte Baumfahl Thränen. Er verschloß und verriegelte die Hausthür, ging in sein luxuriös möblirtes Zimmer, und verbrachte hier den Rest der Nacht in einer Aufregung, die erst gegen Morgen seine Kräfte so ermattete, daß er in festen Schlaf versank. Als er spät gestärkter wieder erwachte, begab er sich zu seiner Frau, theilte ihr mit, daß er in höchst nöthigen Geschäften auf einige Tage verreisen müsse, und packte das ihm besonders Werthvolle in eine wohl verschlossene Chatouille. Mit dieser ging er, von Niemand begleitet, an Bord des nach Holland segelnden Dampfschiffes. In den Niederlanden wollte er bei Bekannten, mit denen er seit Jahren in Geschäftsverbindung stand, das Ergebniß seiner Verhandlungen mit Peter Rallisen abwarten.

ACHTES KAPITEL. DIE HERZEN FINDEN SICH.

Seit Clara ihr stilles Asyl in Silbermanns Landhause bezogen hatte, beruhigte sich ihr tiefbewegtes Herz. Die letzten Wochen am Krankenlager des Vaters waren für das arme Mädchen höchst peinvoll gewesen. Nur der Gegenwart des Leidenden, dem alle Aufmerksamkeit der mitfühlenden Tochter zugewandt blieb, hatte Clara es zu danken, daß sie nicht unter dem Drucke erlag, den die unsichere Zukunft in jedem sich selbst geschenkten

Augenblicke auf sie ausübte. Sie empfand diesen erst in seiner ganzen lähmenden Gewalt am Tage der Beerdigung ihres Vaters. Als man den Körper des Entseelten forttrug, brach ihre Kraft zusammen, eine wohlthätige Ohnmacht umschattete ihren Geist. Als sie wieder zu sich selbst kam, erblickte sie zwei junge Mädchen, Recha Silbermann und deren Zofe. Die reiche Erbin bot der Verwais'ten im Namen ihres Vaters Obdach und Schutz an, und beruhigte die Erschütterte durch milde Worte über die nächste Zukunft. Clara konnte, ohne trotzig und undankbar zu erscheinen, solcher Milde nicht widerstehen. Sie willigte in Alles ein, und so nahm sie schon einige Tage später Besitz von der Wohnung, welche rein menschliche Theilnahme ihr vorsorgend eingerichtet hatte.

Adolph Landenberg's Nachlaß war sehr bescheiden. Außer der längst wieder verstimmten Guitarre, einigen Büchern und Notenheften fand sich nichts vor, als ein mit Wäsche und abgetragenen Kleidungsstücken gefüllter Koffer, einige Bündel Briefe und Papiere, und ein versiegeltes Paquet im Schreib-Cylinder. Die wenigen und werthlosen Möbel wurden veräußert, mit dem Reste des väterlichen Erbtheiles, dem Clara noch ihre eigenen sehr bescheidenen Schätze hinzufügte, verließ das verwais'te Mädchen ihre bisherige Wohnung.

Sie fühlte sich zu angegriffen und geistig zu niedergeschlagen, um sogleich wieder arbeiten zu können. Zwar machte sie sich Vorwürfe über ihre Trägheit, dennoch vermochte sie in den ersten Tagen nicht, Herr darüber zu werden. Ihr Herz hing noch immer an dem Vater, und

dorthin, wo er jetzt ruhte, nach dem Friedhofe zog es die Trauernde. Es überraschte Clara, daß sie an jedem Morgen das frisch aufgeworfene Grab mit einem Strauß duftender Blumen geschmückt fand. Eine dunkle Ahnung ließ sie den Spender dieser Liebesgabe errathen, und indem sie verstohlen seinen Namen lispelte, fühlte sie ihr Herz lebhafter klopfen. Als sie bald darauf Friedrich am Grabe des Vaters begegnete, beruhigte sie dies zufällige Zusammentreffen mit dem Virtuosen. Der theilnehmende junge Mann war ihr kein Fremder mehr. Er hatte ja mit dem Vater gelitten, er kannte seine Kämpfe mit der Welt, und so durfte sie jetzt einen Freund in ihm erblicken. Ungesucht, ohne vorher getroffene Verabredung begegnete seitdem der Virtuose dem trauernden Mädchen fast jeden Morgen. Er begleitete Clara nach dem Friedhofe oder geleitete sie auf dem Rückwege bis in die Nähe des Silbermann'schen Landsitzes. Die Wohnung des jungen Mädchens, das ihn mit jedem Tage mehr fesselte, wagte er jedoch nicht zu betreten.

Einige Tage nach Clara's Unterredung mit Baumfahl öffnete sie die Mappe, welche ihres Vaters Papiere enthielt. Sie wollte diese mit zu den Bekenntnissen legen, durch welche sie sich jederzeit geistig mit dem Verstorbenen unterhalten konnte. Da fiel ihr das versiegelte Paquet wieder in die Augen, das sie in ihrer Trübsal bisher nicht beachtet hatte. Eine Thräne stahl sich aus Clara's Auge, als sie sich sagen mußte, daß es die erste Gabe Recha's sei, die sie jetzt in ihren Händen halte. Sie löste die Siegel, denn sie erinnerte sich genau der Worte, mit denen

die mildherzige Jüdin ihr dasselbe vor Monaten überreicht hatte, und ihre Ueberraschung war groß, als sie ein paar Werthpapiere enthüllte, die sie plötzlich in den Besitz eines kleinen Vermögens brachten.

Eine so bedeutende Unterstützung hatte Clara nicht erwartet. Sie trug sogar Bedenken, ob sie dieselbe auch annehmen dürfe, obwohl das beigelegte Schreiben des reichen Banquiers sie darüber vollkommen beruhigen mußte. Bald aber sagte sie sich, daß ja dieser Besitz ihr völlige Freiheit der Bewegung gebe. Sie brauchte jetzt Niemand zur Last zu fallen, Niemandes Gnadenbrod zu essen. Des Vaters trotzige Natur, sein geistiger Stolz regte sich in der Seele des jungen Mädchens, und ganz davon beherrscht, griff sie schon nach der Mantille, um sogleich bei Recha Silbermann Visite zu machen und ihr anzukündigen, was sie zu thun Willens sei. Ihr Vorsatz sollte jedoch nicht zur Ausführung kommen. Ein vernehmbares Klopfen an ihrer Thür störte die Aufgeregte. Um zu sehen, wer sie, das unbekannte Mädchen wohl aufsuchen möge, öffnete sie neugierig und blickte in die glänzenden Augen des talentvollen Virtuosen.

»Sie – Sie – Herr Vollton!« stammelte das überraschte Mädchen unter bezauberndem Erröthen, und eins der gefundenen Werthpapiere entglitt, ihren Händen. Rasch bückte sich Friedrich und hob es auf. Ein einziger flüchtiger Blick darauf ließ ihm dessen Wichtigkeit erkennen.

»Ja, Fräulein Landenberg ich bin es wirklich selbst,« versetzte er mit einiger Befangenheit, die indeß schwand, als er sah, womit Clara augenblicklich beschäftigt war.

Dann das Papier dem erröthenden Mädchen reichend, setzte er hinzu:

»Ich störe, wie ich bemerke, aber ich konnte nicht wissen –«

Clara fühlte, was Friedrich sagen wollte. Die plötzliche Verwandlung seiner beim Eintreten so glücklichen Züge verrieth es ihr.

»Endigen Sie nicht, Herr Vollton!« unterbrach sie den Virtuosen. »Sie verkennen mich! Bei dem Andenken meines unvergeßlichen Vaters, Sie thun mir Unrecht! – Ich wußte nichts von diesem – diesem Vermögen! – Ich habe es jetzt eben, vor wenigen Augenblicken erst entdeckt!«

Clara's Augen glänzten im Feuer der reinsten Unschuld. Friedrich schämte sich seines Verdachtes, und das junge Mädchen im Geiste um Verzeihung bittend, ergriff er ihre Hand, indem er sagte:

»Wir sind alle unvollkommene Menschen, ich fühle es, daß Sie aber wahr sind, das weiß ich nicht blos, das sagt mir auch mein Herz.«

Clara's Hand zitterte in der seinigen. Sie schlug die Augen nieder und fand kein Wort der Erwiederung. Friedrich faßte Muth.

»Beste Clara,« fuhr er fort, »Sie müssen mich hören! Ich kann und will diesen Raum nicht eher verlassen, bis Sie einen Blick in mein Herz gethan haben! Wollen Sie es?«

Clara hob langsam ihr Auge, die Blicke Beider begegneten sich und ohne Widerstreben sank die Verwais'te an die Brust des geliebten Freundes. Wenige Minuten später

verließen die Liebenden Arm in Arm das Landhaus des Banquiers. Sie mußten sich offen gegen einander aussprechen, und das konnten sie nur fern von dem Geräusch der Welt, in Gottes freier Natur.

Draußen am stillen Ufer der Alster, auf der zur Zeit unferer Erzählung noch nicht bebauten Uhlenhorst finden wir das glückliche Paar unter einem Weidenbaume, dessen zerborstener Stamm im Winde knarrt. Die braunen Wellen des Flusses ziehen geräuschlos an ihnen vorüber. Nur das Schilf zittert und rauscht von der Bewegung des Wassers, und neigt sich bisweilen grüßend gegen das in wichtige Gespräche vertiefte Paar. Die Sonnenscheibe, von weißflockigem Gewölk seither verdeckt, bricht jetzt durch die zerflatternden Schleier und verwandelt den breiten Flußspiegel in bläulich funkelnden Kristall. Das blendende Licht nöthigte die Liebenden, ihren gemüthlichen Sitz am Ufer zu verlassen. Sie wandten sich, das Ufer entlang wandelnd, der Stadt zu.

»Wie sehr Du mich beglückt hast, Du theures Herz, das in Worte zu kleiden vermag keine Sprache!« sagte Friedrich, mit raschem Kuß den vollen Scheitel von Clara's schönem Haar streifend. »Daß Du mir bestimmt seist zur Lebensgefährtin, das hätte ich mir schon damals sagen müssen, als Du über das Treppengeländer mir herableuchtetest. Nur meine Unerfahrenheit in der Welt und Deines Vaters Leiden hinderten mich, mein Herz zu prüfen. Und später umgarnten mich wieder die Netze leichtsinniger Weltmenschen. Der Ruhm, den ich schon errungen zu haben vermeinte, und die Schmeichelreden

egoistisch gesinnter Collegen, die Nutzen von mir ziehen wollten, ließen mich Dich vernachlässigen. O ich weiß, ich weiß – mein Herz ist entsetzlich schwach, mein Wille biegsam, wie ein Rohr im Winde! Ich bin ein ganz jämmerlich leichtfertiger Mensch, wenn sich ein paar Narren den Spaß machen, mich an der Nase herum führen zu wollen! Von heute an aber, Du Engelshertz, soll dies anders werden. Dein Kuß hat mich zum neuen Leben getauft. Ich bin nicht mehr ich selbst, ich bin Dein geworden! Dein reines Wesen durchströmt mich, wie eine in begeisterter Stunde geborene neue Harmonie. Es kann mir jetzt nicht mehr fehlen. Was ich anfangen will, wird und muß mir gelingen. Wen ein Engel führt, wie könnte der fallen oder auch nur straucheln!«

Clara schmiegte sich zärtlich dem Geliebten an. Sie mußte zwar lächeln über die entzückten Worte des Freundes, aber sie hörte ihm doch gern zu.

»Es hindert Dich also nicht mehr, daß ich Dir ein kleines Heirathsgut zubringe?« fragte sie lächelnd. »Sieh, bester Friedrich, das betrübte mich im ersten Augenblicke, daß Du annehmen konntest, ich hätte es gemacht, wie so viele Andere; ich hätte geknickert, um Geld zusammen zu scharren, und dies gegen Jedermann geheim gehalten!«

»Vergib meinen Argwohn, Geliebte,« erwiderte Friedrich. »Du wirst ihn verzeihlich finden, wenn Du Dich in meine Lage versetzen willst. Wohin ich mich wende, mit wem ich spreche, er sei nun Geschäftsmann oder Künstler, Geld und wieder Geld ist immer das dritte Wort in

jedem Gespräch. Oft kommt es mir vor, als sei das liebe Banco, das wie ein Gebet auf Aller Lippen schwebt, nicht der Menschen wegen, sondern der Mensch des Banco's halber da. Seit ich dies hören und sehen muß, erscheint mir die ganze Welt wie ein großer Geldbeutel, und wo ich auf ein Individuum stoße, das Geld zählt oder Geldeswerth in Händen hat, da muß ich unwillkürlich an Handel, Schacher, Wucher und Gott weiß was Alles denken! Mir ist es wahrhaftig schon seit Wochen nicht mehr eingefallen, daß es noch Menschen geben könne, denen das Herz höher stehe, als der weltliche Vortheil. Ich meinte gar oft, Baumfahl allein habe Recht, wenn er sagt, in meinem Hause gibt es kein Herz, da regiert und herrscht nur Banco, denn Geld ist und bleibt immer das Höchste!«

»Vor Kurzem noch zürnte ich diesem Manne,« sagte Clara, »seit ich ihn aber gesprochen habe, bemitleide ich ihn. Er ist nicht glücklich, trotz seines Reichthums, glaube mir! Ich habe in sein Inneres geblickt, so große Mühe er sich auch gab, es mir zu verbergen. Ihn quält etwas, das Niemand wissen soll. Es drückt ihn ein Kummer oder das Gewissen beunruhigt, ihn früher verübter Ungerechtigkeiten wegen.«

Die Stadt lag jetzt vor ihnen, von purpurnem Glanz übergossen. Ueber die blauen Wellen der Alster ruderten silberweiße Schwäne. Drüben am andern Ufergelände flogen schlanke Nachen, von rothgekleideten Rudern taktmäßig vorwärts getrieben, pfeilschnell über den stillen Wasserspiegel.

»Wenn Baumfahl nicht glücklich ist,« versetzte Friedrich, »so hat es einen andern Grund, als den, welchen Du vermuthest. Ich traue dem Manne kein Gewissen zu, wenigstens wird es ihn vergangener Dinge wegen schwerlich beunruhigen. Sorgen aber und zwar recht schwere Sorgen mag er haben. Das Gerücht will nämlich wissen, er besitze nur noch ein sehr geringes Vermögen. Ein Mann aber, dessen Religion gleichsam nur in Vermehrung und Anhäufung des Mammon besteht, muß sich unglücklich fühlen, wenn er sieht, wie dieser ihm unter den Händen zerschmilzt. Ist etwas Wahres an diesem Gerücht, so kann es der Welt nicht lange verborgen bleiben.«

Clara sah in das flimmernde Sonnenfeuer, das jetzt auch das breite Wasserbecken vergoldete.

»Er dauert mich doch!« wiederholte sie, »und ich mache mir fast Vorwürfe, daß ich ihm, des Vaters gedenkend, harte Worte gesagt habe! Jetzt, wo ich mich glücklich fühle, möchte ich gern alle Menschen glücklich machen! O, wäre *ich* doch reich! Welch ein Segen muß Reichthum sein in der Hand eines uneigennützigem Menschen!«

Friedrich küßte die Hand der Geliebten. »Sind wir auch nicht reich, Du Theure,« sprach er bewegt, »Glückliche wollen wir doch mit dem machen, was der Himmel uns geschenkt hat. Wen Dein mildes Auge trifft, der kann vom Unglück wenigstens nicht niedergedrückt werden. Ich aber will, wo immer des Lebens Angst und Noth

mir begegnet, meine Geige stimmen, und allen Leidenden und Darbenden so süße Friedensmelodien vorspielen, daß mit der perlenden Thräne, die ihre Wimper umsäumt, der böse Feind, der in ihnen haus't, sie verlassen soll. Wäre es dann möglich, nebenbei auch noch durch den Zauberklang der Töne tönendes Erz zu gewinnen, so sollte dies in unsern Händen nicht zu einer klingenden Schelle, sondern zu einer Friedensglocke sich gestalten, deren Klang vor der Thür jedes Bedürftigen Glück und Segen läutete.«

»So soll es sein, und dies für uns höchste Glück wird der Himmel uns schenken, wenn wir immer der Vergangenheit eingedenk bleiben und nie vergessen, was mein Vater erdulden mußte.«

»Weißt Du,« fuhr Friedrich heiter fort, »ich habe mir schon einen Lebensplan entworfen, nach dem ich unsere Zukunft zu ordnen gedenke.«

»Baue nur nicht in die Luft, Du Guter! Ihr Virtuosen pflegt es gern wie die Dichter zu machen. Die taufen oft die Kinder ihres Geistes, noch ehe sie geboren sind.«

»Sei unbesorgt, mein Herz,« erwiderte Friedrich. »Der Aufenthalt in dieser Weltstadt soll und wird mir Früchte tragen. Ich habe hier gelernt, das Nützliche mit dem Schönen zu verschmelzen, und wenn die mir angeborene Romantik meinem Herzen stets theuer bleiben wird, so soll sie doch nur dem Leben als Zierrath dienen, nie es beherrschen. Wie ich dies verstehe, davon später! Jetzt wogt uns die profane Welt entgegen, und ich bin bereits so rücksichtsvoll und berechnend prosaisch geworden,

daß ich, vertieft in Dein leuchtendes Augenpaar, wohl ein glückliches Gesicht, nicht aber schwärmerisch verzückte Mienen der schmähsüchtigen Welt zeigen möchte.«

So sprechend löste er seinen Arm aus dem des geliebten Mädchens, verwandelte das trauliche Du in ein respectvolles Sie, und verlor sich, mit Clara lebhaft plaudernd, unter der lustwandelnden Menge.

NEUNTES KAPITEL. EIN FREUND UND GÖNNER.

Zu den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft gaben zwei Verlobungs-Anzeigen, die an einem und demselben Tage veröffentlicht wurden, viel zu reden. Felix Sonderling und Recha Silbermann war das eine Paar, über das unendlich viel glossirt wurde und das den widersprechendsten Urtheilen unterworfen ward, je nachdem die Urtheilenden dieser oder jener Parteiensicht huldigten oder von ihr beherrscht wurden. Da indeß Braut und Bräutigam gleichem Stande angehörten und es Beiden an Glücksgütern nicht fehlte, so beruhigte sich die anfangs von dieser Verlobung frappirte öffentliche Meinung sehr bald. Man erfaßte die Verbindung von der rein praktischen Seite, und da fanden denn die sonst im Princip einander völlig Abgewandten, daß Benjamin Silbermann einen diplomatischen Schachzug gethan habe, der ihm als klugen Kaufmann und als politischen Banquier zur Ehre wie zum Vortheile gereiche.

Strenger, ja sogar lieblos beurtheilte man dagegen die Verlobung unseres Freundes mit der unbemittelten Waise. So bekannt Vollton's Name als Virtuose war, dem eine

glänzende Zukunft bevorstehe, so wenig kannte man Clara Landenberg. Man erfuhr durch Nachfragen nur, daß ihr Vater ein ganz absonderlicher Mann gewesen sei, dem es mehr noch an Lebensklugheit als an Mitteln gefehlt habe, um sich eine geachtete Stellung in der Welt zu erringen. Die Einen nannten ihn einen in seine Ansichten verrannten Narren, die Andern wollten wissen, es habe ihm an gesundem Urtheile gefehlt. Bei Weitem den Meisten war er völlig gleichgiltig. Um so begieriger waren Alle, welche den Virtuosen entweder persönlich kannten oder sein Spiel gehört hatten, das Mädchen kennen zu lernen, dem er rasch entschlossen – man meinte in einer romantischen Aufwallung des Gefühls – seine Hand gereicht. Da sie nach der Behauptung Aller völlig mittellos war, mußte sie sich wenigstens durch Schönheit auszeichnen. Daß sie gebildet sein, daß sie durch Herzensgüte und seltene Geistesgaben sich auszeichnen könne, darauf verfiel Keiner. Sie war ja die Tochter eines durch eigene Schuld heruntergekommenen und ganz unbeachtet gebliebenen Commis, ein junges Ding, das mit ihrer Hände Arbeit sich und den schwindsüchtigen Vater vor dem Hungertode bewahrt hatte.

Nirgend fiel man über den armen Virtuosen unbarmherziger her, als im Künstlerclub. Es würde's ihm Niemand verargt haben, wäre er mit der verführerisch koketten Signora Carità, der viel bewunderten Tänzerin, eines schönen Morgens durchgegangen. Einen solchen Geniestreich hätte ihm Jeder verziehen, weil Jeder selbst zu gleichem Unternehmen aufgelegt war. Signora Carità

galt mit Recht für eine ungewöhnlich glänzende Erscheinung. Sie war eine gefeierte Künstlerin in ihrem Fache, hatte die Welt gesehen, viel erfahren, und wer so glücklich war, ihre Hand oder doch dauernd ihre Neigung zu gewinnen, der durfte sich glücklich schätzen. Eine Verbindung mit der schönen Tänzerin wäre eine brillante Partie gewesen. Und nun hatte der vielversprechende junge Virtuose den absurden Einfall, unter hundert schönen Mädchen, die ihn mit Wohlgefallen betrachteten und für sein wundervolles Spiel schwärmten, gerade das allerunbedeutendste sich zur Frau zu erküren. Zur Frau! Wenn er noch bloß eine kleine Liebschaft mit der hübschen Blumenarbeiterin angeknüpft hätte, das wäre zu ertragen gewesen. Aber gleich sich mit dem Mädchen verloben, das zeigte denn doch von gar zu wenig Weltbildung, und daß nun Künstler, Künstlerinnen und Kunstfreunde darüber ärgerlich waren, durfte Niemand verwundern.

Obwohl Friedrich im Gefühl seines Glückes auf das Urtheil der Welt sehr wenig gab und um Niemand sich kümmerte, erhielt er durch Zuträger doch Kunde davon. Indeß, er ließ sich nicht irre machen.

»Laß sie reden,« sagte er zu Alfred, den es manchmal verdroß, seinen Freund und Landsmann so durchhecheln hören zu müssen. »Es spricht der pure Neid aus ihnen. Weil ihnen so leicht ein braves Mädchen nicht die Hand reicht, um sie treulich durch's Leben zu geleiten, schimpfen sie und finden sie mein Handeln philisterhaft. Ich weiß, was ich thue, und habe ganz und gar

nichts dagegen, wenn jeder Einzelne meiner gestrengen Kritiker über mein bürgerliches Gebahren sich statt einer zwei Tänzerinnen zulegt.«

Alfred war leicht zu beruhigen. Er lachte über des Freundes bewundernde Liebe, gab zu, daß er glücklich sein müsse, meinte aber doch, er möge nicht mit ihm tauschen. Drang dann Friedrich mit Fragen in ihn, um zu erfahren, was ihn zu solcher Aeüßerung veranlasse, da er selbst ja doch mit den ausgezeichneten Eigenschaften seiner Braut hinlänglich bekannt sei, so versteckte sich Drollig jedesmal hinter der lustigen Redensart, die man so häufig an der Donau hört:

»Es thut's halt nimmermehr, und es thut's halt nimmermehr!«

Sehr ernstlich beschäftigte sich unser Freund jetzt mit der Zukunft. Die Liebe zu Clara brachte eine ungemein wohlthätige Veränderung in ihm hervor. Er war nicht mehr so unentschlossen, wie seither, ließ sich von Andern nicht mehr bestimmen noch beherrschen. Auch störte ihn die tief gewurzelte Neigung zu Clara nicht in geistiger Thätigkeit. Er ward wieder fleißig, was er seit Wochen nicht gewesen war. Die Abende waren der Geliebten gewidmet, bisweilen auch einige Morgenstunden. Die übrige Zeit des Tages übte er sich auf seinem Instrumente, studierte oder arbeitete an einer Composition.

Seinen Umgang beschränkte er sehr, und gesellschaftliche Verbindungen knüpfte er ohne inneres Bedürfniß gar nicht mehr an.

In Folge dieser geistigen Sammlung entwarf er einen Plan, welcher Clara's Billigung fand. Die Verbindung der Liebenden sollte noch im Herbst erfolgen. Dann wollte das junge Paar reisen, einige große Städte besuchen, damit Friedrich Gelegenheit habe, sich hören zu lassen, und beim Erwachen des nächsten Lenzes oder im Hochsommer gedachte er nach seiner Heimath zu gehen, um sein junges Weib den Aeltern vorzustellen. Ueber seine Zukunft weitere Bestimmungen zu treffen, hielt er nicht für passend, da man ja nicht wissen konnte, welchen Eindruck sein Spiel mache, und ob dasselbe nicht zu Einladungen in's Ausland Veranlassung gebe.

Zunächst meldete nun der glücklich Liebende die Wendung, welche sein Leben genommen, den fernen Aeltern. Es war kein Brief, den Friedrich an den Vater schrieb, sondern eine ganze Geschichte. Er ließ sich dabei in gemüthlichster Weise gehen, erzählte von Landenberg, von seinem ersten Zusammentreffen mit diesem Manne, flocht Bruchstücke aus dem Leben des Verewigten ein, gedachte Baumfahl's, entwarf ein poetisches Gemälde von Silbermann, das der brave Organist schwerlich recht zu würdigen verstand, und erging sich dann wieder in Lobsprüchen über seine Braut, die sie dem Herzen der Mutter gewiß doppelt theuer machten. So wuchs der Brief zu vielen Bogen an. Diese Mittheilungen, nur für seine Aeltern bestimmt, genügten aber Friedrich noch nicht. Auch die Freunde, und vor Allem sein großherziger Gönner, Hans von Meldorf, mußten unterrichtet werden. Das Schreiben

an diesen Mann, obwohl in einem ganz andern Tone abgefaßt, war nicht viel kürzer. Friedrich meinte nämlich, es sei unumgänglich nothwendig, daß er sich Meldorf gegenüber seines Entschlusses wegen rechtfertige. Da ihm nun in seiner Eigenschaft als leidenschaftlich Liebender Gründe in Menge zufielen, so warf er mit diesen herum wie mit Brombeeren, und Hans von Meldorf hätte ein wahrer Neuseeländer sein müssen, wäre er durch diese Unzahl von Gründen nicht überzeugt worden, daß sein Schützling das Gescheidteste gethan habe, was er überhaupt hätte thun können.

Beide Briefe schickte er, in *ein* Couvert eingeschlagen, das seines Vaters Adresse trug, ab, und erwartete in nicht geringer Spannung eine Antwort. Diese traf früher ein, als er hoffen durfte; denn Vater so gut wie Mutter gingen ungern mit der Feder um. Als der Brief in seinen Händen ruhte, sah er nun freilich, daß weder Vater noch Mutter zu so auffallend rascher Antwort sich entschlossen hatten. Die Schriftzüge der Adresse rührten von des Gönners Hand her, und nicht ohne Herzklopfen löste Friedrich das Siegel. Hans von Meldorf schrieb:

»Mein lieber Fritz!

Als ich in Deinen Jahren war, konnte ich für einen fixen Jungen gelten. Die Mädels mochten mich alle gern leiden, theils, weil ich einen Walzer mit der Leichtigkeit einer Flaumfeder tanzte, theils, weil ich nie verlegen um eine Unterhaltung war. Mein Lebtag hab' ich nie wieder so viel dummes Zeug geschwätzt, wie dazumal auf den

Casino-Bällen. Und je dümmer ich dran los plauschte, desto lieber hörte das ruschlige Volk mir zu. Fangen aber ließ ich mich von Keiner. Kommt immer noch zurecht, dacht' ich, und allzufrüh gebunden heißt gar zu schnell geschunden. – Nichts für ungut, Herzensjunge! Ich bin eben halt kein Poet, kein Virtuose und kein Künstler *ex professo* – wie Ihr sagt – und dann – schlesische Landstädtchen und selbst unsere Provinzial-Hauptstadt reichen Euren verflucht hübschen Kaufmannsstädte noch lange nicht das Wasser! Darum mag dort viel eher etwas möglich sein, was sich bei uns kaum denken läßt. Und deshalb vermein' ich denn auch, Du bist vermuthlich grausam klug gewesen und hast Deine Hand bis nahe zum Ellbogen in den Glückstopf gesteckt. Gratulire deshalb von Herzen und sage: hast gehandelt wie ein braver Kerl, wie eine alte ehrliche schlesische Haut. Und nun laß uns ein vernünftig Wörtel mit einander reden. –

»Aus Deinem Geschmack bin ich nicht ganz klug geworden. Du hast ein Bissel viel zusammen gepackt, Fritze! Es geht zu in Deinem Schreibebriefe, wie in einer Concertprobe, wo die Instrumente nicht recht zusammen stimmen wollen. Man weiß nicht recht, liegt's an der Musik, ich meine an den geschriebenen Noten, oder an den einzelnen Spielern, aber's harmonirt nicht immer. Darfst indeß nicht glauben, daß ich Dir deshalb Vorwürfe machen will, oder daß ich mich nicht erfreut habe an Deinem Geschreibe. *Au contraire*, 's ist mir so viel liebes, weil Du's selber bist in Deiner ganzen Art und Weise, als wenn Du ein künstlich Ding zusammengedrechselt hättest, das

man für Pensionen als Stylübung drucken lassen könnte. Liebhaber schreiben nicht für Backfische und auch nicht für alte Betschwestern, die durch die Brille räsonniren, damit sie nicht vor ihrer eigenen quatschen Stimme sich erschrecken.

»Arm also ist Dein Mädél, sagst Du, und eine vater- und mutterlose Waise ist's obendrein, und hübsch nennst Du sie, und was gelernt hat sie auch, und das Herz auf dem rechten Flecke! – Fritze, Herzensjunge, wenn das Punkt für Punkt trifft, und Du hast Dir im ersten Liebesfieber nicht 'was dazu erfunden, was auch unterweilen passiren kann, so bist Du werth, daß ich Dich beim Kopfe kriege und tüchtig schüttele! Du weißt, ich hielt's immer so, wenn Du ein recht schweres Musikstück gleich beim ersten Ansehen so glatt und sauber herunterspieltest, daß man ordentlich fühlte, wie einem die Ohren dabei immer spitzer wurden! – Clara heißt Dein Mädél? – Deine Braut, wollt' ich sagen. Der Name gefällt mir, er ist einfach und durchsichtig, wie ich den Menschen selber haben will. Die verwickelten und zusammengeknüllten Namen, wie sie jetzt mitunter aufkommen, kann ich nicht leiden. Sie verpuppen einem ehrlichen Menschen die Seele, daß man alle Augen voll zu thun hat, um sie aus dem Gewickel herauszufinden.

»Einen Rath aber will ich Dir geben, der gut gemeint ist. Paß wohl auf, daß Dein Mädél – Braut soll's heißen – Dir nicht unter der Hand von der fingergewandten Welt vertauscht wird – ich meine, ihre brave Natur, ihre reine

Seele, ihr gutes Herz! Die Welt hat eine Anlage zu Spitzbübereien, daß einem ehrlichen Menschen von einfachen Sitten die Augen übergehen. Darum billige ich Deinen Entschluß, bald auf Reisen zu gehen. Wandel läßt nicht ansetzen und erhält munter. Und rührst Du erst wacker Deinen Fiedelbogen, dann bannst Du wohl auch die Augen Deiner Clara, daß sie nur Dich sehen.

»Wie denkst Du's denn aber mit der Ausstattung zu halten? Nimm mir's nicht übel, daß ich mich darnach erkundige, aber der Mensch ist einmal keine Schnecke und kann also auch sein Häusel nicht auf dem Rücken durch die halbe Welt mit sich schleppen. Einen Saß (Sitz) muß ein ordentliches christliches Ehepaar haben, sonst wird in Ewigkeit nichts Gescheidtes aus dem Haushalte. Und mehr wie andere Menschen bedürfen künstlerische Naturen einen solchen Krückenstock für's Leben! Wo er Leuten Euern Schlages fehlt, ei, da fliegen – heida – Kleider und Zeug, Betten und Wäsche früh genug über alle Zäune! Darum mach' ich Dir einen Vorschlag, den Du wohl annehmen wirst, denk' ich. Bist Du halt anders gesonnen, so hab' ich als Freund gethan, was mir zukam, und kann unter allen Umständen sagen: weit davon ist gut vor'm Schuß!

»Mich hat Gott reichlich gesegnet, wie Du weißt. Kinder hab' ich nicht, Verwandte sind mir gestorben. Wenn ich nun einmal die Augen zuschließe, muß doch irgend Jemand nach mir auf meinem Rittergute sitzen. Da denk'

ich, es könnte nicht schaden, wenn Du, von vielem Herumirren müde, mit Lorbeeren geschmückt und also ruhmgekrönt, einzögest in das Herrenhaus. Der Speisesaal – Du kennst ihn ja – ist groß genug, um eine anständige Gesellschaft zu fassen, und wenn noch ein Fenster nach West eingesetzt wird, muß sich ein gutes Concert ganz prächtig darin ausnehmen. Da könntest Du dann spielen nach Herzenslust. Das Gut selbst wird nach meinem Tode verpachtet. In meinem Testamente steht's ausführlich, was Dir aus der Pachtsumme alljährlich zukommt, auch was später mit dem ganzen Bettel angefangen werden soll. Ich hab' einmal den Narren an Dir gefressen, und will nicht, daß aus meinem lieben Geigen-Fritze, wenn der Teufel sein Spiel haben sollte, auf seine alten Tage ein Vagabund würde. Darum enthältest Du Dich jeder Einrede, und thust, was ich will. Die Tochter des armen Landenberg soll Respect kriegen vor den Landsleuten ihres Vaters. O ja, ein Bissel gerader sind wir Schlesinger wohl, und unsern aparten Nagel haben wir auch unterweilen, aber hunzen lassen wir uns nicht, und noch weniger lumpen. Doch, ich wollte ja von der Ausstattung sprechen!

»Was ein jung Weibel, das hübsch dazu ist, wie Deine Clara – Du sagst's ja selber – bedarf, wenn es in den Stand der heiligen Ehe treten will, das zu wissen vermesse ich mich nicht. Dort in der Niederung habt Ihr ohnehin andere Gebräuche und Moden, und Mucken vermuthlich dazu, denn Staat und Luxus, schien mir, ist dort Brauch, wie bei uns just das Gegentheil. Zieh' demnach

vor, Dir für Dein Jungfer Bräutlein ein Papierchen beizulegen, das verwerthet sich beliebig zu allerhand Dingen gebrauchen läßt. Eigentlich hatte ich anfangs Lust, meinem Freund Knickermichel, genannt Baumfahl, damit zu überraschen, weil er sich aber gar nicht nett gemacht hat gegen mich, soll er mit diesem ehrenvollen Auftrage verschont bleiben. Ich hab' die Summe nachher Breslau baar eingeschickt und dafür den Schein bekommen. Gut ist das Papierchen und kannst Du jederzeit das Geld erheben. Verwend' es gut, gib's aber nicht für Lumpenkram aus! Frag' Dein Mädels – Deine schöne und liebenswürdige Braut, heißt das, – und höre ihre Meinung. Bräute wissen ganz genau, was sie brauchen. Du kannst also getrost ihren Wünschen Dich anschließen, ohne zu fürchten, ein Pantoffelheld zu werden.

»Gott Lob, daß ich das los bin, der Schweiß ist mir beim Niederschreiben dieser paar Sätze ordentlich ausgebrochen! –

»Mit Deinen Alten habe ich über die Geschichte ein Langes und Breites gesprochen. Sie waren Beide ein Herz und eine Seele, und haben gar nichts dawider. Wollt' ihnen auch tüchtig auf's Collet steigen, wenn sie schwierig würden! – Deine Mutter ließ sich's nicht nehmen, mich mit Kaffee zu traktiren, viel sprechen aber konnte sie nicht, denn es biß sie immer etwas in die Augen, was auch die Zunge lähmt. Der Herr Vater nahm sich etwas besser zusammen, und wollt's nicht mehr recht fort, da ließ er die Harmonika erklingen. Sechsmal hat er mir in

den paar Stunden, die ich in Deinem Geburtshäusel verweilte, gewiß die Melodieen ›Wer nur den lieben Gott läßt walten‹, ›Auf Gott und nicht auf meinen Rath!‹ &c. vorgespielt, und als ich wieder ging, hörte ich noch hinter der Kirchhofsmauer die vollen Töne des schönen Liedes ›Gott in der Höh sei Ehr!‹ fortklingen. Für die Welt sind Deine Alten nicht, Herzensjunge, aber Holz für's Himmelreich steckt in Beiden, das muß ihnen der Feind lassen. Wenn der Aeltern Segen einem Kinde für dieses Weltleben wirklich zu Gute kommt, dann muß es Dir in Zukunft ergehen, als wärest Du im Purpur geboren. Ja, Fritze, das Donnerwetter soll Dich derschlagen, wenn Du jetzt nicht ein Kerl wirst, an dem Gott und Menschen einen Wohlgefallen haben!

»Schreiben thun sie jetzo nicht – Deine Alten, mein' ich – von wegen des vielen Salzwassers in den Augen und der Aufregung im Herzen. Ich hab' ihnen versprochen, es für sie zu thun, bündele ihren älterlichen Segen für Dich und Dein Bräutchen mit ein, und sag' kurz: Gott sei mit Euch! Des Pfarrers Segen, wenn Ihr vor dem Altar stehen werdet, kann Euch nicht mehr Glück bringen. Diese Worte, von der Aeltern Lippen in meine Feder strömend, müssen Weihwasser sein für Euer Herz. Badet es drin und taucht es unter so lange, bis es frisch wird für die Ewigkeit und empfänglich für eine ewige Liebe!

»Und nun mag's gut sein, denn ich werde weich. Gott segne Dich und Deine Geige, Fritz! Schreib' bald, wenn Ihr aufgeboten sein wollt. Deinem Mäd'el gib einen Kuß von mir und sag' ihr, sie solle mich ein klein Prinkel lieb

haben. Kommt sie anhero, will ich's ihr selber sagen mit Mund und Augen.

»Und nun Adieu! Bleib auch als verliebter Schäfer ein braver Kerl, und vernachlässige unter Küssen, Scherzen und Herzen – siehst Du, das reimt sich – Deine Geige nicht! Behalte lieb

Deinen alten aufrichtigen Freund

Hans von Meldorf.«

ZEHNTES KAPITEL. WIE SILBERMANN VON GELD UND GEIST DENKT.

Von der Herzensgüte seines wohlhabenden Gönners hatte Friedrich wiederholt Beweise erhalten, an eine Großmuth aber, wie sie aus diesem Schreiben ihm entgegenleuchtete, konnte er nicht denken, da er ja gar keinen Anspruch darauf hatte. Um so mehr wurde er jetzt davon überrascht. Nicht blos die Gegenwart erhielt durch diesen Brief des alten Herren einen rosigen Anhauch, er sah sich durch Meldorf's Zusicherungen auch in der Zukunft auf eine Lebensstellung gehoben, die jede Sorge von ihm fern hielt. Nun erst konnte er mit ganzer Seele sich seiner Kunst hingeben. Er brauchte Niemand zu schmeicheln, Niemand zu liebedienern. Er war unabhängig, und küßte die Muse sein Stirn, so durfte er ihrer Umarmung sich überlassen. Berauscht von dem unverhofften Glück, fand er lange keine Ruhe. Clara mußte möglichst bald davon in Kenntniß gesetzt werden, ehe er aber zu ihr ging, war es doch nöthig, sich ganz wieder zu sammeln.

Er nahm nun die eingebogene Anweisung. Sie lautete auf den Banquier Benjamin Silbermann und zwar auf eine Summe, die Friedrich in die glücklichste Aufregung versetzte. Es war ihm zu Muthe, als habe er eine reiche Erbschaft gemacht oder das große Loos gewonnen, und er konnte nicht umhin, sich selbst glücklich zu schätzen und die eigenthümliche Fügung, die ihm Landenberg kennen lernte, für eine göttliche zu halten. Von diesem Gesichtspunkte aus erschien ihm selbst Baumfahl in einem weniger gehässigen Lichte. Ohne die egoistische Härte dieses Mannes, wäre dann wohl der verstorbene Landenberg je dazu gekommen, für Geld Noten abzuschreiben? Geschah dies aber nicht, so kam der kranke Mann nicht zu ihm, er besuchte dann auch nicht sein Concert, und es ließ sich mithin gar nicht annehmen, daß er dessen Tochter Clara kennen lernte. Die Härte und Herzlosigkeit Baumfahl's also führte ihm gewissermaßen die Braut zu, und diese ward wieder, gerade weil ihre Jugend so lichtlos sich gestaltete, Ursache, daß jetzt das Glück sein Füllhorn in so überreicher Weise in seinen Schooß ausschüttete.

»Wie kurzsichtig sind doch wir armen Geschöpfe, die wir uns selbst in der Regel für so überaus klug halten!« rief er aus, Brief und Anweisung zusammenfaltend, und Beide in sein Taschenbuch legend. »Ich will gewiß nie mehr klagen, mich nie über das Schicksal beschweren, wenn mir wieder einmal etwas meinem Dafürhalten nach nicht nach meinem Kopfe geht. Es ist doch Alles so am

Besten, wie Er, der Welten Schöpfer und Erhalter es einrichtet! Und thun wir nur immer unsere Pflicht, mühen wir uns, nicht schlechten Neigungen zu stöhnen, so erreichen wir auch das Ziel, das uns von der Vorsehung auf Erden gesteckt ist. Und wer weiß, ob nicht gerade in dieser unbegreiflichen Einrichtung die ewige Gerechtigkeit sich verbirgt und ihre größten Triumphe feiert! So dienen an sich schlechte Handlungen dazu, Gutes zu fördern, und die Hartnäckigkeit eines Bösewichts, der Grimm eines verstockten Herzens wird in der Hand des Ewigen zu einem Instrument, das die Erde auflockert zur Empfangnahme von Saatkorn, das gute Früchte trägt. . . . Wenn Baumfahl erfährt, wie Clara durch meine Liebe seine Frevel sühnen hilft vor Gott, was wird er sagen! . . . Ich könnte ihm ja Anzeige machen von meinem Glück, aber nein, ich will es doch lieber nicht thun! Er ist verbittert, durch den Tod seines einzigen Kindes in Betrübniß gestürzt. Es wäre nicht unmöglich, daß er mein Kommen sehr übel vermerkte und mir in dem Wahne, ich wolle ihn kränken, die Thür wies. Auch hier mag der Zufall oder die Vorsehung ausgleichend eingreifen, damit dereinst der Haß sich verliere und ein Tag allgemeiner Versöhnung über Allen leuchte!«

Clara ward bei den Eröffnungen Friedrich's sehr still. Sie zeigte durchaus nichts die glückliche Miene, die ihr Bräutigam erwartet hatte. Dies frappirte Friedrich.

»Freust Du Dich denn gar nicht?« fragte er unmuthig. »Beglückt es Dich nicht, daß ich Dich jetzt in eine heitere Zukunft blicken lassen kann? Wir brauchen uns nicht um

das Alltägliche zu sorgen und gleich Tagelöhnern zu fragen: was werden wir essen, was werden wir trinken! Die Kunst gedeiht selten unter solchen Sorgen um das Kleine, und darum sind diejenigen zu beneiden und glücklich zu preisen, die sich im Besitze dessen befinden, was von der Mehrzahl als das Höchste auf Erden geschätzt und verehrt wird.«

»Gedulde Dich nur, mein Freund, die Freude wird schon einziehen in mein Herz,« sagte die bescheidene Clara lächelnd. »Dein Glück, wie Du es nennst, überrascht mich, und an Ueberraschungen kann ich mich nicht sogleich erquicken. Recht magst Du haben, ich gebe es zu, wenn man aber zu viel auf einmal erhält und noch dazu, ohne es doch wirklich verdient zu haben, so kann dies auch bange machen.«

»Es ist das Geschenk eines Wohlthäters, mir und Dir gegeben aus freier Wahl, mit theilnehmendem Herzen!« erwiderte Friedrich beruhigend. »Wir dürfen es annehmen ohne Bedenken, ja wir würden den großsinnigen Geber tödtlich verletzen, wenn wir uns der Annahme weigerten. Ueberzeuge Dich selbst von seiner Großmuth. Wer so offen, herzlich, gut und treu schreibt, wie Hans von Meldorf, der hat durchaus keinen Hintergedanken. Er will gar nichts anderes, als zwei Menschen, die er liebt, glücklich machen.«

Friedrich gab Clara den Brief seines Gönners. Sie las ihn mit Aufmerksamkeit und mußte ihn mehr wie einmal weglegen, da sie von dem eigenthümlich herzlichen

Tone desselben bis zu Thränen gerührt ward. Das Schreiben dann dem Geliebten wieder einhändigend, drückte sie einen Kuß auf Friedrich's Lippen und sagte:

»Ja, Geliebter, wir dürfen das Geschenk annehmen. Ich betrachte es nicht als eine Gabe von fremder Hand, sondern denke, der Segen meines, jetzt auch Deines Vaters, hat uns dasselbe ausgemittelt.«

Clara billigte das Vorhaben ihres Bräutigams, unverweilt einen Besuch bei Silbermann zu machen, und so finden wir denn den gleichsam auf blitzenden Wolken einerschreitenden Virtuosen einige Stunden später im Comptoir des Banquiers.

Benjamin Silbermann errieth beim ersten Blick die unerwartet glückliche Wendung im Leben des jungen Künstlers. Es war dem reichen Manne nicht in den Sinn gekommen, die Wahl Friedrich's zu tadeln oder zu kritisiren. Auch wenn er sie in keiner Weise gut geheißen hätte, würde er sich nicht mißbilligend darüber geäußert haben. Jetzt aber durfte er wohl mit dem jungen Manne auch dieses Thema zur Sprache bringen. Die Anweisung, welche vor ihm auf dem Schreibtische lag, gab ihm fast ein Recht dazu.

»Erinnern Sie sich noch unseres ersten Gespräches in diesem simplen Gemache?« redete Silbermann unsern Freund an. »Sie kamen damals in ähnlicher Veranlassung zu mir, und zwar, wie ich weiß, nicht gern. Heute ist Ihnen dieser Gang leichter geworden, nicht wahr?«

Friedrich mußte diese Frage bejahen.

»Sie ahnten damals nicht, daß Sie bei uns sich verloben würden,« fuhr Silbermann fort. »So wunderbar führt uns das Schicksal! Nun, es freut mich, daß auch Sie der nicht ganz kleinen Schaar sich beigesellen, die bei uns, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, ihr Glück machten. Im strengsten Sinne des Wortes kann man dies bei Ihnen freilich nicht sagen, denn Ihr Glück kommt eigentlich von auswärts. Sie fanden hier blos die Wünschelruthen, die Ihnen die reich fließende Quelle entdecken ließ. Wie dem auch sei, ich beglückwünsche Sie heute zum zweiten Male, und da ich für einen alten Mann gelten kann, so müssen Sie mir schon erlauben, Ihnen ein paar Winke für's Leben mit auf den Weg zu geben. Das Alter lehrt einmal gern, fast so gern, als die Jugend solchen Lehren ungern zuhört.«

Friedrich betheuerte, daß dies bei ihm nicht der Fall sei. Er habe die Erfahrung gemacht, daß Winke und Rathschläge gereifter Männer von unberechenbarem Nutzen seien, und daß man jeden jungen Mann bedauern müsse, der solche Mahnrufe der Erfahrung leichtsinnig in den Wind schlage.

Lächelnd neigte Silbermann den fein geformten Kopf, ließ seinen Silberstift durch die schlanken Finger gleiten, und fuhr fort:

»Ich werde von Verschiedenen verschieden beurtheilt, Herr Vollton. Es gibt Leute, die nennen mich den wunderlichen alten Juden, und wieder gibt es Andere, die mich durch ihre ungemessenen Lobsprüche ärgerlich machen würden, wenn ich mich überhaupt ärgern könnte.

Da ich aber die Menschen immer nehme, wie sie sind, so können sie mich niemals ärgern. Jeder muß seiner Naturanlage folgen, und die gestaltet den Einen so, den Andern so! Es gibt das eine recht bunte Mischung, aus der zusammen die ganze Menschheit entsteht. Betrachten wir diese als Gesammtheit, so leuchtet uns bald ein, daß sie das Vollkommenste ist, was die unvollkommene, aber der größern Vollkommenheit unablässig zustrebende Welt überhaupt hervorbringen kann. Es steht da Jeder auf seinem Platze, der Beste wie der Schlechteste, der Klügste wie der Dummste, und wer eine Aenderung in dieser Einrichtung treffen wollte, würde gar böse Unordnung in das Weltganze bringen. Als solchen seinen Posten ausfüllenden Menschen betrachte ich mich nun auch, Herr Vollton, und darum lasse ich es mir angelegen sein, die mir gewordene Lebensaufgabe nach besten Kräften gewissenhaft zu erfüllen. Es gibt eine unglaublich große Anzahl Menschen, welche ganz ernsthaft meinen, ich müsse Jedermann helfen können, wenn ich nur wollte. Ich hätte ja Geld die Hülle und Fülle, und meine Habe vermehre sich täglich ohne mein Zuthun; mithin sei es für mich ein Leichtes, Allen von meinem Ueberflusse abzugeben. Glauben Sie nun wohl, Herr Vollton, daß diese so urtheilenden Leute Recht haben?«

Friedrich antwortete auf diese Frage nicht, da er sie ja nicht als direct an ihn gerichtet zu betrachten brauchte. Er gab nur durch seine Haltung zu erkennen, daß er ein sehr aufmerksamer Zuhörer sei. Benjamin Silbermann

wartete auch nicht lange, sondern nahm sofort wieder das Wort:

»Man verkennt gänzlich meine Stellung und die meiner Collegen, wenn man glaubt, wir könnten die Retter der Welt sein, wenn es sich um pecuniäre Angelegenheiten handelt. Unterstützen können und sollen wir auch, nicht aber helfen. Sie werden das, wenn nicht schon heute, doch gewiß eines Tages einsehen, sobald Sie selbst etwas besitzen. Da haben Sie z. B. eine Anweisung auf Banco, die ich Ihnen honoriren werde. Es ist eine Summe, mit der sich etwas anfangen läßt. Mein Vater besaß kaum die Hälfte, als er sich geschäftlich zu rühren begann. Und doch nützt eine solche Summe nur denen, welche den Werth des Geldes wirklich zu schätzen wissen. Ich habe Hunderte gekannt, die weit mehr besaßen und dennoch als Bettler starben. Wissen Sie, wie das kommt?«

»Ich kann es mir denken,« sagte Friedrich. »Sie verstanden nicht hauszuhalten.«

»Zum Theil gewiß nicht,« fuhr der Banquier fort, »indef halte ich dies nicht für den eigentlichen Grund ihres Unterganges. Der sicherste Ruin des Besitzenden ist die Habsucht, der Geiz, die Profanation der Gottesgabe, die wir Geld nennen.«

Friedrich schwieg, obwohl das auf ihn gerichtete glänzende Auge des Banquiers eine Antwort von ihm zu verlangen schien. Die Behauptung Silbermann's frappirte den Virtuosen.

»Mit dem Gelde ist's wie mit dem Geiste,« sprach Silbermann weiter. »Es sind nicht alle Menschen mit Geist

gesegnet. Wer ihn nicht mit empfang aus der Hand des Schöpfers, der wird ihn auch nie sich erringen können. Die damit Ausgerüsteten aber erhielten ihn, damit sie ihn anwenden sollen zum Besten der Welt, zur Bildung der Menschheit, zur Erziehung des ganzen Menschengeschlechtes. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen wirklicher *Benutzung* des Geistes zum Heil der Welt, und zwischen der unrichtigen, ja unerlaubten *Anwendung* desselben, den ich Geisteswucher nennen möchte. Der Wucherer mit Geist verwirrt nur die Begriffe, er rafft für sich zusammen und beutet die Menschheit aus, die sich ihm vertrauensvoll hingibt. Das Ende solches Frevels ist fast immer ein geistiger Banquerott. Der Mann des Geldes, welcher wuchert, wandelt die nämliche Bahn. Sie führt wie jene zum Untergange, und anstatt Segen zu verbreiten und auszustreuen über Volk und Land, erzeugt sie nur den Fluch, das Elend, das allergeinste Unglück. Der Geisteswucherer untergräbt das Seelenheil der Menschen, der Geldwucherer deren Erdenglück. Ich kann Ihnen dies recht deutlich machen an einem Beispiel, das jetzt in unsern Kreisen sich vorbereitet, denn allgemein bekannt ist es noch nicht. Herr Baumfahl, den Sie ja kennen, ist banquerott. Er hat seinen Ruin ganz allein selbst verschuldet, weil er wucherte, wo er als Besizender dienen, d. h. nützen, nicht helfen sollte. Er geizte, er sparte nicht. Er profanisirte den Besitz des Geldes, und das rächt sich immer. Handelt der geistig Begabte wie Baumfahl, der Geldmann, so stürzt er die Säulen des Tempels über sich zusammen, in welchem ein Strahl der

Gottheit als ewige Ampel leuchtet Er vernichtet sich und sein Denken und führt die Schwächeren am Geiste durch sein verderbliches Wirken irre. Baumfahl ward oft und in verschiedener Weise von mir gewarnt, aber er hörte nicht auf mich, vielleicht auch wollte er mich nicht verstehen. Wo ich vorsichtig abrieth und einen scheinbaren Verdienst laufen ließ, da griff er gierig zu und raffte mit Hast flimmerndes Katzensgold zusammen. Er begriff nicht, was Banco heißt, darum liegt jetzt über seinem Bankfolio ein rother Strich. Er kann sich glücklich preisen, wenn nicht noch eines Tages die Schandglocke über ihn geläutet wird.«

Friedrich ward von der seltenen Lebensanschauung des merkwürdigen Mannes eben so sehr überrascht, als die Aeüßerungen, die so wunderlich paradox klangen, ihn interessirten, aber Vieles in dem Handeln Silbermann's leuchtete ihm jetzt mehr ein. Ein Mann von solchem Denken, der so vorurtheilsfrei die verschiedensten Verhältnisse im Leben beurtheilt, konnte wohl Jude bleiben und doch seine einzige Tochter mit Freuden einem Christen zur Frau geben. Er half nie in dem Sinne, den man gewöhnlich mit dem Worte ›helfen‹ verbindet; er suchte überall da, wo Andere ihn hilfreich nannten, nur nach seiner Art zu nützen. Weltzweck und Lebenszweck aller Menschen ist, daß sie dem Ganzen nützen, dadurch der Gesammtheit dienen und sich selbst dadurch helfen, d. h. unentbehrlich machen. Das war das Princip, nach

welchem Benjamin Silbermann von jeher gehandelt hatte, das er auch bei Andern unterstützte. Wer dies Princip nicht anerkannte, mit dem weigerte er sich Hand in Hand zu gehen, oder um im Geschäftsstyle zu sprechen, mit dem mochte er nicht arbeiten.

Silbermann füllte jetzt, das Gespräch mit dem Virtuosen abbrechend, wieder eins jener schmalen Papiere aus, die Friedrich bereits kannte.

»So!« sprach er, seinen Namen unterzeichnend. »Empfangen Sie hier aus meiner Hand eine Summe Banco mit dem Segen begleitet, den ich als Banquier zu vergeben habe, wenn Sie meine Winke beherzigen wollen! Sie sind jung, begabt, strebelustig und lebensheiter. Sie befinden sich außerdem im Besitz einer Kunst, welche der Welt schmeichelt, ohne daß sie gemeiner Mittel sich zu bedienen braucht. Und endlich haben Sie das seltene, das große Glück gehabt, ein Herz zu finden, das in der Schule des Leidens frühzeitig lesen lernte, und dabei gut und lauter blieb. Um solchen Fund, der weit mehr werth ist, als einige tausend Mark Banco, dürfen Sie Viele beneiden. Ich meines Theils beglückwünsche Sie deshalb. Ich werde Ihnen aber sehr böse werden, wenn ich hören sollte, daß Sie dies Ihnen von Gott anvertraute Herz nicht treu behütet haben! Lieber noch will ich mich trösten, wenn Sie, durch Unerfahrenheit entschuldigt, einen *faux pas* machen in der Verwaltung und Anwendung dieses Capitaless, das ich hiermit in Ihre Hände lege!«

Friedrich empfing das Papier, das ihn zum wohlhabenden Manne machte. Silbermann stand auf und reichte ihm die Hand.

»Wir sehen uns noch, ehe Sie reisen,« rief er dem Fortgehenden nach. »Darf ich Sie auch nicht zum Schemel führen – dazu wahren Sie sich wohl einen befreundeten Kunstgenossen – ein Glas auf Ihr Wohl zu füllen und zu leeren am Tage Ihrer Vermählung, das läßt sich der alte Silbermann nicht nehmen.«

EILFTES KAPITEL. ENTTÄUSCHUNG.

Baumfahl war nach Holland gereis't. Es schien ihm gerathen, weit entfernt zu sein, wenn sein Wunsch in Erfüllung ging. Peter Rallisen war ein entschlossener Mensch, das wußte er, vorsichtig mußte ihn die eigene Liebe zum Leben machen, und so durfte er ja wohl hoffen, es werde Alles in erwünschter Weise verlaufen. Machte Peter Rallisen ausgedehnten Gebrauch von seinen Weisungen, so mußte eine in tiefer Nacht zum Ausbruch kommende Feuersbrunst bedeutende Verheerungen anrichten. Sein Wohnhaus mit allen darin befindlichen Schätzen nebst seinen Büchern war dann unmöglich zu retten.

Anfangs begab sich der Rentier nach Amsterdam. Er hatte dort früher bedeutende Getreidegeschäfte unter der Hand gemacht, und wenn er jetzt sich wieder nach ähnlichen umsah, konnte dies Niemand auffallen. Ueberall ward er freundlich aufgenommen, obwohl Einzelne zurückhaltend blieben, denn daß Baumfahl in Fonds große Verluste erlitten, war doch nicht zu verheimlichen

gewesen. Sein persönliches Auftreten indeß zeugte von Sicherheit. Seine leidende Miene und eine gewisse Zerstreuung, die sich zeitweilig seiner bemächtigte, ließ sich durch den Trauerfall erklären, der sein Familienglück zerstört hatte.

Wenn Baumfahl seine sogenannten Geschäftsgänge beendet hatte, las er sehr aufmerksam die Zeitungen. Was ihn sonst darin am meisten fesselte, stieß ihn jetzt eher ab. Er warf nur widerstrebend einen Blick auf die Course. Die politischen und vermischten Nachrichten zogen ihn mehr an. Dennoch fand er nie, was er suchte, und immer legte er die neueste Zeitung verstimmt aus der Hand.

»Wenn Peter nicht Wort hielt!« murmelte er, so oft er sich allein und unbelauscht wußte. »Aber freilich, die Witterung ist dem Vorhaben nicht günstig,« fügte er, sich tröstend, hinzu, und neuen Hoffnungen sich hingebend, erwartete er den nächsten Tag.

Endlich nach zehn Tagen erhielt er durch die Adresse, welche er zurückgelassen hatte, falls ihm Wichtiges zu eröffnen sei, ein Schreiben von seinem Sachwalter, das jedoch in kürzestem Geschäftsstyl nur die Aufforderung zu schleunigster Rückkehr enthielt.

Baumfahl frohlockte.

»Der Mann will mich schonen,« sagte er. »Er denkt, mich könne der Schlag treffen, wenn ich einen glühenden Aschenhaufen da wiederfinde, wo ich ein überaus stattliches Haus mit mehreren Nebengebäuden in bestem baulichen Stande verlassen habe! Der gute Mann soll sich

nicht in mir täuschen. Ich will seinem Rufe folgen und auf den Flügeln des Windes heimreisen. Bin doch neugierig, wie mein Erbe jetzt aussieht, und was man über das Unglück, das von allen Seiten auf mich hereinstürmt, sagt.«

Sechszehn Tage gerade war der Rentier abwesend gewesen. Am Abend des sechzehnten Tages sah er aus dunkeln Nebelgewölke die wohlbekanntnen Thürme auftauchen, wie er den Strom hinaufsegelte. Am Hafen zeigte sich keine ungewöhnliche Bewegung. Ein Auswandererschiff sollte abgehen, und nahm noch Passagiere ein. Die schon an Bord Befindlichen sangen im Chor ein deutsches Lied, vielleicht um die Bangigkeit niederzukämpfen, die sich, so nahe der Abfahrt, ihrer Herzen bemächtigte.

Ein Droschkenkutscher rief ihn an. Baumfahl nickte und stieg ein.

»Wohin, Herr, soll ich Sie fahren?«

Der Rentier nannte die Nummer seines eigenen Hauses. Jetzt mußte sich's ja ausweisen, wie die Sachen lagen. Als der Kutscher die Nummer hörte, kehrte er sich rasch nach seinem Passagier um, griff an seinen Hut, und ließ das Pferd austraben.

Baumfahl senkte den Kopf auf die Brust, und sah weder links noch rechts. Es ward ihm banger und immer banger. Ein Verbrecher, den man zur Richtstätte führte, konnte nicht größere Pein leiden. Endlich hielt der Wagen. Baumfahl blickte auf – sein Haus stand da unverseht, so wohl erhalten, wie er es verlassen hatte!

»Es ist mißglückt!« murmelte er erbleichend, und seine Hände flogen. Kaum war es ihm möglich, dem Kutscher das Fuhrlohn zu bezahlen. »Sie werden Peter Rallisen ergriffen haben auf der That und der Niederträchtige hat mich verrathen!«

Der unglückliche Mann wäre gern geflohen, aber die Kräfte verließen ihn. Er war froh, daß er den Glockenzug erfassen konnte, ehe er auf den blank gescheuerten Sandsteinstufen zusammensank. Auf das Anschlagen der hellen Glocke öffnete sich die Thür. Es war ein fremdes Gesicht, in das er blickte.

»Ist keiner meiner Diener zu Hause?« fragte er matt den Fremden.

»Habe ich die Ehre, Herrn Baumfahl vor mir zu sehen?« erwiderte dieser nicht allzu ehrerbietig.

»Ich bin Baumfahl, der Besitzer dieses Erbes,« sagte der Rentier trotzig.

»Sehr wohl, mein Herr! Dann werden Sie gestatten, daß ich Sie begleite. Ihre Diener finden Sie in der Nähe Ihrer Frau Gemahlin, die von schwerer Krankheit in Folge gehabten Schreckens befallen ist. Seien Sie ganz ungenirt, Herr Baumfahl! Sie haben vollkommen freie Bewegung in Ihrer Wohnung, nur darf ich nicht gestatten, daß Sie bis auf Weiteres das Haus verlassen.«

Der Rentier wußte jetzt, wen er vor sich hatte. Fragen mochte er nicht, weil er sich dadurch zu verrathen und seine Lage zu verschlimmern fürchtete. Außerdem

machte ihn das plötzliche Erkranken seiner Frau wirklich besorgt und drängte im Augenblick jede andere Sorge zurück. Liebte er sie auch nicht zärtlich, so war sie ihm doch lange Jahre eine treue Gefährtin gewesen, die ihm nie widersprochen, ihm nie das Leben schwer gemacht und ihn – er durfte sich dessen schmeicheln – weit besser verstanden hatte, als irgend ein Anderer.

In einer Art Delirium, das ihm klares Denken unmöglich machte, stieg Baumfahl die Treppe hinauf. Er achtete nicht im Geringsten seines unbequemen, ihm auf dem Fuße folgenden Begleiters. Er fand das Entréezimmer geöffnet und hörte mit Erstaunen lachende Stimmen. Diese verstummten vor dem hellen Ton der Schelle. Gleichzeitig ward der Leibdiener sichtbar, eine Cigarre im Munde, die ihm trefflich zu schmecken schien. Der Mensch hatte es sich, wie die Andern auch, bequem gemacht. Er ging ohne Livree, in Hemdärmeln und hatte offenbar sehr gut getafelt.

Erstaunt über diese unerhörte Veränderung in seinem streng geordneten Hauswesen, fand Baumfahl keine Worte.

»r Diener, Herr,« sagte der Leibdiener, eine mehr spöttische als respektvolle Verbeugung machend, und ungenirt seine Cigarre weiter rauchend. »Gut, daß Sie wieder da sind. Man hat Sie vermißt. Es sind viele Leute dagewesen, die Sie dringend zu sprechen wünschten.«

»Meine Frau! Wie geht es meiner Frau!« stieß der Rentier heraus, dem Zorn und Angst die Zunge lähmten.

»Ach Madame!« erwiderte der unverschämte Diener. »Nun, ich denke, sie schläft jetzt. Die Geschichte hat Madame verteufelt angegriffen.«

Einen Monat früher würde der geldstolze Baumfahl ein solches Auftreten in seinem Dienst befindlicher Leute unbarmherzig mit Entlassung bestraft haben. Jetzt hatte er auf diese maßlose Insolenz kein Wort der Erwiederung, denn ein furchtbares Schuldbewußtsein drückte ihn gänzlich zu Boden. Er war froh, daß die flüsternden und kichernden Bedienten ihm nicht folgten, und der ungebetene Gast sich begnügte, vor der Thür, die zu den Gemächern seiner Frau führten, stehen zu bleiben.

Mit angehaltenem Athem betrat Baumfahl diese Gemächer. Der Duft scharfer Essenzen machte ihn aufseufzen. Eine Wärterin kam ihm entgegen, und da sie den Rentier erkannte, legte sie den Finger an den Mund, erfaßte die Hand des Verstummenden und führte ihn lautlos zum Lager der Kranken.

Baumfahl riß die Bettvorhänge hastig auseinander. Seine Frau lag, geschmückt, wie immer, künstliche Blumen in ihrem dunkeln Haar, regungslos mit geschlossenen Augen in den weichen Kissen. Ihre Hand zuckte nicht, als der Rentier sie ergriff, die Lippe blieb stumm, das Auge geschlossen, wie er ihren Namen nannte.

»Was ist geschehen?« fragte er tonlos, die Wärterin stier anblickend.

»Der Schreck, Herr Baumfahl – die Gerichtsdiener – Sie wissen ja –«

»Nichts – nichts weiß ich,« unterbrach der Rentier die ängstliche Frau. »Ich war im Auslande; ich weiß nicht, was sich hier zugetragen hat!«

Und beide Hände vor sein Gesicht legend, sank er neben dem Krankenlager der Gattin in einen Lehnstuhl.

»Der Banquerott hat Madame das Herz gebrochen, meint der Arzt,« flüsterte die Wärterin, furchtsame Blicke bald auf die Kranke bald auf den verstörten Rentier werfend.

»Der Banquerott!« wiederholte Baumfahl, den Kopf an die Kissen lehnend. »Ich bin also banquerott! . . . Und die ganze Stadt ist davon unterrichtet! . . . «

»Wußten Sie es nicht?« fragte ungläubig die Wärterin.

»Ich wußte es nicht – nicht, daß es schon so weit sei,« erwiderte der Rentier. »Ich vermuthete ein anderes Unglück. . . . «

»Ein anderes Unglück? Kann's noch ein größeres geben?«

»Nein! – Sie hat Recht! . . . Sein Vermögen verlieren – Alles zu Grunde gehen sehen – ein Bettler werden . . . ein Lump . . . ha, ha, ha, ha, ha! Nein, nein, Gräßlicheres kennt die Welt nicht!«

Vor dem schreiartigen Gelächter, das Baumfahl wider Willen ausstieß, fuhr die Kranke krampfhaft zuckend zusammen.

»Sie lebt – meine Frau lebt noch!« fuhr er etwas ruhiger fort. »O, sie soll und wird auch am Leben bleiben! . . . Ich muß mit ihr reden, ich muß mich ihr ganz entdecken! . . . Sie wird dann einsehen, daß ich nicht Schuld bin an

unserm Unglück, und mir die unaufschiebbar gewordene Reise vergeben.«

Der Bedauernswerthe beugte sich über die Kranke. Er rief sie wiederholt mit Namen, er ward sogar gegen seine Natur zärtlich, allein kein artikulirtes Wort, nur ein dumpfes Röcheln gab ihm Antwort.

Die Wärterin ging, um den Unglücklichen nicht zu stören, ab und zu. Von den Dienstboten ließ sich Keiner sehen. Nach Verlauf einer guten Stunde ward heftig an der Hausschelle gezogen. Auf Baumfahl machte dies Geräusch keinen Eindruck. Er zuckte nur unmerklich und zog die finstern Brauen dichter zusammen. Bald aber ward es laut auf dem Corridor, man vernahm die Tritte Vieler und ziemlich lebhaftes Gespräch. Die Wärterin verließ das Krankenzimmer, um zu sehen, wer so spät am Tage noch die traurige Stille des Hauses stören möge. Sie kam bald wieder zurück und berührte die Schulter des tiefgebeugten Rentiers.

»Herr Baumfahl!« sprach sie schüchtern, und an der Thräne, die an ihrer Wimper hing, ließ sich erkennen, daß sie die Bedrängniß, das Unglück des früher so geachteten Mannes schmerzlich mitempfinde. »Man wünscht Sie zu sprechen.«

»Schon gut,« erwiderte Baumfahl. »Ich stehe immer und Jedermann zu Diensten.«

»So darf ich die Herren eintreten lassen?«

»Immer herein Alles, was kommt! Es läuft auf Eins hinaus. . . . Kann mir schon denken, was sie wollen.«

Die Wärterin winkte den draußen Harrenden. Alsbald sah sich Baumfahl von einigen Herren umgeben, die er kannte. Ihr Kommen sagte ihm, was sie wollten. Auch sein Assecuranzmakler und sein Anwalt befanden sich unter denselben.

»Es beruhigt mich, Herr Baumfahl, daß Sie meinem Rufe so schnell Folge geleistet haben,« redete der Advocat seinen langjährigen Clienten an. »Ihre Rückkunft verändert wesentlich die Lage der Dinge und läßt vielleicht ein Arrangement zu.«

»Ich weiß, was Sie sagen wollen,« unterbrach Baumfahl den Anwalt. »Da ich aber ehrlich sein und bleiben will, so muß ich gestehen, daß ich die Passiva nicht zum zehnten Theil decken kann. Verfahren Sie mit mir, wie Sie müssen!«

Er stand hoch aufgerichtet vor den ihn umringenden Männern, und der alte Trotz lagerte sich wieder auf seine harten Züge.

»Dann werde ich die Ehre haben, für Sie zu handeln nach den Vorschriften der Gesetze,« sagte der Anwalt.

»Thun Sie es, ich bitte Sie darum! Ich bin sehr zerstreut, sehr unglücklich! . . . Da, sehen Sie, da liegt mein Weib, mein armes Weib, und kennt mich nicht mehr! Der Schreck über meinen Sturz hat sie des Bewußtseins beraubt. . . . Wenn sie stirbt, bin ich ihr Mörder!«

Er legte die Hand auf die Stirn der kaum hörbar Röchelnden. Sie war kalt und feucht. In diesem Augenblick rollte ein Wagen vor die Thür – der Arzt trat ein, um sich

nach seiner Patientin zu erkundigen. Er begrüßte die Anwesenden flüchtig und drückte Baumfahl mit vielsagendem Blicke die Hand. Dann betrachtete er die Regungslose und fühlte ihren Puls.

»Meine Kunst vermag hier nichts mehr,« sprach er nach kurzer Pause. »Sie werden sich als Mann zu fassen wissen.«

»Wenn ich's überlebe!« murmelte Baumfahl.

»Muth, Muth!« raunte ihm der vielbeschäftigte Arzt zu. »Es ist ein Sturm, der vorübergeht. Sie sind stark und werden ihn überdauern.«

Er ging. Der Anwalt näherte sich dem ruinirten Rentier, dessen Frau im Sterben lag.

»Haben Sie die Gefälligkeit, Herr Baumfahl, mir in Gegenwart dieser Herren Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie bis auf Weiteres Ihre Wohnung nicht verlassen wollen,« sprach der Advocat. »Sie sollen sonst in keiner Weise belästigt werden.«

Baumfahl versprach es mit Hand und Mund. Ein wahnsinniges Lächeln zitterte auf seinem fahlen Gesicht, indem er auf die Sterbende zeigte und hinzusetzte:

»Man hat mich fest gebunden. Ich muß hier die Totenwache halten!«

Die Männer entfernten sich schweigend. Baumfahl sank wieder auf den Sessel am Bett und legte sein von wilden Gedanken durchrastes Haupt an die erkaltende Wange seiner Frau. Er achtete nicht weiter auf das, was

um ihn her vorging. In seinem Unglück tröstete ihn wenigstens die Gewißheit, daß er nicht zum Verbrecher geworden war. Er wußte jetzt, daß Peter Rallisen ihn betrogen haben mußte. Wiederholt vernahm er leises Flüstern und Gehen, aber er sah nicht auf. Er wollte den letzten Seufzer seiner Frau nicht überhören. Gegen Mitternacht hatte der Tod sie erlöst.

Nun erhob sich Baumfahl. Die Wärterin saß schlafend in einer Ecke des prächtig möblirten Gemaches. Die Astrallampe mit der kostbaren Glasglocke brannte düster. Auf einem Tisch neben dem Sterbebett lagen einige Papiere. Baumfahl nahm eins derselben auf. Es war eine Rechnung. Er griff nach einem zweiten und erkannte darin ebenfalls eine Rechnung. Verächtlich lächelnd warf er sie von sich.

»Erbärmliches Gesindel!« rief er aus. »Dem Glücklichen und Reichen schmeichelt das Pack, dem Unglücklichen und Verarmten sagen sie mit schadenfrohem Grinsen, was er ihnen schuldig geworden ist. Ich will sie nicht halten – sie können gehen, Alle – Alle! Ein armer Banquerotter bedarf keines Dieners mehr.«

Die Bedienten hatten sich erlaubt, Herrn Baumfahl schriftlich zu melden, was er ihnen an Lohn schuldig sei! Um seine Bedürfnisse kümmerte sich Keiner mehr.

ZWÖLFTES KAPITEL. DIE DOPPELHOCHZEIT.

Michaelis war vorüber. Nach einigen noch sehr schönen Sommertagen traten kalte Nebel ein und rauhe Nächte, welche den Laubschmuck der Bäume auffallend

schnell bleichten. Die städtischen Bewohner des Landes mahnten diese unverkennbaren Anzeichen des nahenden Herbstes zum Verlassen ihrer Landhäuser, und bald schwankten hochbepackte Möbelwagen von allen Seiten den Stadthoren zu. Nur hie und da blieben noch einzelne sehr comfortable eingerichtete Villen bewohnt. Unter diesen befand sich auch der malerisch gelegene Landsitz Benjamin Silbermann's, ja es schien sogar, als beabsichtige der Banquier, denselben auch während des Winters entweder ununterbrochen oder doch zeitweilig bewohnen zu wollen.

Seit mehreren Tagen schon ward in den Gesellschaftsälen dieser geschmackvollen Villa emsig gehämmert. Silbermann ließ nämlich in einem der Säle ein Theater aufschlagen. Auf dieser zierlichen Privatbühne sollte am Vermählungstage seiner Tochter, der auf Ende October festgesetzt war, eine heitere Operette von Dilettanten aufgeführt werden. Den Text dazu hatte der launige Alfred Drollig verfaßt, mit der Composition war Friedrich Vollton beauftragt worden. Beide Freunde thaten ihr Bestes. Wenn dennoch kein Meisterstück zu Stande kam, so lag dies weniger an der Befähigung der jungen Männer, etwas Vorzügliches zu leisten, als an der Zerstreung, in welcher Beide fortwährend lebten. Alfred's flüchtige Natur und lebenslustiger Charakter ließ ihn schwer zu lang anhaltender innerer Sammlung kommen, und Friedrich hatte zu viele Abhaltungen, da er ja ebenfalls sich vermählen wollte, und Banquier Silbermann sich von dem Virtuosen das Wort geben ließ, an einem und demselben

Tage mit Recha seine Hochzeit zu feiern. Die einander geistig so nahe Verwandten, durch die Verhältnisse und eigenthümliche Schicksalsfügungen enger Verbundenen sollten – das war ausdrücklicher Befehl des Banquiers – eine Doppelhochzeit halten, und der reiche Silbermann rüstete den beiden glücklichen Paaren das Festin aus.

Für Alfred war der erhaltene Auftrag eine Fundgrube immer neuer Scherze, mit denen er den verliebten Freund überschüttete und nicht selten auch ängstigte. Jedes neue Couplet, das ihm der Gott der Musen bei Cigarre und Kaffee einflüsterte, trug er Friedrich mit langen Explicationen vor, um ihm zugleich den Sinn zu deuten, der darin verborgen lag oder verborgen liegen sollte. Dann wieder fragte er, ob er dieses oder jenes Versmaß am Besten brauchen könne, ob er ein Duett, Terzett oder Quartett wünsche, und dergleichen mehr, so daß Friedrich vor lauter Fragen des wortreichen Freundes kaum zum Antworten kam. Dennoch ward das Opus operatum glücklich fertig und nun hatte man alle Hände voll zu thun, die Rollen zu vertheilen und es tüchtig einzustudiren. Auch damit kam man zu Stande, und jetzt erst fand Friedrich wieder Zeit, sich zu sammeln und auf den wichtigen Tag vorzubereiten, der mit schnellen Schritten heranrückte.

Die Proben, deren Leitung Alfred übernommen hatte, wurden mit Eifer so lange wiederholt, bis Alles klappte und die improvisirte Truppe etwas in der That ganz Tüchtiges leistete. Alfred war stolz auf sein Directionstalent und unterließ nicht, oft und gegen Jedermann davon zu

sprechen. Am Meisten strich er sowohl die Composition wie seinen eigenen Text, mehr aber noch das Zusammenspiel seiner Leute, wie er sagte, gegen die etwas neidisch blickenden Collegen heraus. Ließen diese dann ihren Unmuth merken, so war ihm dies gerade Recht, denn es gab ihm Gelegenheit, noch mehr über die bevorstehende Aufführung zu sprechen.

»Aergert Euch nicht, Kinder,« sagte er wenige Tage vor der Aufführung. »Ihr hebt Euch dadurch doch nicht empor zu dem wolkenumhüllten Gipfel des Olymps, wie es Euch nicht gelingen kann, mich von dem Standpunkte herabzustoßen, den ich augenblicklich durch die Gunst Apollo's einnehme. Könnt Ihr's dem gutherzigen Gotte verwehren, daß er mir auf Zeit seine Leier abtreten will? Ist ganz und gar verlorene Mühe! Er liebt mich einmal, und Liebe, Ihr wißt es, ist bisweilen weiter nichts als die ausgesuchteste Narrheit. Werth bin ich der Liebe Apollo's nicht, das weiß ich, aber was hilft's? Ich muß doch still halten! Und ich habe eine wahre Passion, mich lieben zu lassen, wenn und wo es mir paßt. Mach's auch so, und Ihr werdet Euch vortrefflich dabei stehen!«

Wenn Alfred eine Zeit lang in so heiterer Weise gesprochen hatte, kehrte die alte Zufriedenheit wieder ein im Kreise seiner Collegen, und auch die Grämlichsten mußten zuletzt über ihn lachen.

»Ich bin halt ein Glückspilz, 's ist wahr, obwohl ich kein Geschick habe, das Glück selbst fest zu halten,« sagte er ein anderes Mal, als der Baßbuffo ihn der Leichtfertigkeit bezüchtigte und ihm vorwarf, er studire nie eine Rolle

ordentlich, sondern lasse es ruhig darauf ankommen, ob Gott oder der Teufel ihm im Fall der Noth aus der Patsche helfe. »Das konnte ich als dummer Dorfjunge schon merken,«und eben deshalb bin ich unter die Künstler gegangen. Fragt nur Friedrich, der kann's Euch sagen! Wenn mir das Butterbrod aus der Hand fiel, kam die bestrichene Seite gewiß immer oben zu liegen, ein Fall, der in der Regel bei andern Menschenkindern nur aller Schaltjahre einmal vorkommt. Daran erkannte ich, daß ich zu etwas Apartem bestimmt sei, that darum wenig, schwänzte die Schule mit Behagen und übte mich im Singen unter Vorsitz Papa Schuhu's im schattengrünen Walde. Mein Lebtage hätte ich keinen so famosen Triller singen lernen, wenn mir die Vögel das Ding nicht hundertmal ganz natürlich vorgepiffen hätten. Ihr wißt's, ich bilde mir nichts ein, auf sothane Trillerfertigkeit, und darum müßt Ihr Raison annehmen. Habt Ihr nicht andere Talente, die mir abgehen? Wer spielt besser Billard, als Wilhelm, der ja immer gewinnt, mögen wir die Leder unserer Queues kreiden oder nicht? Und wer thut's im Domino unserm jungen Liebhaber mit dem interessanten Blicke zuvor? Keiner! In solchen Künsten bin ich ein wahrer Stümper! Also laßt Jedem seine besondere Begabung, und seid zufrieden mit Gage und Spielhonorar, vorausgesetzt, daß Ihr beide pünktlich faßt!«

So konnte Alfred sich Stunden lang unterhalten, ohne weder sich noch Andere zu ermüden. Friedrich war begreiflicher Weise ein seltner Gast im Künstlerclub. Er lebte meistentheils eingezogen, und außer Clara suchte

und wünschte er keinen Umgang. Es war ihm Bedürfniß, sich zu sammeln und ganz mit sich einig zu werden. Er sollte ja ein Hauswesen gründen, das Liebste, was die Erde für ihn trug, in dieses sein Besitzthum führen, und es dessen Pflege anvertrauen. Das war schwieriger als die Einübung einer schweren Etude, denn es ließ sich nicht einmal Unterricht darin nehmen. Man mußte Alles aus sich selbst schaffen, wie der Dichter, der Componist, und wenn man fehlgriff, so war nichts mehr daran zu bessern. Das Glück allein und ein richtiges Gefühl konnte hier Führer sein.

Mit Clara besprach Friedrich Wichtiges und Unwichtiges. Sie unternahmen nichts eher, als bis sie Beide völlig gleicher Meinung waren. Auch ihren Lebensplan entwarfen Beide gemeinschaftlich. Einen Dritten fragten sie nicht um Rath, um sich nicht irre machen zu lassen. So erfuhr Niemand, auch Alfred nicht, was sie nach vollzogener Vermählung zu thun gedachten.

Der dramatische Sänger war über diese Zurückhaltung, die er nicht verdient zu haben glaubte, etwas piquirt, doch ließ er sich gegen den Freund nichts merken, um diesen nicht etwa zur Unzeit zu verstimmen. Er kannte ja seine Launen; wie aber einem Liebenden zu Muthe sei, der in seiner Braut das vollendetste Geschöpf auf Erden erblickt, vermochte er nicht zu beurtheilen. Indeß konnte er die ihm ärgerliche Zurückhaltung Friedrich's, die ihm einer Mißachtung oder doch wenigstens einer nicht zu billigen Vernachlässigung gleich kam, doch nicht ganz ungerügt hingehen lassen. Er sann sich also

etwas aus, von dem er wußte, daß es den glücklichen Freund ein ganz klein wenig sonniger werde, und schalkhaft, wie er war, rechtfertigte er sein Thun mit der Entschuldigung:

»Er hat es verdient für sein ganz tolles Verliebtsein. Sterben wird er nicht daran, aber zappeln soll er mir an meiner Angel, zappeln, daß mich's bis in die Nieren hinein kribbelt!«

Um sein Vorhaben ausführen zu können, mußte Alfred die Einwilligung Herrn Silbermann's zuvor einholen. Er zweifelte nicht, daß der Banquier seinen Einfall billigen werde, da er ja nur daraus abzielte, mehr Mannichfaltigkeit in die Unterhaltung zu bringen. In der That fand sein Vorschlag Beifall bei Silbermann, und Alfred besorgte ganz in der Stille, ohne daß irgend Jemand etwas ahnte, alles Uebrige.

Clara wünschte ohne alles Gepränge mit Friedrich verbunden zu werden, was denn auch geschah. Nur Wenige wohnten der feierlichen Handlung bei. Nach derselben verfügten sich die Neuvermählten nach Silbermann's Landhause, wo inzwischen mit ungleich größerem Glanze die reiche Recha Felix Sonderling die Hand gereicht hatte.

Beide Ehepaare empfangen die üblichen Glückwünsche, denen sich Clara lieber entzogen hätte. Denn obwohl sie keine Veranlassung hatte, an der Aufrichtigkeit derer zu zweifeln, die sie heut so entgegenkommend begrüßten, wollte es ihr doch scheinen, als befinde sie sich

nicht am rechten Platze. Die große, glänzende Gesellschaft, der immense Reichthum, der sie überall umfunkelte, machten sie ängstlich und befangen. Sie hätte sich weit lieber mit Friedrich in den Wagen gesetzt und wäre auf einige Zeit den geräuschvollen Freuden der Welt entflohen. Nur aus Liebe zu Friedrich, der sich der Gesellschaft und ihren Sitten fügen mußte, bezwang sie ihr Herz, und zeigte ein heiteres Gesicht.

Recha war eine außerordentlich liebreizende Braut. Sie ward still und laut bewundert und schien sich recht wohl zu fühlen unter den Huldigungen, die man ihr darbrachte.

Als es zu dämmern begann, ward das Zeichen zum Beginn der Operette gegeben. Man hatte viel davon gehört und Jedermann war darauf gespannt. Schon während der Ouvertüre wußte sich Friedrich von dem für ihn bestimmten Platze zu entfernen, um nicht fortwährend von Allen beobachtet zu werden. Er verbarg sich ganz hinten im Saale, während Clara eine angenehme Nachbarin in Miß Lydia Sweet erhielt. Diese junge Engländerin befand sich seit Recha's Verlobung in einer nicht angenehmen Lage. Sie war mit puritanischer Strenge erzogen und hing mit starrer Zähigkeit an ihrem religiösen Bekenntniß und ihren kirchlichen Satzungen. Deshalb konnte sie den Schritt, welchen Recha Silbermann leichten Herzens that, gar nicht begreifen. Auch Recha's Vater, dessen geistige Ueberlegenheit sie willig anerkannte, blieb ihr ein Räthsel. Gern hätte sie ihre Meinung, die in diesem Falle nur mißbilligend lauten konnte, offen ausgesprochen,

allein dies gestattete weder ihre Stellung, noch wäre es überhaupt schicklich gewesen. Und so war denn das puritanisch gesinnte Mädchen gezwungen, mit widerstrebendem Herzen eine Weihe vollziehen zu sehen, in der sie selbst nur ein großes Unglück erblickte.

Erst Clara's Gegenwart befreite Miß Lydia Sweet von der Beklommenheit, unter der sie litt. Gegen die junge lebenswürdige Gattin Vollton's, den sie als ein großes Talent verehrte, machte die Engländerin kein Hehl aus ihren Empfindungen. Sie vertraute ihr an, was sie von dem Ehebündniß Recha's mit Felix Sonderling hielt, und vertiefte sich so in's Gespräch mit der Tochter Landenberg's, daß Beide wenig genug von der Operette hörten. So ging Clara zum größten Theil der Genuß an ihres jungen Gatten heiterm Geisteswerke verloren. Der Applaus aber, den es fand, beglückte sie, und so hatte sie im Grunde einen ungleich reineren Genuß, als die meisten Zuhörer, da sie das Lob des geliebten Gatten vom Munde Vieler wieder und wieder vernahm.

Nach der Opern-Vorstellung ließ sich Alfred auf kurze Zeit sehen. Er war ganz erhitzt und schwebte des ihm ebenfalls in reichem Maße gezollten Beifalls wegen in höheren Regionen. Er suchte Friedrich auf, scherzte mit ihm und verschwand dann wieder. Die Gesellschaft war unterrichtet worden, daß noch ein Nachspiel folgen sollte. Worin dies bestand, wußte Niemand. Man erging sich in Vermuthungen und wagte die kühnsten Hypothesen. Friedrich ward unruhig. Er nahm wieder Platz neben Clara und unterhielt sich abwechselnd mit dieser und mit

Miß Lydia Sweet. Endlich zeigte die Schelle an, daß Alles bereit sei. Alfred nahm den Platz des Dirigenten im Orchester ein und die bekannten charakteristischen Klänge der Cachucha schwirrten durch den Saal.

»Ein Tanz-Divertissement,« sagte Friedrich zu Clara, »ich vermuthete etwas Derartiges. Mein Freund kann kein ernstes Gesicht ertragen auf *einer* Hochzeit, wo deren gar *zwei* auf einmal gefeiert werden, da muß es wenigstens überaus lustig hergehen. Gib Acht, Clärchen, er läßt Dir keine Ruhe! Du mußt noch mit ihm tanzen trotz Deiner Trauerkleidung!«

Clara's Blick war eine Bitte, ihrer zu schonen. Friedrich schwieg stirnrunzelnd. Hinter der Courtine rasselten Castagnetten, jetzt hob sie sich geräuschlos, und in das mystische Halbdunkel eines maurischen Hofes, den schlanke Palmen umschatteten, schwebte ein Zigeunermädchen, so glänzend, geschmackvoll und reizend gekleidet, daß ein staunendes Ah! dieser wirklich bezaubernden Erscheinung folgte.

Clara fühlte eine zitternde Bewegung der Hand, die in der ihrigen ruhte. Ihr Auge streifte besorgt das Antlitz Friedrich's. Es war ruhig, aber äußerst blaß. Sein Blick hing an der blendenden Tänzerin, die bereits unter immer lauterem Beifallsruf der Gesellschaft den spanischen Nationaltanz ausführte.

»Das Mädchen tanzt wirklich zum Entzücken,« sagte nach einiger Zeit Clara zu ihrem jungen Gatten. »Dabei ist sie, wenn die Lichter ihr nicht schmeicheln, eine seltene Schönheit.«

»Findest Du das?« versetzte Friedrich, nahm seine Lorgnette auf und folgte den graziösen Schritten der vollendeten Tänzerin.

»Du nicht, mein Freund?«

»Mich dünkt, sie ist gerade so, wie eine Tänzerin sein muß, deren Aufgabe und Wunsch es ist, Allen zu gefallen.«

Friedrich sprach die letzten Worte so, daß Alfred sie hören konnte, der während des Tanzes seinen Platz verlassen hatte und, wie es schien, absichtlich dem jungen Paare näher gekommen war.

Der Tanz war zu Ende, die Courtine rollte unter Klatschen und Bravorufen nieder. Alfred stand neben Friedrich.

»Ist's nicht ein unbeschreiblicher Hochgenuß, Signora Carità die Cachucha tanzen zu sehen?« wandte er sich lächelnd an Clara. »Unter allen Tanzvirtuosinnen Europa's gibt es keine, die sich vollendeter darin bewegt, als Signora Carità. Ich weiß, mein Freund ist ein Bewunderer aller Virtuosität, wo immer sie sich zeigt, und da mußte ich ihm doch das Vergnügen machen, ihm diesen Genuß an seinem Hochzeitstage zu verschaffen. Es hat Ihnen doch auch gefallen, gnädige Frau?«

Clara erröthete über den ihr noch ungewohnten Namen, den sie zum ersten Male vernahm und machte nur eine freundliche Verbeugung. Friedrich dagegen erfaßte die Hand Alfred's und preßte sie mit Heftigkeit, indem er ihm halblaut zuflüsterte:

»Die Virtuosität der Signora Carità konnte Dir die Freundschaft kosten! Ich bitte, Dir eine Falte in Dein Ohrläppchen zu schlagen. Nur dem braven Landsmanne, der auch zuweilen oberschlesische Einfälle hat, nicht dem Künstler hast Du meine übergroße Nachsicht zu danken! Ich hoffe, die Signora wird nicht als Gast in der Gesellschaft erscheinen.«

So mild und ruhig diese Worte gesprochen wurden, so ernst und strafend blickte das Auge Friedrich's dabei auf den lustigen Freund herab. Alfred fühlte, daß er an der äußersten Grenze des Scherzes angelangt sei, und entschlüpfte mit den Worten:

»Sei heiter und versteh' halt Spaß! Du sollst ruhig schlafen können!«

An Clara's Seite vergaß denn auch unser Freund bald die blendende Erscheinung der verführerischen Tänzerin, die ihn an einen Irrthum seines Herzens erinnerte, den er, ruhig betrachtet, mit gutem Gewissen und ohne sich Vorwürfe machen zu dürfen, belächeln konnte.

Der Rest des Abends oder richtiger ein Theil der Nacht verging Allen in heiterer Lebelust. Die Gesellschaft, durch das Talent Silbermann's auf's Glückliche gemischt, bewegte sich völlig ungezwungen. Jeder fand nach Neigung und Bedürfniß, was er wünschte und bedurfte, und als man nach Mitternacht die Tafel aufhob, riefen die lockenden Klänge der Geigen die leichtfüßige Jugend zu jenen belustigenden Reigentänzen, die Terpsichore besonders zum Ergötzen leichtblütiger Lebemenschen erfunden hat.

DREIZEHNTES KAPITEL. VOR DER VILLA.

Der Lichtschimmer, welcher die Gemächer des Silbermann'schen Landsitzes erfüllte, war weithin sichtbar. Auch die Klänge der Musik vernahm man in der stillen herbstlich kühlen Nacht in ziemlicher Entfernung. Wie immer bei Festen, welche das Glück arrangirt, hatten sich eine Anzahl Bittender in der nächsten Umgebung des Landhauses eingefunden, die von jedem fortrollenden Wagen Zoll erhoben. Glückliche, von der Freude be rauscht, sind ja gern mildthätig. Sie geben, weil sie im Ueberflusse schwelgen. Darum hielten die Bittenden an dieser Doppelhochzeit eine reiche Aerndte.

Clara und Friedrich waren unter den Ersten, welche sich aus der Gesellschaft entfernten. Sie bemerkten, in ihr eigenes stilles Glück versunken, nicht, daß unsern der breiten Einfahrt zum Landhause des Banquiers, an dem Rande einer im Herbstwind säuselnden Hecke, ein einsamer Mann saß, den Kopf auf die Brust gesenkt und beide Hände auf einen Rohrstock mit elfenbeinernem Griffe stützend.

So oft ein Wagen an dem Einsamen vorüberrollte, begleitet von einigen zudringlichen kleinen oder halberwachsenen Wegelagerern, sah er auf und schien mit seinen düstern tief liegenden Augen das Innere der eleganten Wagen durchbohren zu wollen.

»Ich glaube, mir wäre wohler, könnte ich diesen Bettlern mich anschließen!« seufzte er. »Sie wissen nichts davon. Sie treiben das Betteln als Geschäft, und wirft es

nach ihren Begriffen viel ab, setzen sie sich zusammen in irgend seine Spelunke, sind fröhlich und ausgelassen, und machen sich einen guten Tag. . . . Ich aber, ich kann und darf nicht betteln! . . . Ich muß mich behelfen, elend behelfen! . . . Ich war ja reich, sehr reich! . . . Ich meinte, an Banco könne es mir nimmer fehlen, und nun – er lachte bitter – nun habe ich nicht einmal so viel Courant, daß ich mir zwei Röcke anschaffen kann! – – Und wer ist Schuld an dieser Wandelung?«

Der Kopf des Einsamen hob sich, blickte zur Seite und sah gerade hinein in den Lichtstrom, der von dem illuminierten Portal der Villa fluthete. »Der uneigennützig genannte Jude ist es,« fuhr er grollend fort. »Seine Machinationen, seine verfluchte Pfiffigkeit, die ich in meiner blöden Sicherheit nicht begriff, haben mich zu Falle gebracht. Darum treffe ihn und sein Gelichter mein Fluch!«

Er stand auf und erhob drohend den Stock gegen das lichtumflossene Landhaus des Banquiers.

»Hört mich, Ihr bösen Mächte, die Ihr alle leichtfertigen Menschen verlockt und mit unsichtbaren Teufelskünsten in Eure Gewalt bringt! Ich verwünsche den Juden und seine gepriesene Milde! Ich will, daß er verarme, nicht schnell, sondern langsam, damit er gequält werde von Angst unaufhörlich! Gebt ihm Methusalem's Alter, und wenn ihn die Kräfte verlassen, dann stoßt ihn hinaus unter die Elenden und Krüppel und laßt ihn hilflos sterben hinter einem Zaune!«

Die Lichter über dem Portale erloschen, der letzte Wagen verließ den Platz vor der Villa. Er näherte sich dem

heftig erregten Manne, der jetzt wieder im Schatten der Hecke saß. Die glückliche Tochter Silbermann's fuhr mit ihrem jungen Gatten nach ihrem neu eingerichteten Hause. Gerade als der Wagen um die Ecke bog, blickte Recha aus dem Fenster. Sie bemerkte die unheimliche Gestalt an der Hecke und stieß erschrocken einen dumpfen Schrei aus.

»O Gott!« sagte sie, ihr Gesicht an Felix' Brust bergend. »Ich glaube, ich habe einen Geist gesehen! . . . Ist Baumfahl etwa gestorben? Mir war's, als hockte er zusammengekrümmt dort unterm Zaun – einen fast haarlosen Schädel auf dem verschrumpften Körper, und statt der Augen glimmerten Kohlen in dem Schädel! . . . Hu, mich friert! Wie kann man nur solche abscheuliche Gesichter haben!«

Felix beruhigte lächelnd die junge furchtsame Frau. Er beugte sich auch aus dem Wagenfenster, aber er sah nichts.

»Es wird eine Katze gewesen sein,« sagte er, »und die Aeste im Zaun oder Moos und Erde haben Dich getäuscht. Du bist aufgeregt, und da zuletzt des unglücklichen Mannes von Deinem Vater gedacht ward, stand seine Gestalt noch vor Deinem geistigen Auge. Dein Vater hat mein Wort. Schon Morgen werde ich seinem Wunsche nachkommen.«

Recha war schnell wieder gefaßt. Sie schmiegte sich enger an Felix und der Wagen trug das glückliche Paar in raschem Trabe der Stadt zu.

Die junge Frau hatte sich jedoch nicht getäuscht. Der einsame Mann am Erdaufwurf der Hecke war wirklich

Baumfahl. Er hatte schwere Tage verlebt und Demüthigungen ertragen müssen, die ihn bis zur Unkenntlichkeit verwandelten. Sein starkes Haar ward nicht nur grau, er verlor es fast ganz. Kahlköpfig und abgemagert, in Kleidern einhergehend, die ihm nicht mehr paßten, konnte man ihn für einen alten Mann halten, dessen Lebensstage gezählt seien.

Am tiefsten tränkte es ihn, daß er einige Wochen seiner persönlichen Freiheit beraubt ward. Kaum hatte er seine Frau ganz einfach neben den Sohn beerdigt, so mußte er in's Gefängniß wandern. Seine Gläubiger konnten dem ehemaligen Rentier mit Fug und Recht großer Fahrlässigkeit bezüchtigen, und er durfte sich noch glücklich preisen, daß er mit einer kurzen Haft davon kam. Inzwischen verfiel sein ganzes Eigenthum dem Hammer. Man war noch großmüthig und nahm Rücksicht auf die Verhältnisse des, wie sich nicht bestreiten ließ, in den letzten Monaten auch vom Unglück verfolgten Mannes, und entzog ihm wenigstens nicht die nöthigen Mittel zum Leben. Mit der Erlaubniß, wieder ungestört seinem Gewerbe nachgehen zu dürfen, erhielt Baumfahl die Freiheit. Aber der an Ueberfluß gewöhnte Mann fühlte sich nun erst recht unglücklich. – Was sollte er beginnen? An wen sich wenden? Ein eigentliches Geschäft, wozu Kenntnisse erforderlich waren, hatte er nie betrieben. Speculiren und mittelst glücklicher Speculationen, gleichviel, ob diese gesetzlich erlaubt oder streng verpönt waren, Geld verdienen, war von jeher die Aufgabe seines Lebens gewesen.

Nun aber kehrte ihm das Glück den Rücken, sein Reichtum zerrann ihm unter den Händen, und mit dem Verlust des Geldes ging ihm auch das Talent und der Muth, neue Schätze zu sammeln, verloren.

Die Ueberzeugung, daß er nicht mehr die Kraft und das Selbstvertrauen besitze, von Neuem sich eine behagliche Existenz gründen zu können, erbitterte Baumfahl gegen die Menschen. Er haßte jetzt die Reichen fast noch gründlicher, als er früher die Armen verachtet hatte. Niemand aber war ihm ein größerer Dorn im Auge, als der vorsichtige Silbermann! Der Zufall fügte es, daß schon am Tage nach seiner Entlassung aus der Haft die Tochter dieses Mannes sich mit Felix Sonderling verheirathete. Jedermann sprach von dieser glänzenden Partie und von dem nicht weniger eigenthümlichen, wenn auch viel bescheideneren Glücke, das der Virtuose Friedrich Vollton am gleichem Tage sich erringe.

»Die Lumpe kommen zu Geld und Besitz, und die Wohlhabenden, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit etwas erworben haben, werden Lumpe!« sagte er voll Gift und Galle. »Ich merk' es, die Welt wird altersschwach, und wie die Regierungen auf Erden nichts taugen, so geht's im Welthaushalte ebenfalls bunt über Eck'. 's ist Zeit, daß der ganze Trödel an einen im Wege liegenden Eckstein prallt und auseinander fällt. Begreif's nicht, wie der jüngste Tag so lange auf sich warten läßt!«

In seiner wüsten und grundlosen Erbitterung beschloß Baumfahl, die Freude im Hause des Banquiers zu stören. Er wollte dort eindringen, dem reichen Juden fluchen und damit einen Feuerbrand in das eben errichtete Haus des Tochtermannes schleudern, der es möglicherweise, wenn nicht von Grund aus zerstören, doch mit Dunst und Brandgeruch erfüllen konnte. Nur seine körperliche Hinfälligkeit und wohl auch der Gedanke an die mit Peter Rallisen besprochene Frevelthat, die ihn entmuthigte, verhinderte den Ergrimmtten, Haßerfüllten, an der Ausführung seines teuflischen Vorhabens. Der Glanz der Freude blendete die Augen des gebrechlichen Mannes. Er wagte sich nicht bis in den Vorhof der illuminirten Villa. Draußen am Zaun knickte er zusammen und begnügte sich, Flüche zu murmeln, und jedem Wagen Verwünschungen nachzurufen. –

Falbes Roth färbte den östlichen Himmel, als Baumfahl müde und übernächtigt an die noch verschlossene Thür eines Kruges pochte. Er forderte ein frugales Frühstück, das er hastig genoß. Dann legte er beide Arme auf den Tisch, ließ den Kopf darauf sinken und entschlummerte. Die Sonne schien durch fliegendes Gewölk, als er gestärkter wieder erwachte. Er berichtigte seine Zeche und verließ den Krug.

Aus dem Rückwege nach der Stadt überschlug Baumfahl seine baaren Mittel und berechnete, wie lange er wohl davon werde leben können. Das Resultat seines Nachdenkens war kein erfreuliches. Er sah ein, daß er irgend etwas ergreifen müsse, wenn er nicht früh schon

in Noth gerathen und zuletzt wohl gar Hungers sterben wolle. Aber wie er sich auch anstrengte, er blieb immer wieder an *einem* Worte, das stets auf seiner Zunge schwebte, hängen.

»Speculiren! Speculiren!« lautete der ewige Refrain, der fort und fort in seiner gelddurstigen Seele klang.

»Ich werd' es versuchen! Ich muß es probiren!« rief er sich ermuthigend zu. »Es haben's ja Viele vor mir gethan und sind dabei geachtete Männer geworden! Und wozu hätte man's denn erfunden und gestattet es immer wieder von Neuem, wenn courageuse Menschen die Hand nicht darnach ausstrecken sollten?«

Am Abend desselben Tages verließ Baumfahl Hamburg und wendete sich dem Süden zu. Felix Sonderling, welcher von seinem Schwiegervater den Auftrag erhalten hatte, dem wieder frei Gewordenen zu eröffnen, daß der Banquier nach genommener Einsicht in die Verhältnisse Baumfahl's und deren vorläufige Regelung, gern bereit sei, demselben einen hinreichenden Credit zu geben, damit er in Unternehmungen, die er für gewinnbringend halte, nicht behindert werde, fand seine Wohnung verschlossen. Von dem Hauswirthe erfuhr er Baumfahl's Abreise. Wohin dieser sich gewendet, hatte er dem Wirthe nicht vertraut, eben so wenig, ob er bald oder erst nach längerer Zeit zurückkehren werde. Letzteres war anzunehmen, da Baumfahl das Logis, das er nur interimistisch bezog, weil es gerade leer stand, aufgegeben hatte.

Felix Sonderling bedauerte diese übereilte Abreise des früheren Rentiers. Er würde ungesäumt an ihn geschrieben haben, hätte er seine Adresse ermitteln können; denn es freute ihn, daß Silbermann seine und seines Bruders Ansicht theilte, und der junge Gatte glaubte seine Ehe nicht besser einweihen zu können, als wenn er sie im Geiste seines Schwiegervaters mit einer uneigennützigem wohlthätigen Handlung antrat. Wie angelegentlich aber auch Felix sich nach dem Verschwundenen erkundigte, Niemand konnte ihm sagen, wo derselbe geblieben sei.

VIERZEHNTE KAPITEL. DIE FREUNDE AUF REISEN.

Wir überspringen eine Zeit von mehreren Monaten. Die Erde hat sich wieder mit dem jungfräulichen Gewande des Lenzes geschmückt, und mit der Rückkehr der Zugvögel nach Europa beginnen auch die Bewohner der nördlich gelegenen Länder ihre Wanderungen nach dem Süden.

Der Rhein war nie besuchter von Reisenden, unter denen die Engländer unbestritten die Mehrzahl bildeten. Jedes zu Berg fahrende Dampfschiff hatte deren eine große Menge an Bord; und es gab keinen romantisch gelegenen Ort an dem herrlichen Strome, wo nicht einige Touristen aus dem britischen Inselreiche ausstiegen, um zu bewundern, schweigend zu genießen und mit einem der nächsten Fahrzeuge ihre Reise wieder fortzusetzen.

Aber auch an Deutschen, welche die berühmten Ufer des schönsten Stromes ihres Vaterlandes besuchen und

in der historischen Romantik seiner Burgen sich zurückversetzen wollten in vergangene Jahrhunderte, fehlte es nicht. Zu diesen Vergnügungsreisenden gesellten sich gastirende Kunstjünger aus verschiedenen großen Städten des zerstückelten Deutschlands. Diese führte ein erhaltener Ruf nach dem katholischen Köln, Jene wollten im goldenen Mainz, noch andere im Banquierreichen Frankfurt Ruhm und Geld verdienen. Sie machten kein Hehl daraus und theilten einander ganz offen die Bedingungen mit, unter denen sie sich mit den betreffenden Bühnendirectoren geeinigt hatten. Auch die Bäder gingen nicht ganz leer aus, besonders schien Wiesbaden für einige dramatische Künstler eine bedeutende Anziehungskraft zu haben.

Auf einem nicht allzu stark besetzten Dampfschiffe, das aus Rotterdam kam, war ein junges Paar der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Jeder bemühte sich, der von Anmuth und Jugendfrische strahlenden Frau Aufmerksamkeiten zu erweisen, während der Gemahl derselben immer einen Kreis von Männern um sich hatte, die sich lebhaft und heiter mit ihm unterhielten. Als das Schiff bei Köln anlegte, standen eine Menge Harrender oder Neugieriger an der Schiffsbrücke. Die mit so auffallender Aufmerksamkeit behandelten Reisenden wollten ein paar Tage in der altberühmten Stadt verweilen, empfahlen sich der übrigen Reisegesellschaft und betraten das Ufer. Plötzlich fühlte sich der junge Mann von hinten festgehalten, ein paar Hände legten sich über seine Augen und eine wohlbekannte Stimme rief lachend:

»Nun sag' halt, wer hinter Dir steht, alter Junge, wenn Du 'was mehr kannst als Brod essen und den Fiedelbogen auf Colophonium wichsen!«

Eine rasche Wendung befreite Friedrich Vollton – denn er war es – von der unbequemen Umarmung, eine zweite zeigte ihm Alfred's schalkhaft lachendes Gesicht.

»Grüß' Gott!« sprach der Virtuose. »Also noch immer der Alte! Wo kommst Du her?«

»Das möcht' ich Dich fragen,« erwiderte in munterster Laune der dramatische Sänger. »Ich halte hier Station, obwohl die Stagione noch nicht angegangen ist, Du aber scheinst in der Welt herum zu vagabundiren, wie ein Charlatan oder Quacksalber, was man Dir freilich nicht verdenken kann, da Du in Deiner schöneren Hälfte eine jedenfalls überaus glückbringende Begleiterin hast.«

Damit begrüßte er die anmuthig erröthende Clara in einer Weise, die eben so galant als drollig war.

»Wenn ich Dein Kauderwälsch recht verstehe, so gibst Du Gastrollen,« sagte Friedrich. »Hoffentlich bist Du zufrieden.«

»Vorzüglich, weil ich muß,« versetzte in unverwüstlicher Laune Alfred, legte *sans façon* Clara's Arm in den seinigen, nahm einen derben Gassenjungen ächt Kölnischen Schlages mit heftigem Ruck den Reisesack seines Freundes ab und nannte dem nebenstehenden Kofferträger das Hôtel, nach dem er die Reisenden geleiten sollte.

»Aber Du weißt ja gar nicht, ob ich da logiren will,« sprach Friedrich.

»Gleichviel, *ich* logire da,« versetzte Alfred. »Wo ich mich aber einquartiere, da ist gut leben, das weiß ich. Und wo ich zufrieden bin – nämlich mit *Table d'hôte*, Bett, Zimmer, Frühstück und Aufwartung – da verdirbst Du nicht. Also nur vorwärts! Deine Frau hat hier guten Ankergrund. Bei einer Flasche Liebfrauenmilch wollen wir unsere Herzen erleichtern.«

Was war da zu machen! Friedrich mußte den lustigen Tollhäusler gewähren lassen, und Clara, die sonst nicht gerade allzu großen Gefallen fand an Scherz und Uebermuth, konnte dem wunderlichen Freunde unmöglich böse sein.

Im Hôtel angekommen, setzte Alfred sofort ein paar Kellner in Bewegung und benahm sich, als sei er selbst der Hausherr.

»Nummer 3 und 4 für diese Herrschaften! – nicht gemuckst, ich bitte –! Es *ist* möglich, ich weiß es! Heute Morgen sind beide Zimmer leer geworden. Und ich bringe hier Goldfische, ächte Goldfische, sag' ich! Also frisch vorwärts!«

Während der eine Kellner den Fremden voraneilte, die langsam folgten, raunte Alfred einem zweiten leise andere Aufträge zu. Dann sprang er den Freunden nach.

»Zugreifen, sag' ich Dir, zugreifen ist die Hauptsache, besonders hier am Rhein. Es sind ein paar Zimmer, die ich für Euch erobere, magnifique eingerichtet, weshalb man sie gern durchreisenden Fürstlichkeiten oder Durchlauchten reservirt. Du bist auch ein Fürst, ein Fürst vom

Fiedelbogen, und als solcher hast Du ein Recht, die allergrößten Ansprüche zu machen. Na, wie gefällt das, Madame Vollton – oder bist Du etwa schon Chevalier geworden? – Ist's nicht eine Aussicht, daß man wünschen möchte, sich Abends bei Mondschein in eine Loreley verwandeln zu können? – Gut denn, ich seh', Ihr seid leidlich zufrieden. Und nun nochmals grüß' Gott, willkommen am Rhein und alaaf Köln!«

Clara konnte es nicht verhindern, daß der quecksilberartige Mann ihr einen flüchtigen Kuß raubte.

»Thu' mir den Gefallen, Alfred,« sagte Friedrich, »und sprich endlich einmal, wie ein vernünftiger Mensch! Die Bedienung muß ja wahrhaftig glauben, wir gehören einer Thierbändiger- oder Kunstreitergesellschaft an.«

»Laß sie glauben, was sie will, wenn sie nur thut, was sie soll! Und das hat sie noch nicht vergessen, wie ich sehe; denn hier kommt, was das Herz erquickt und den Mund beredt macht.«

Ein Kellner trat ein mit Wein und Gebäck, deckte behend einen Tisch und fragte, ehe er sich entfernte, ob die Herrschaften noch sonst etwas zu befehlen hätten.

»Vorläufig nicht, aber es ist nicht undenkbar, daß es späterhin geschieht,« gab Alfred zur Antwort. Darauf schenkte er den funkelnden Wein in die gelblich grünen Römer, ergriff einen derselben und sagte:

»Die Kunst, die göttliche, und ihre Jünger, die sich durch sie Göttinnen dieser Welt erobern, soll leben, ein-, zwei-, dreimal ›Hoch!‹«

Die Freunde stießen an, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Alfred hatte eine Menge Fragen an Friedrich zu stellen, welche dieser ausführlich beantwortete. So erfuhr er denn, daß sein Freund mit vielem Beifalle in Oldenburg, später in den größten Städten Hollands Concerte gegeben und im Haag sogar auf besonderes Verlangen am Hofe mit Auszeichnung gespielt habe. Jetzt war er im Begriff, in Deutschland sein Glück zu versuchen, und zwar wollte er zuvörderst in einigen der frequentirtesten Badeorte auftreten.

»Nun aber laß hören,« fuhr er fort, »wie es Dir und den Freunden in Hamburg gegangen ist? Zu meinem Bedauern und, ich darf wohl auch sagen, zu meiner Verwunderung habe ich sehr wenig während des Winters von dort vernommen, was freilich zum Theil mit an mir selbst lag, denn ich konnte nie mit Bestimmtheit angeben, wo ich weilen oder wohin ich mich wenden würde.«

»Richtig,« erwiderte Alfred, die Gläser auf's Neue füllend. »Wenn ein Mensch Deiner Begabung ein Bissel nachdenkt und nebenbei ehrlich sein will, da trifft er halt immer den Nagel auf den Kopf! Soll ich nun nach der Schnur erzählen oder wie's mir just zu Sinne ist? Beides ist möglich, angenehm und unterhaltend aber und zugleich weniger angreifend nur das Letztere.«

»Machen Sie sich's ja bequem, Herr Drollig,« bat Clara, mit ihrem Glase anklingend und die feinen Rosenlippen mit dem feurigen Weine benetzend. »Ich bin eine Freundin der Ungezwungenheit. Wenn Sie erzählen, wie es Ihnen um's Herz ist, so werde ich glauben, Sie phantasiren,

und es wird mir recht wohl, recht ›heimlich‹, wie man in Schlesien sagt, dabei werden.«

»Frauenwunsch ist mir Befehl,« sagte Alfred, stieß mit Friedrich an und begann.

»Vor Allem hab' ich Euch mitzutheilen, daß ich gewissermaßen die höchst angenehme, aber keineswegs einträgliche Rolle – denn sie kostet mich ein Heidentrinkgeld – eines gern gesehenen Hausfreundes bei Felix Sonderling spiele. Madame Recha Sonderling, geborene Silbermann, hat eine Art Leidenschaft für die Musik, seit Miß Lydia Sweet, ihre englisch parlirende Freundin durch einige unzarte Bemerkungen über Ehe, Religion und Gesetz ihre Gunst etwas zu verscherzen das Unglück gehabt. Madame Felix Sonderling – wie meine freien Hansestädter allgemein zu sagen belieben – spielt mit einiger Gewandtheit Fortepiano und entwickelt unter meiner Anleitung interessante Anlagen zum Singen, obwohl ich durchaus nicht behaupten will, daß sie als Prima Donna jemals Glück machen würde. Diese meine erste und leider auch einzige Schülerin – ich bin nämlich zu liederlich oder nachlässig, um mir übertragene Stunden pünktlich einzuhalten, weil ich diabolisch gern Turtle-soup, Krebspastete, Nierenragout und dergleichen gute Dinge mehr esse, und in Folge dieser kostspieligen Eigenschaft von meinen Herren Collegen den höchst poetischen Namen ›Kellerschnüffler‹ erhalten habe – besagte Schülerin also hat häufig Nachfrage nach Euch gehalten. Am Meisten schien es die christliche Jüdin zu interessieren, wie wohl das Befinden der Frau Friedrich Vollton

sein möge, und werde ich es mir nicht nehmen lassen, schon mit nächster Post meine hochsinnige Gönnerin respectvollst davon in Kenntniß zu setzen.«

»Sie sind überaus gütig, Herr Drollig,« fiel ihm hier Clara in's Wort, »indeß bedaure ich, daß Sie meiner Beschützerin nichts Neues damit melden können. Ich erlaubte mir nämlich, sowohl aus dem Haag wie von Amsterdam aus der trefflichen Frau zu schreiben. Falls meine Briefe nicht etwa unterwegs verloren gegangen sind, habe ich Hoffnung, hier eine Antwort vorzufinden, und deshalb möcht' ich –«

»Doch wohl nicht eigenfüßig auf die Post gehen?« fiel Alfred ein. »Gebe ich nicht zu, und wenn Sie mir drohen sollten, mich durch Mißachtung zu tödten! Hier vom Rhein nach der Post ist's eine halbe Tagereise, und wenn Sie Bekanntschaft gemacht hätten mit dem Pflaster der guten Stadt Köln, so würden Sie sich eher entschließen, den Chimborasso zu besteigen, als eine Wallfahrt zu Fuß durch die hiesigen Straßen anzutreten. Zur Besorgung solcher Pflichtgänge hat man Hausknechte. Sie erlauben deshalb, daß ich einen dieser dienstbaren Geister um 2 Silbergroschen pro Weg damit beauftrage.«

Ohne eine Antwort von Clara abzuwarten, zog Alfred die Glocke, ließ sich dann ihre Karte geben und instruirte den ungewöhnlich schnell erscheinenden Kellner.

»Du hast die Leute hier gut im Schuß,« meinte Friedrich.

»Ist nicht mein Verdienst, Herzensjunge, sondern das der Kellner-Hochschule, die bekanntlich am Vater Rhein ihren Sitz hat.«

»Wie geht es denn jetzt Baumfahl?« fragte der Virtuose. »Der Mann bleibt mir doch immer wichtig, ja gewissermaßen eine Hauptperson, denn ohne ihn, was wäre ich!«

»Was wär' ich ohne Dich gewesen!« declamirte mit schwärmerischem Auge der dramatische Künstler, maßigte sich aber gleich wieder, da er fühlte, daß er das begeisterte Lied des religiösen Sängers profanisirte.

»Ich bedaure, mein Freund, daß ich über diesen Mann nichts zu berichten habe,« versetzte er. »Seit seiner Abreise hat ihn Niemand wieder gesehen, kein Mensch ein Wort von ihm gehört. Er ist gänzlich verschollen, und allgemein nimmt man an, er möge sich, gebrochen von dem Schicksal, das ihn getroffen hat, das Leben genommen haben.«

Clara zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern.

»Hätte der Unglückliche die Menschen richtig zu beurtheilen gewußt,« sagte sie, »so würde er jetzt wieder geachtet unter ihnen dastehen. Herr Silbermann wollte ihn ja so großmüthig unterstützen, und die Gebrüder Sonderling, um die Baumfahl es freilich nicht verdient hatte, waren ebenfalls erbötig, durch ihre Vermittelung den Mann zu halten und möglichst wieder aufzurichten.«

»Das sind überhaupt ein paar ganz besondere oder sonderliche Menschen,« versetzte Alfred. »Du weißt doch

noch, Friedrich, daß Du unmittelbar nach Deiner Ankunft in Hamburg so heftig am Mitleidsfieber littest, und jedem bettelnden Schreihalse die Hand versilbern wolltest? Das frierende Pärchen am Jungfernstiege, dessen Du Dich damals so gerührt annahmst, macht durch die Unterstützung der Gebrüder Sonderling möglicherweise noch Carrière. Dorthe hat sich ganz propre herausgeputzt und lernt jetzt bei Recha die schwere Kunst, als gewandte Zofe sich durch's Leben zu schlagen. Paul, ihr Bruder, ist ein hübscher Bengel, der ein großes Zahlentalent besitzt, weshalb ich fast vermuthete, der ältere Sonderling, der ihn mehr und mehr in's Herz schließt, wird ihn am Ende noch adoptiren. Das Wunderlichste von Allem aber ist, daß die beiden Geschwister ganz unvermuthet zu einem kleinen Vermögen gekommen sind.«

»Wie kann das angehen?« sprach Friedrich.

»Das haben sie Baumfahl zu verdanken, Baumfahl's Freigebigkeit.«

»Du scherzest!«

»Ganz und gar nicht! Baumfahl ist wirklich Veranlassung, daß die Kinder jetzt Geld besitzen! Es kam just nach Ausgang der Elbe die erste amerikanische Post zu Wasser an mit ziemlich viel Briefen und Contanten. Unter den Briefen befindet sich auch einer, welcher die wunderliche Adresse trägt ›An Peter Rallisen's Frau, im Keller links, Abends nach zehn zu Hause‹. Ihr könnt denken, daß diese Adresse nicht lange ein Geheimniß des Postbotens blieb. Rallisen war verschwunden. Die Polizei suchte lange nach ihm, denn er hatte Mancherlei bei ihr auf

dem Kerbholze. In dem Briefe nun liegt eine vollkommen giltige Anweisung auf ein Banquierhaus, die jedem seiner Stiefkinder dreihundert Mark gibt. Bemerkt ist dabei, Baumfahl habe ihm (Peter Rallisen) dies Geld geschenkt, damit er ein ehrlicher Mann werden solle. Er sei bereits auf gutem Wege, habe ausreichenden Verdienst in Amerika gefunden, und brauche das Geld nicht mehr. Deshalb sende er es den Kindern seiner Frau, und wünsche Allen viel Glück und wohl zu leben.«

»Hielt man denn diese Geschichte für wahr? fragte Friedrich.

»Gewiß! Peter Rallisen hatte Geld von Baumfahl erhalten, vielleicht auch erzwungen. Man munkelte mancherlei. Aber das sind Dinge, von denen man besser nicht spricht, weil sie sich nicht beweisen lassen.«

»Wir wollen uns deshalb auch nicht den Kopf darüber zerbrechen,« meinte Friedrich. »Laß uns jetzt, wo ein günstiger Stern uns wieder zusammenführt, lieber überlegen, wie wir es anfangen, um einige Zeit gemüthlich zusammen zu bleiben. Du willst in Wiesbaden gastiren, ich gehe nach Homburg vor der Höhe, wohin ich eingeladen bin. Beide Orte liegen nicht weit von einander entfernt, und wenn wir unsere Zeit gut benutzen, können wir meiner Ansicht nach wöchentlich ein paar Tage entweder in Homburg oder in Wiesbaden ganz ungenirt verbringen. Es kommt nur auf Dich an, ob Du es vorziehst, uns zu besuchen, oder ob wir von der Höhe zu Dir in's Thal hinabsteigen sollen.«

Alfred machte ein höchst verlegenes Gesicht.

»Meinst Du wirklich, daß dies nur auf mich ankomme?« sagte er zaudernd.

»Hoffentlich bist Du Herr Deines Willens.«

»Nicht immer, denn – denn ich bin nicht allein.«

»O das ist köstlich!« sprach Clara erheitert, denn Alfred's ganzes Aussehen verrieth, daß er ein Geheimniß habe und durch Friedrich's Aufforderung in Verlegenheit gesetzt werde. »Ich wette, Sie haben sich verlobt!«

»Bitte um Entschuldigung, gnädige Frau, ich gehöre noch zum Orden der Freien.«

»Und doch hast Du keinen Willen?« lachte Friedrich.

»Wie soll man das verstehen?«

»Ich reise in Begleitung.«

»Ei so sprich mit dieser Begleitung oder noch besser, mache uns mit ihr bekannt. Man darf sich doch wohl gegenseitig kennen lernen?«

»Ist durchaus nicht nöthig, alldieweil Ihr Euch schon kennt.«

Friedrich heftete einen forschenden Blick auf den Freund, und die Art, wie dieser die so an ihn gestellte Augenfrage beantwortete, erheiterte den Virtuosen über die Maßen.

»Mein Weibchen hat es dennoch getroffen,« sprach er munter. »Bist Du auch nicht verlobt, so bist Du doch verliebt, und was mehr sagen will und mich ganz ungemein amusirt, Du hast auch bereits genaue Bekanntschaft gemacht mit dem Scepter, welcher eigentlich nur einer guten bürgerlichen Hausfrau, nicht aber einer schwärmerischen Geliebten zukommt.«

»Du hast ein Recht mich zu foppen; ich habe es wohl verdient.«

»Darf man denn gratuliren?« fragte neugierig Clara.

»Wozu, meine Gnädige?«

»Nun zur baldigen Verlobung. Wenn man in Gesellschaft mit einer erklärten Geliebten reis't, so versteht es sich doch wohl von selbst, daß man alsbald auch Verlobungskarten herumschickt.«

»Sie sind wirklich ein Muster von einer Frau und, woran gar nicht zu zweifeln ist, ein Engel als Gattin,« versetzte Alfred, wiederum in seinen launigen Ton verfallend. »Aber ich bitte, nicht zu vergessen, daß nur Wenige auserwählt sind! Die Nichtauserwählten, zu denen ich zu gehören verurtheilt bin, können sich nicht zu den reinen Aetherhöhen der Liebe erheben, in denen die Rosenbänder der Verlobung von Engelhänden gewoben werden. Leute meines Charakters und meiner sündigen Menschennatur verheddern sich nur! Sie lieben, aber sie können in alle Ewigkeit nicht heirathen. Unsere aus dem Sündenfalle entstandene Liebe reicht nicht aus, um uns das Wesen, das es uns angethan hat, zierlich in Sammt und mit Goldschnitt verbrämt als Braut einbinden zu lassen, wir bringen's, wenn's sehr hoch kommt, nur bis zu einer zart gefalzten und sauber broschirten Geliebten in buntem Farbendruck.«

»Begnügt sich denn Signora Carità mit einer so untergeordneten Stellung?« warf Friedrich ein, da er bemerkte, daß Clara die lustigen Aeüßerungen des ausgelassenen Freundes mit einiger Mißbilligung vernahm.

»Welche Frage!« erwiderte Alfred. »Als hochfliegendes oder vielmehr hochspringendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft kann sie ein anderes Verhältniß weder wünschen noch ertragen. Was sich vom Standpunkte des Moralisten dagegen sagen läßt, weiß ich sehr genau, geändert aber wird durch alles Predigen und Lamentiren doch nichts. Uebrigens habe ich große, ja wahrhaft erhabene Beispiele für mich, und da ich das Geniale verehere, so werde ich vor dem Richterstuhle aller Geistreichen, zu denen doch ohne alle Frage auch der Weltenrichter gezählt werden muß, Gnade finden oder wenigstens einen sehr milden Spruch zu erwarten haben. Griffe es nicht gar zu weit in die dunkeln Anfänge der Geschichte zurück, so könnte ich bei meinen unheiligen und heillosen Liebhabereien auf die drei Erzväter mich berufen. Ich will mich aber lieber an das mehr Beglaubigte halten, und da sind die heiligen jüdischen Könige, der fromme David und der weise Salomo, wie die Herren Theologen sagen, durchaus keine verächtlichen Vorgänger. Sie liebten mit Geschmack, und um sich einen guten Geschmack anzueignen, bedarf es langer Uebung und vieler Auswahl. Darum auch war der weise Salomo ein so wählerischer Geselle. Auch das aufgeklärtere Heidenthum trotz seiner Blindheit sah dies ein, wie das deliçiöse Wort des römischen Dichters »*variatio delectat*« genügend beweist. Seid Ihr noch nicht zufrieden, so kann ich mit einer Menge anderer Beispiele meinem Thun Relief geben. Die Geschichte ist in dieser Beziehung nicht arm an wahrhaftigen Ueberlieferungen. Ich sehe aber schon, Deine Frau

gibt mir Recht. Sie erklärt sich für befriedigt, und so denke ich denn mit dem vollen guten Bewußtsein und erheirathetem Recht eines wirklichen Ehemannes, ohne meine immer links abschweifende zärtliche Gebieterin zu beleidigen, die Zusage geben zu dürfen, daß wir – nämlich Signora Carità in meiner Begleitung – eine Woche zu Euch, und Ihr sittsamen Eheleute die andere Woche zu uns kommen mögt. Signora Carità wird gewiß sehr glücklich sein, einen so warmen Verehrer ihrer sublimen Kunst von Angesicht zu Angesicht wieder zu sehen.«

Die scherzhafte Art, mit welcher der dramatische Künstler sein Verhältniß zu der schönen Tänzerin zu rechtfertigen wußte, versöhnte die strenger urtheilende Clara. Auch war sie begierig, eine Frau, die allgemein für eine Schönheit galt und die schon so viele Männer berückt hatte, etwas näher kennen zu lernen. Sie war es deshalb zufrieden, daß der unterhaltende Alfred sich mit seiner verführerischen Begleiterin ihnen als Reisegefährten anschliese, und da ihr erstes Zusammentreffen mit Signora Carità Clara befriedigte, die Tänzerin es außerdem verstand, sich angenehm zu machen, so bot die Reise stromaufwärts Allen Genuß, und die Reisenden erreichten allseitig befriedigt Wiesbaden. Hier trennte sich Friedrich mit seiner Frau von den sorglosen Künstlern, eilte nach Homburg vor der Höhe, und entzückte die dortige Gesellschaft mit den Zaubertönen seines Geigenspiels. Das durch kurze Unterbrechungen immer an Unterhaltungsstoff neu gewinnende Zusammensein der Freunde, die ihr Abkommen gewissenhaft hielten, währte

einen vollen Monat. Nach Verlauf dieser Zeit ging Friedrich nach Frankfurt, Alfred mit seiner Geliebten nach Mannheim. Als Rendezvous für den Juli wurde das fashionable Baden-Baden bezeichnet. Dort wollte man aber nicht ›arbeiten‹, wie Alfred sich ausdrückte, sondern nur genießen und gleich den Vornehmen, die aus dem Nichtsthun Geschäft machen, auf großem Fuß leben!

FUNFZEHNTE KAPITEL. BEGEGNUNG AM SPIELTISCH.

Frankfurt hielt unsern Freund länger fest, als er wünschte. Das Glück war ihm hier noch günstiger, als an andern Orten. Er gab zwei ungewöhnlich stark besuchte Concerte, und als er seinen Verdienst überschlug, fand er, daß er eine nicht unbeträchtliche Summe für künftige vielleicht weniger einträgliche Zeiten zurücklegen konnte.

»Da ich wenig Talent besitze, mit Geld umzugehen,« sagte er zu Clara, »wird es gut sein, ich schaffe es fort. Du könntest an Recha schreiben. Felix Sonderling versteht das Mehren jedenfalls viel besser als ich. Ich gebe es ihm in die Bank, auf sein Bankfolio. Auf solche Weise komme ich doch noch zu Banco. Wer weiß, wo einmal ein Tag erscheint, der uns mit bösem Auge anblickt! Dann soll dies Banco, das redlich erworben ward, unser Retter sein.«

Clara billigte den Vorschlag ihres Gatten. Sie schrieb an Recha, erzählte der fernen Freundin ihre jüngsten Erlebnisse, vergaß nicht, abermals nach dem verschollenen

Baumfahl zu fragen, und pries schließlich das Glück ihrer Ehe.

»Bis zum Schluß der Saison,« hieß es am Ende ihres Briefes, »gedenkt mein Herzensmann in Baden-Baden zu verweilen. Er freut sich schon jetzt auf diesen Aufenthalt, mehr noch auf die Parteen, die wir zusammen machen wollen. In dem romantischen Schwarzwalde soll ich die Wunder der Bergwelt kennen und begreifen lernen. Diese sollen mich vorbereiten auf die Heimath meines Friedrich, die wir zum Herbst besuchen. Wahrscheinlich bringen wir den ganzen Winter in Breslau zu. Vorher aber wird mich Friedrich seinen Aeltern vorstellen. Darnach sehnt sich mein Herz unendlich. Die alte Mutter meines guten Mannes muß eine Prachtmama sein. Sie sollten nur einen ihrer herzigen Briefe lesen! Da ist nichts gemacht, nichts unächt. Alles quillt und sprudelt aus einem von Liebe überströmenden glücklichen Mutterherzen, wie das kristallhelle Wasser aus den granitnen Brüsten ihrer Berge. Wie es aber solcher glücklichen Mutter zu Muthe sein mag, sieht sie ihr einziges Kind geehrt und geliebt von der Welt, das kann man doch wohl erst dann ganz begreifen, wenn man selbst Mutter ist! Ob wohl Gott, der uns Beide doch so lieb gehabt hat, uns auch würdig erachten wird, dieses Glückes dereinst theilhaftig zu werden? ... Ihrem hochverehrten Herrn Vater sende ich die respectvollsten Grüße! Fahren Sie ja fort, mir immer zu sagen, wie es Ihnen geht! Jeder Ihrer lieben Briefe führt mich zu Ihnen, und so oft dies geschieht, so viele Tage bringe ich still glücklich in meiner Vaterstadt zu, wo

ich so schwer litt und doch so frohe Stunden verlebte! . . . Meines Vaters Grabhügel brauche ich Ihnen wohl nicht in's Gedächtniß zu rufen?«

Friedrich's Abreise nach Baden-Baden verzögerte sich bis in die erste Woche des August. Alfred war schon unruhig geworden und fürchtete, sein Freund werde am Ende gar nicht kommen. Die Freude, ihn dennoch wieder zu sehen, vermehrte noch seine heitere Laune.

»Wo ist Signora Carità?« fragte ihn Friedrich, da er Alfred immer allein traf und er der schönen Tänzerin auch mit keiner Sylbe gedachte.

»Ja, wo ist sie!« wiederholte der dramatische Sänger. »Sie schmolzt, und um diese Krankheit, an welcher Frauen oder vielmehr Individuen, welche dem schönen Geschlecht angehören, häufig leiden, alsbald wieder los zu werden, hat sie mich auf einige Zeit verlassen. Du glaubst nicht, wie köstlich, wie bindend dies ist! So eine plötzliche Trennung von dem Wesen, das man liebt, wenn unvermuthet das Liebesthermometer in Folge eingetretener Stürme fast bis auf Null sinkt, wirkt wahre Wunder. Die Luft klärt sich indeß wieder auf, die Sonne blinkt erst matt, dann hell strahlend durch das zerflatternde Gewölk, und ehe man sich's versieht, hält man sich wieder zärtlich im Arm. Ich sage Dir, Freund, es gehört einiges Geschick dazu, mit solch einem tanzenden ›Weiberweschen‹, wie mein Schweizerischer Freund in Köln zu sagen pflegte, immer in Ruhe und Frieden zu leben. Ein gewöhnlicher Ehemann wie Du, der eine musterhafte Frau besitzt, kennt das nicht!«

»Und wenn die Signora Dich ganz verläßt?«

»Thut sie nicht, kann sie auch nicht!« sagte Alfred. »Sie findet keinen zweiten Liebhaber, wie mich. Wir sind ganz aparte für einander geschaffen. Haben wir uns tüchtig die Wahrheit gesagt, so tragen wir uns gegenseitig nichts nach. In jeder Hinsicht auf großem Weltfuß lebend, machen wir es genau, wie die großen politischen Mächte. Wir schließen immer Frieden auf ewige Zeiten und drücken ein paar Dutzend Küsse als Siegel unter jeden solchen Tractat, wenn aber ein paar Wochen vergangen sind, brechen wir ihn wieder, ohne uns im Geringsten ein Gewissen daraus zu machen.«

»Wird Dir denn in solcher Einsamkeit die Zeit nicht lang?«

»Keineswegs! Auch bin ich nicht einsam, wie man hier, wo die feinste Gesellschaft und die routinirteste Gaunerei sich zusammenfindet überhaupt gar nicht vereinsamen kann. Suchst Du nicht, so *wirst* Du gesucht, und bist Du nicht aus Fischschleim und Fischblut zusammengesetzt, so mußt Du irgend einen solchem Sucher und Versucher folgen. Als Mann von Charakter und als singender Darsteller von Charakterrollen, wenn sie auf meine Kehle zugeschnitten sind, ziehe ich es vor, nicht erst auf Versucher zu warten, sondern mich ihnen lieber gleich anzuschließen. Wenn Dein strenges Weibchen es erlaubt, wollen wir selbender oder auch zu Dritt schon heute Abend die Stätte betreten, wo der Teufel im modernsten Stutzer costume Seelen angelt und fängt.«

»Erkläre Dich deutlicher.«

»So unschuldig bist Du, daß Du die Sprache der Gleichnisse nicht einmal verstehst?«

»Dem Teufel stehen, wie Du ja selbst sagst, viele Masken zu Gebote.«

»Hast Recht! Also kurz und klar: wir wollen die Spielbank besuchen.«

»Aber nur als Zuschauer!«

»Wie Du willst! Es ist amusant und belehrend, dem Spiele, wie man es hier treibt, zuzusehen. Es ist Methode darin.«

»Ich glaube es. Dürfen Damen auch in diesem glänzenden Vorhofe zur Hölle erscheinen?«

»Man ihnen alle Freundlichkeit erweis't,« sagte Alfred mit mephistophelischem Lächeln.

Friedrich sagte zu, und die Freunde fanden sich, von Clara begleitet, rechtzeitig in den Räumen ein, wo die eleganteste Gesellschaft im Spiel ihr Glück versuchte.

Der Virtuose hatte eben so wenig wie Clara jemals ein Roulette gesehen, der weltgewandtere Alfred, von dem Grundsatz ausgehend, daß man, um Erfahrungen einzusammeln, Alles versuchen müsse, und daher gelegentlich auch mit der Sünde, wenn sie nur anmuthig auftrete, ein klein wenig schön thun dürfe, war ziemlich vertraut mit den Gesetzen dieses Hazardspieles. Er erklärte den Neulingen die Bedeutung der Zahlenreihen, und die Art und Weise, wie man setzen müsse und den Einsatz durch

Stehenlassen des Gewinnstes im glücklichsten Falle ver-
hundertfachen könne. Friedrich begriff leicht und muß-
te zugeben, daß diese eigenthümliche Einrichtung etwas
merkwürdig Verführerisches habe.

»In der That,« sagte er, »wenn Beelzebub auf Fang aus-
geht, so hat er an dieser grünen Tafel ein Terrain, wo es
ihm an Opfern nicht fehlen kann. Hast Du schon einmal
die lockend umhüllte Krallen berührt?«

»Die Wahrheit zu sagen, ja!«

»Mit oder ohne Glück?«

»Man hat im Anfange immer Glück. Hier heißt es
nicht: aller Anfang ist schwer, sondern: des Lasters Weg
ist anfangs breit, später pflegt er schnell abschüssig zu
werden, und eh' man sich's versieht, geht es kopfheister
in den gräulichen Schlund hinab, auf dessen Grunde die
Teufel lachen und tanzen! Sieh dort den vornehmen alten
Herrn mit dem Ordensbände im Knopfloche! Vorgestern
war ich Zeuge, wie er zwanzigtausend Gulden gewann.
Heute hat sich der Wind gedreht. Er verliert fortwährend,
und ich wette, wenn er nicht aufhört, so geht er ärmer
als der geringste Tagelöhner nach Mitternacht von dan-
nen. In solchen Fällen kommt es wohl vor, daß plötzlich
ein Schuß in der Nähe fällt, und erkundigt man sich am
nächsten Morgen, was es gegeben habe, so heißt es: das
Spiel hat gestern ein Opfer gefordert. N. N. verlor sein
ganzes Vermögen und noch etwas darüber. Man fand ihn
mit zerschmettertem Hirnschädel dort im Gebüsch.«

Clara achtete nicht mehr auf das Gespräch der Männer,
ihre Augen hafteten an dem Gold, das von den Croupiers

bald eingezogen, bald in Masse an glückliche Spieler ausgezahlt wurde. Der ältliche Herr verlor ununterbrochen, aber er verzog keine Miene. Immer von Neuem setzte er Rollen Goldes auf eine der Zahlenreihen, und zog der Croupier diese ein, verfärbte sich nur das Gesicht des leidenschaftlichen Spielers ein wenig.

Die Gesellschaft am Roulette wechselte oft. Glücklich Spielende, die sich zu mäßigen verstanden, verließen den gefährlichen Ort, wenn sie eine gewisse Summe gewonnen hatten. Immer aber ward ein frei gewordener Platz sogleich wieder von Nachdrängenden eingenommen. Gesprochen ward nicht, nur geflüstert. Bisweilen seufzte wohl auch ein Verlierender, oder man vernahm ängstliches Athmen, banges Stöhnen. Auf solche Zeichen wachsender Angst achtete indeß von den Spielenden Keiner. Die Augen dieser gleichsam Bezauberten hingen nur an dem kreisenden Rade, an der umrollenden Kugel, und der monotone Ruf des Bankhalters nach dem jedesmaligen Fall der Glückskugel machte die Einen zusammenzucken, die Andern leichter aufathmen.

Der unglücklich spielende Herr mit dem Ordensbande verlor noch einmal eine beträchtliche Summe und verließ dann schwankend die unselige grüne Tafel. Er warf sich im Hintergrunde auf einen Stuhl, senkte den Kopf auf die Brust und blieb so lange Zeit regungslos sitzen. An seine Stelle trat jetzt ein Anderer, der auffallend plebejische Gewohnheiten hatte. Er war schlecht gekleidet, trug keine feine Wäsche und vermied es, frei um sich zu blicken. Mit niedergeschlagenen Augen, die indeß die Tafel mit

den Glücksnummern und die Drehscheibe sehr scharf überwachten, saß er da, seine ungetheilte Aufmerksamkeit nur dem Spiele zuwendend. Sein fast haarloser Kopf machte den Eindruck eines Todtenschädels. Die farblose Haut auf dem entsetzlich hagern Gesicht dieses Spielers machte ihn selbst den Mitspielern unheimlich.

Dieser Mann kannte offenbar Niemand, wie auch er Jedem fremd zu sein schien. Am Spieltische aber mußte er zu Hause sein. Er setzte mit großer Seelenruhe und pointirte hoch. Gewinn und Verlust wechselten bei ihm, ohne daß er sich dadurch stören ließ. Ein paar Mal strich er sogar bedeutende Summen ein. Dies schien ihn zu er-muthigen. Er wagte mehr, er setzte zuversichtlicher und hielt namentlich Roth immer mit einer hohen Summe. Drei-, viermal hinter einander gewann Roth. Ein Haufen Gold sammelte sich an um den Einsatz des kühnen Spielers, dessen niedergeschlagenen Augen nur ab und zu einen funkelnden Strahl auf den Bankhalter warfen. Das Rad drehte sich zum fünften Male – Roth hatte verloren! – Der Mann mit dem kahlen Schädel zuckte zusammen, und zum ersten Male schlug er die Augen groß auf und blickte rasch um sich, als wolle er fragen, was die Mitspielenden zu seinem Verluste wohl meinten. Gleichzeitig warf er wiederum eine Hand voll Gold auf das ver-rätherische Roth.

Friedrich fühlte einen Druck seines Armes und Clara sagte flüsternd:

»Kennst Du den Mann? Hast Du seine Augen gesehen?«

»Es ist mir, als müßte ich ihm irgendwo schon begegnet sein.«

»Betrachte ihn genau – bemerke seine Augenbrauen! Sie sind jetzt freilich grau, aber er ist es – er muß es sein!«

»Heiliger Gott, Baumfahl!« flüsterte Alfred, die Hand des Freundes erfassend. »Er lebt – er will durch Spiel sein verlorenes Banco wieder gewinnen!«

»Still!« sagte Friedrich. »Stört ihn nicht! Ziehen wir uns zurück, damit er uns nicht ebenfalls erkennt. Wer kann wissen, ob wir dem Bedauernswerthen nicht zur rechten Zeit begegnen. Seine Ruhe scheint erkünstelt zu sein. Er wagt Alles, um Alles zu erringen. – Verfolgt ihn das Unglück, dann wird er dem Herrn mit dem Ordensbande früh genug folgen.«

Clara hatte sich nicht getäuscht. Es war Baumfahl, der banquerott gewordene reiche Mann, der jetzt mit schmutziger Wäsche und in grobem Rocke dort drüben an der Tafel saß, und die hageren krummen Finger zitternd nach den rollenden Goldstücken ausstreckte, die in immer größerer Menge den Tisch bedeckten. Aber selten nur warf das launenhafte Glück ihm einige zu. Er verlor fast immer, und je leidenschaftlicher er spielte, je öfter er mit den Zahlen wechselte, desto treuloser ward ihm das Glück. Endlich stand er auf, legte eine Banknote auf den Tisch und hielt sie fest mit dem Zeigefinger. Die Freunde standen in geringer Entfernung hinter ihm. Friedrich hörte, daß Baumfahl murmelnd das Wort ›Banco‹ aussprach.

Er verlor. Das altgewohnte ›Ha, ha!‹ entglitt seinen Lippen, es war aber nicht der alte sorglose Ton, sondern

klang wie ein wimmernder Ruf der Verzweiflung. Dann knöpfte er seinen grobtuchenen schlotternden Rock bis an den Hals zu, drückte den abgegriffenen Hut tief in die Stirn und verließ den Unglückstisch.

»Mich dünkt, jetzt ist es Zeit, uns dem Manne zu erkennen zu geben,« sagte Friedrich.

»Was willst Du beginnen?« fragte Alfred.

»Ihm helfen, wenn ich kann – Du siehst ja, daß er unglücklich, vielleicht gar verloren ist!«

»Wie willst Du ihm helfen?«

»Das weiß ich noch nicht, aber es wird Mittel und Wege geben, die wir bei einigem Nachdenken ausfindig machen. Laß uns nicht zögern! Er eilt – sein böser Dämon winkt ihm! Ich muß den Unglücklichen sprechen!«

Da Alfred zögerte, riß er sich von ihm los. »Beschütze mein Weib,« fuhr er fort, »und folge mir! Es ist nöthig, daß ich Baumfahl allein spreche.«

Am Eingange des Spielsaales nahm Friedrich mit einem Händedruck Abschied von Clara. Baumfahl hatte schon einen Vorsprung gewonnen. Er wandte sich dem Thale zu, in seiner Rechten funkelte etwas Glänzendes, das er den Blicken der Promenirenden zu verbergen suchte. In der Eile des Verfolgens strauchelte Friedrich, und Baumfahl gewann einen kleinen Vorsprung. Unser Freund raffte sich jedoch schnell wieder auf und setzte nun dem Unglücklichen sprungweise nach. Die eiligen Schritte des hinter ihm Laufenden hörte Baumfahl, und einen flüchtigen Blick rückwärts werfend, spannte er den Hahn des Pistols mit zitternder Hand.

»Baumfahl!« rief jetzt Friedrich, der das Knacken der Feder hörte. »Ein Freund will Sie sprechen!«

Das alte Lachen antwortete dem Rufe, dann zuckte ein Blitz auf und ein Schuß fiel. Ueber Friedrich's Haupt piff schwirrend eine Kugel in's Leere.

Baumfahl lag am Boden. Die Kugel hatte nur die Schädelhaut gestreift. Er blutete wenig. Aufregung und Furcht vor dem letzten schrecklichen Augenblicke hatten ihn zu Boden geworfen.

Friedrich kniete vor ihm nieder. Er richtete ihn auf, sprach ihm liebevoll zu, nannte seinen Namen und suchte ihn zu beruhigen.

»Vertrauen Sie mir, Herr Baumfahl,« sagte der gutherzige Virtuose, »ich will Ihr Bestes, und wenn Sie meine Hand nicht von sich stoßen und mich hören wollen, so ist Ihnen geholfen! Noch haben Sie Freunde. Man hat Sie lange schon gesucht, aber Sie verbargen sich ja, daß Niemand Sie auffinden konnte!«

Inzwischen war Alfred mit Clara herangekommen. Ein Strahl des Mondes, der am wolkenlosen Himmel glänzte und die Bergformen des Schwarzwaldes scharf gegen den lichterem Grund des Himmels abzeichnete, fiel auf Clara's sanfte Züge.

»Landenberg's Geist!« murmelte Baumfahl, mit der Hand seine Augen bedeckend. »Er verfolgt mich immer – er läßt mir keine Ruhe, bis er mich in's Grab gestürzt hat. . . . Auch drinnen – am grünen Tische berührte er mit seinem gespenstischen Finger das Gold und entfremdete

mir dadurch das Glück! . . . Lassen Sie mich! Ich bin des Lebens überdrüssig, ich will sterben!«

Er tastete nach der Waffe, die ihm entglitten war. Sie ruhte bereits in Alfred's Händen.

»Kein Geist verfolgt Sie, nur theilnehmende Meuschen wollen Sie zurückhalten von einer nie wieder zu sühnenden Frevelthat,« sprach Friedrich, mit Alfred's Hilfe den Erschütterten aufhebend. »Clara Landenberg ist mein Weib, Sie flucht Ihnen nicht, denn sie ist mild und hat Ihnen längst vergeben! . . . Da naht sie Ihnen liebevoll und streckt Ihnen versöhnend die Hand entgegen.«

»Das thue ich, und zwar von Herzen,« sprach Clara, die kalte, noch zitternde Hand des Unglücklichen erfassend.

Baumfahl entzog sie ihr nicht. Sein Blick streifte scheu das fromme Auge der schönen jungen Frau. Ein Gefühl der Rührung und Schaam bewegte sein milden und sanften Empfindungen wenig zugängliches Herz.

»Ich bin aber ein Bettler,« sagte er fröstelnd, »und von Wohlthaten, die ich nicht verdient habe, kann und will ich nicht leben!«

»Beruhigen Sie sich darüber, Herr Baumfahl,« erwiderte Friedrich. »Man wird Ihrem Gefühl nie und nimmer zu nahe treten, noch weniger wird es Jemand einfallen, Sie demüthigen zu wollen. Sie sind kein Bettler, Sie waren es nie! Nur Ihre plötzliche Abreise war Schuld, daß Sie nicht unmittelbar nach Regelung Ihrer Angelegenheiten wieder in eine geachtete Stellung eintraten. . . . Ich will Ihnen das näher auseinander setzen, wenn Sie uns begleiten wollen.«

Baumfahl widerstand nicht länger. Er schien keinen eigenen Willen mehr zu haben. Am Arme Alfred's, der sich jetzt dem ehemaligen Rentier selbst vorstellte, folgte er dem voran schreitenden jungen Paare.

In Friedrich's Wohnung gewann Baumfahl unter Clara's liebevoller Behandlung alsbald seine Fassung wieder. Die Eröffnungen des Virtuosen, welche durch Alfred bestätigt wurden, erfüllten ihn mit neuer Hoffnung, und jetzt erst fand er wirklich tief empfundene Worte des Dankes.

Die Unterredung der Freunde mit dem Geretteten und der Welt Wiedergegebenen dauerte bis tief in die Nacht hinein. Baumfahl verließ die theilnehmenden Menschen, deren moralischen Werth er so wenig gekannt hatte, in ganz veränderter Stimmung, und die Freunde durften den Mann sich jetzt selbst überlassen, ohne fürchten zu müssen, daß er ein zweites Mal die Hand gegen sich selbst erheben werde.

»Ich füge mich Ihrem Wunsche,« sagte Baumfahl, sich auf einige Stunden von den Freunden verabschiedend. »Sobald Sie die Reise antreten wollen, bin ich bereit, Sie zu begleiten.«

SECHSZEHNTE KAPITEL. IN DER HEIMATH.

Ein milder Augustabend lag über der friedlich-stillen Landschaft. Auf den Bergwiesen riefen Hirten und Hirtinnen das weidende Vieh durch gesangartiges ›Hureih,

Hureih!« zusammen, um es für die Nacht in die Stallungen zu treiben. Hochbepackte Getreidewagen schwankten auf staubigen Feldwegen den Gehöften zu, und von der Sonne gebräunte Schnitter und Schnitterinnen folgten in langen Reihen. Aus den Thälern, an deren Geländen die Bauernhöfe malerisch zerstreut zwischen Gärten und eingehegten Ländereien lagen, vernahm man das schrille Klirren des Dengelhammers, den mehr als ein Schnitter handhabte, um die Sense, die am nächsten Morgen wieder gebraucht werden sollte, vor Feierabend neu zu schärfen.

Auf dem Marktplatze der kleinen Landstadt, die von goldenem Sonnenrauch umglüht zwischen Fruchtgärten lag, spielten Kinder, während die Zahl der Mädchen am Röhrbrunnen immer größer ward, und die Zungen Aller bald durch lebhaftes Gespräch und wichtige Erzählungen in muntere Bewegung gesetzt wurden.

Unfern der Kirche, von grünem Hag umgeben, lag ein kleines sauberes Häuschen. Spaliere waren an den Wänden angebracht, an denen sich hier Weinreben emporrankten, dort unter der Scheere gehaltene Birnbäume ihre fruchttragenden Zweige ausstreckten. Der zum Hause führende Weg war mit schönem gelbrothen Sande bestreut. Die Hausthür stand offen, und eine grau gestreifte Tigerkatze saß auf der Schwelle und putzte sich im abendlichen Sonnenstrahl.

Jetzt zitterte ein schmelzender Ton, der von weichstem Piano zum stärksten Fortissimo anschwell, aus dem Innern des Häuschens, und die Melodie des Chorales ›Nun

danket Alle Gott, ward von der Hand eines Meisters auf der Glasharmonika gespielt.

Es war ein alter Mann mit Silberlocken, der nach alter Gewohnheit zum Feierabend sich an das ihm lieb gewordene Instrument setzte, um ein Dank- oder Betlied darauf zu spielen. Jetzt schloß er die Harmonika, weil das Abendgeläut auf dem nahen Kirchthume zu Ende war und eine Anzahl Schläge an die große Glocke die Gemeinde zum Beten aufforderte.

»Weißt Du, Mutter,« sprach der Greis, sein Käppchen von schwarzem Sammet wieder auf sein Silberhaar drückend, »je näher die Stunde ihrer Ankunft rückt, desto banger oder wunderlichen wird mir! Mir ist Alles fremd, was draußen liegt, und wenn ich jetzt gezwungen würde in die Welt zu gehen, ich glaube beinahe, mir würde himmelseelenangst und ich wäre so unbeholfen wie ein Kind! Das macht, die Zeiten haben sich geändert. Denke 'mal, Mutter; wie lange Jahre ist's her, da kamen die Eilposten aus. – Was haben wir uns dazumal geängstigt um Vetter Brindowsky! Du bliebst dabei, er müsse sich unterwegs die Schwindsucht holen, weil's so erschrecklich geschwind ging, und man sich gar nicht ordentlich ausruhen könne. Und nun haben sie gar Eisenbahnen, und die entsetzlich schnaufenden Dampfwagen machen in Zeit von einer Viertelstunde bequem ihre zwei Postmeilen! – Dein Vater, der Stadtbader, hatte wohl Recht, als er sich den Tod wünschte. Die Welt läuft itzund zu geschwind, man kann nicht mehr Schritt mit ihr halten, und da ist Abfahren und zur Ruhe gehen immer das Beste.«

Die Frau Organistin Vollton hörte nur mit halbem Ohr auf die Rede ihres Mannes. Sie studirte schon zum sechsten oder siebenten Male einen Brief durch, der vor einigen Tagen angekommen war. »Drei Viertel auf sieben!« sagte sie, eine Bemerkung auf ihres Mannes Auslassungen umgehend. »Gegen sieben Uhr oder etwas später wollen sie da sein, schreibt Friedrich. Wort hielt er immer, auch dann, wenn Schelte seiner warteten. Wenn also kein Rad abgelaufen oder eine Axe gebrochen ist oder wenn sie auf unsern Prachtwegen nicht umgeworfen haben, müssen sie bald hier sein.«

Der Organist stand auf und trat an's Fenster. Die Katze sprang auf einen daneben stehenden Schemel, machte einen krummen Rücken und strich sich schnurrend am Arm des Hausherrn.

»Wenn sie nur nicht gar zu vornehm wäre!« sagte er, bedenklich die am blank gescheuerten kupfernen Ofentopf sich anlehrende Frau anblickend. »Sie ist von weit her, und alles Fremde ist auch etwas aparte!«

»Das laß halt gut sein, Vater,« erwiderte die resolute Frau. »Ich bin meines Herrn Sohnes Mutter, und wäre seine Frau eine Prinzessin, meinerwegen von England her oder aus Spanien, den Respect als Schwiegermutter werde ich mir niemals vergeben! Du weißt –«

»Ich weiß, daß man Dir niemals ein X für ein U machen kann, also glaube ich Dir,« erwiderte der Organist. »Und was noch mehr ist, ich muß Dir sogar Recht geben, welches zwar meistens, doch nicht immer in unserer vierunddreißigjährigen Ehe geschehen ist.«

»Und wobei Du Dich hoffentlich sehr wohl befunden hast.«

»So wohl, daß ich ein besseres Loos und eine angenehmere Last zu tragen mir niemals gewünscht habe!«

Ganz aus der Ferne ließ sich jetzt das Geschmetter eines Posthorns hören. Als der Schall sich näherte, schüttelte der Organist den Kopf und hielt sich die Ohren zu.

»Es ist doch ganz abscheulich,« sprach er, »daß auch jeder Bauerlummel heutigen Tages musikalisch sein will! Da schnitzen sie Pfeifen, die Kerls, so lange sie barfuß laufen und um Gottes Willen in die Schule gehen. Und wenn sie mit Ach und Krach confirmirt worden sind, und ein Pferd anzuschirren nothdürftig gelernt haben, wollen sie Postillone werden, blos der Uniform, des glänzenden Hutes und der Schnur wegen, an der über der linken Hüfte das Posthorn hängt. Auf einem Sattelpferde hängen wie ein Sack voll Rührlöffel ist aber leichter, als das Posthorn blasen, und doch vermeint jeder Narr mit gesunder Lunge das Ding machen zu können! – Nun muß noch zum Unglück der Holtei sich hinsetzen, und solch einem verwetterten Operncomponisten ein Lied vorpfeifen, wie sie dem verteufelten Landsmanne zu Dutzenden im Kopfe herumsommen, damit nur ja solch unmusikalischer Postillon es auf seinem Horn gleich nachdudet.«

»Schier dreißig Jahre bist Du alt – hast manchen Sturm erlebt – Halt, Landsmann – das klappt und klingt nicht, das macht höchstens die Mäuse rebellisch. – O Gott, Mutter! So schließ doch die Fenster! Der gräßliche Kerl fängt,

weiß Gott, auch den zweiten Vers zu duten an, und noch dazu ganz in der Nähe!«

Die Frau Organistin schloß aber das Fenster nicht, sie beugte sich vielmehr mit dem halben Oberkörper vor, um nach der Ecke blicken zu können, von woher der Schall des Hornes kam, und wo sich jetzt auch das Gepolter eines Wagens hören ließ, dem das wahrhaft fürchterliche Straßenpflaster des Städtchens übel genug mitspielte.

Der Klang des Posthorns zu so ungewohnter Stunde verkündigte die Ankunft einer Extrapost und verursachte keine geringe Aufregung unter der Bevölkerung. Es dauerte auch nicht lange, so erschien eine Chaise sehr altväterischer Bauart, von deren Bock der Postillon jetzt zum dritten Male das berühmte Holtei'sche ›Mantellied‹ höchst unrein anstimmte.

Vor des Organisten Wohnung hielt die bestäubte Kutsche. Am Schlage lehnte ein freundliches Gesicht, das jetzt zu nicken begann, als es die Haube der Frau Organistin erblickte.

»Sie sind's, Vater, sie sind's!« rief die alte Frau, und Thränen der Rührung traten in ihre Augen. »Gib mir den Arm, Vater, mir zittern die Knie! ... Sagt' ich's doch, daß er Wort halten würde, unser Friedrich! Er war ja immer so! Er hat nie eine Fliege betrübt! Und da rappelt sich auch schon das Weibel heraus aus der alten Karrete! ... Mein Gott, wo hab' ich denn meine Pantoffeln – die rothsaffianenen, Vater! Dort unter'm Kanapee stehen sie ja! – Na, 's thut wohl nichts, daß ich mir am Fenster die Haube verschoben habe! ... Komm, Alterchen, komm, daß

sie nicht bange werden und daß sie merken, wie lieb uns ihr Kommen ist!«

An der Thür schon flog Friedrich den alten Aeltern entgegen.

»Grüß' Gott, Ihr Lieben!« rief er, Beide flüchtig aber herzlich umarmend.

»Da bin ich, wie ich Euch schrieb, und hier hab' ich mein liebes Weib mitbracht, das Ihr als gute Tochter freundlich bei Euch aufnehmen wollt!«

Es bedurfte keiner weiteren Empfehlung. Mutter Vollton schloß Clara so herzlich in ihre Arme, als hielte sie ihre eigene Tochter umschlungen, und der Organist sagte als Zeichen seines Beifalls nur:

»Sie tritt auf, wie ich sie mir gedacht habe. Gott segne Euch, und habt Dank, daß Ihr mir auf meine alten Tage noch solche Freude bereitet.«

»Ich bringe aber Gesellschaft mit, Vater,« sprach Friedrich, »und wie Ihr's immer anfangen mögt, für die nächste Nacht müßt Ihr meinen Reisegefährten Herberge unter Euerm Dache geben!«

Alfred Drollig trat in seiner lebhaften Weise auf den Organisten zu und schüttelte ihm die Hand.

»Sie kennen mich doch, Herr Vollton?« sprach er. »Dort an dem braun angestrichenen Klavier, unten mit der großen Trommel, haben Sie mich verdienstermaßen oft bei den Haaren gezupft, wenn ich statt Fis leichtfertig F griff. Ein Bissel anders bin ich nun freilich wohl geworden in den letzten sechs Jahren, aber der alte lustige Thunichtgut steckt doch immer noch in mir.«

Vater Vollton gerieth in einige Verlegenheit dem ehemaligen Schüler gegenüber. Als halbwachsenen Jüngling hatte er Alfred in die Welt gehen sehen, und nun stand ein stattlicher Mann, ja sogar ein vornehmer Herr vor ihm, der sich keines geringen Rufes als Bühnenkünstler erfreute. Er ging jedoch heiter auf den Ton des muntern Mannes ein, hieß ihn ebenfalls willkommen und meinte, er könne ihn künftigen Sonntag in der Kirche vertreten. Das sei der beste Weg, ihm zu zeigen, wie weit er es gebracht habe.

»Endlich, werther Herr, bittet ein Kranker, der in der Welt umherirrt, um an Geist und Körper wieder zu gesunden, um Aufnahme,« sprach ein bisher im Hintergrund gebliebener Mann, der etwas Abschreckendes hatte, denn er sah aus, als habe er wochenlang im Grabe gelegen. Wir wissen, daß es Baumfahl ist.

Friedrich nahm den Vater bei Seite, um ihn einige Augenblicke allein zu sprechen. Was er ihm bezüglich dieses unerwarteten Gastes mittheilte, beruhigte den Organisten. Baumfahl fand, gleich den Uebrigen, zuvorkommend Aufnahme.

Mutter Vollton hatte nun alle Hände voll zu thun, die Arbeit sollte ihr aber gar sehr erleichtert werden. Clara warf ihre Reisekleider ab, band sich eine Schürze vor und drängte sich zur Mutter ihres geliebten Friedrich in die Küche.

»Ich bin es von Jugend auf nicht anders gewöhnt gewesen, bestes Mütterchen,« sprach sie mit dankerfülltem Herzen. »Daß ich es so gut haben sollte in der Welt wie

jetzt, das ist mir nicht in der Wiege gesungen worden. Also lassen Sie mich gewähren, liebe Mutter! Ich will heute Abend von Ihnen Forellen sieden lernen.«

Clara lernte es, und die köstlichen Bergfische munden Allen vortrefflich. Die Unterhaltung bei Tische ward immer belebter, immer gemüthlicher. Selbst Baumfahl, der seit seiner Rettung durch Friedrich sehr in sich gekehrt blieb und eine völlige Umwandlung seines innern Menschen erlitten zu haben schien, wurde nach und nach gesprächig und zeigte wieder eine lächelnde Miene.

»Ihr habt doch Herrn von Meldorf mein Schreiben sogleich zugeschickt?« fragte jetzt Friedrich. »Er hat billig die gerechtesten Ansprüche auf unsern ersten Besuch. Seinen herzigen Gratulations- und Schenkungsbrief konnte ich damals vor Aufregung nur sehr unvollkommen beantworten. Was die Feder in jenen glückbewegten Stunden nur andeutungsweise ihm sagte, das soll ihm jetzt das offen gesprochene Wort kund thun. Morgen schon brechen wir nach seinem Rittergute auf.«

»Ich kann Euch nicht halten,« versetzte der Organist, »denn was Du bist, das hast Du größtentheils doch nur diesem großmüthigen Manne und enthusiastischen Verehrer der Kunst zu verdanken. Ohne seine uneigennützi-ge Unterstützung wärest Du schwerlich der großen Welt bekannt geworden. Auch eine so liebe Schwiegertochter hätte ich dann nicht umarmen können.«

Hans von Meldorf aber kam unsern Freunden noch zuvor. Ihm ließ es keine Ruhe mehr auf seinem Gute, als er die Ankunft seines Lieblings erfuhr. Was er früher im

Scherz versprochen hatte, das machte er jetzt zur Wahrheit. Mit vier schönen Falben bespannte er seine nicht allzu moderne Kutsche, zog sein bestes Kleid – er selbst nannte es Bratenrock, weil es gewöhnlich nur bei großen Festlichkeiten getragen ward, wo es natürlich auch Braten zu essen gab – an, und fuhr auf den kürzesten, nicht aber auf guten Wegen nach Klein-Glogau. Die Organistenfamilie mit ihren Gästen saß noch beim Morgenkaffee, da rasselte das Viergespann über den Marktplatz und hielt vor Vater Vollton's bescheidenem Häuschen.

»Beim Himmel, er ist's in eigener Person!« rief Friedrich erfreut. »Er hat sein Wort wahrhaftig wahr gemacht und holt mich mit vier Pferden ein!«

Hans von Meldorf lief seinem Schützlinge so fröhlich entgegen, wie ein Bräutigam der Braut. Er herzte und küßte ihn, dann nahm er die lächelnde Clara beim Kopfe und machte es eben so mit ihr.

»Das also ist Deine Auserkorene?« sagte er. »Gib mir noch einen Schmatz, Fritze, Du bist ein Blitzkerl! Schade, daß ich nicht jung bin, diesem netten Weibel zu Liebe machte ich Dich eifersüchtig. Jetzt hat's halt keine Gefahr mehr. Ich bin ein alter Knacks, zwar noch leidlich rüstig für meine Jahre, die Mädels aber und die jungen Weiber wollen von Hans von Meldorf doch nichts mehr wissen! Drum hab' ich mich den Musen ergeben, und da die Musen ohne Göttertrank leicht schläfrig werden, so schmolliere ich zuweilen auch mit Bacchus. Die Weiber kann ich nicht mehr so lieben, wie ich will, Gesang und Wein aber dulden noch immer meine Zärtlichkeit. Drum wollen wir

auf gut Schlesisch fröhlich sein und die Gaben des Herrn nach Kräften, aber mäßig genießen. Und nun packt zusammen Alle mit einander! Die ersten vier Wochen gehört Ihr mir, dann sollt Ihr wieder Eure eigenen Herren sein!«

Baumfahl weigerte sich anfangs, die auch an ihm ergangene Einladung des Gutsbesitzers anzunehmen. Dieser aber ließ sich auf alle Protestationen nicht ein.

»Ich will's,« sagte er sehr entschieden, »also keine Flausen gemacht! Ohnehin habe ich mit Ihnen noch im Vertrauen zu sprechen. Da Geschäfte Ihre Zeit vorläufig nicht sehr in Anspruch nehmen werden, können Sie mir ruhig Gehör schenken. Auf die Börse gehen wir hier zu Lande nicht. – Und Sie, Herr Drollig, Sie dürfen sich vollends nicht bitten lassen! Ich trommele an Kunstpfeifern zusammen, was ich kann; erhalte ich abschlägliche Antwort, so fassen wir uns in Geduld. Ein kleines Quartett kriegen wir doch zusammen. Violoncell oder Bratsche spielen Sie gewiß.«

»Wenn es sein muß, Herr von Meldorf, so blase ich sogar die Baßposaune oder übernehme Pauken und Triangel,« erwiderte Alfred, »nur müssen Sie nicht fragen, wie ich es thue! Für einen Virtuosen mich auszugeben, hatte ich doch bei aller meiner Selbstgefälligkeit niemals Courage genug.«

»Einerlei! Sie kommen zu mir, und es wird Musik gemacht! Ich will nun einmal wieder in künstlerischem Aether mich baden.«

Spät am Abend erreichten die Freunde das Rittergut des Herrn von Meldorf. Hier war, da es an Räumlichkeiten nicht mangelte, Sorge getroffen, daß Alle trefflich logirt wurden, und daß Jeder seinen Neigungen nach Belieben nachgehen konnte.

Es begann nun ein schönes, anregendes Familienleben. Ein Concert brachte Hans von Meldorf zwar nicht zusammen, auch auf das Quartett mußte er mit schwerem Herzen verzichten. Dafür ergötzten Alfred's Gesangsvorträge den glücklichen Gutsbesitzer, und da Friedrich seine Violine mit zu bringen nicht versäumt hatte, spielte der Virtuose einem dankbaren Zuhörerkreise allabendlich die schwierigsten Etüden vor.

So fand die glücklichen Menschen der stürmisch hereinbrechende Herbst. Man hatte, ohne dem Vergnügen zu kurze Zeit zu widmen, doch auch ernste Fragen des Lebens sich aufzuwerfen nicht vergessen, und so war man übereingekommen, daß Friedrich mit seiner jungen Frau für den Winter nach Breslau übersiedeln sollte. Alfred kehrte schon früher in sein Engagement zurück, nicht aber allein. Denn unvermuthet erschien eines Tages mit Extrapost die schöne Tänzerin Signora Carità vor dem Herrenhause des Herrn von Meldorf, um in der heitersten Laune von der Welt ihren Freund abzuholen. Das Wiedersehen Beider war so fröhlich und ungezwungen, als hätten nie Differenzen zwischen ihnen stattgefunden. Im Geheim aber flüsterte Alfred seinem Freunde in's Ohr:

»Ich wußt' es im Voraus. Sie kann nicht leben ohne einen vertrauten Freund, weil ich lustig bin und sie nicht

durch Eifersucht quäle, mag mich das verdammt hübsche ›tanzende Weiberweschen‹ unter allen ihren Anbetern am liebsten, denn ich bin ihr der Bequemste.«

Mit dem feierlichen Versprechen, im Laufe des nächsten Sommers seinen Besuch zu wiederholen, reiste Alfred mit seiner schönen Begleiterin ab. Friedrich gab ihm Briefe und Aufträge nach Hamburg mit, und Clara's letztes Wort an den Scheidenden empfahl dem gefälligen Künstler die Pflege des Erdhügels, unter welchem ihr Vater Frieden gefunden hatte.

Den Zurückbleibenden bereitete Baumfahl einige Zeit sorgenvolle Tage. Der Hochmuth dieses Mannes war zwar durch seine traurigen Erlebnisse gänzlich gebrochen, dafür aber nistete sich fest in ihm der Wunsch ein, Buße zu thun.

»Ich war ein schlechter Kerl,« pflegte er wohl zu sagen, wenn außer Hans von Meldorf keine Zeugen seine Worte hörten, »und um mich zu bessern, bedarf ich der Buße. Eigentlich müßte ich mich kasteien und geißeln, aber das paßt nicht mehr für unsere Zeit.«

Nur langem Zureden und fortgesetzten Vorstellungen der ihm Wohlwollenden gelang es nach und nach, Baumfahl andern Sinnes zu machen. Die meiste Gewalt hatte die milde Clara über den meistentheils still in sich gekehrt dasitzenden Mann. Er nahm endlich die Summe an, welche Silbermann und die Gebrüder Sonderling ihm zugedacht hatten, damit er sich wieder emporarbeite aus seinem Ruin, aber er machte eine Bedingung, von der er nicht abzubringen war.

»Ich bleibe hier in der Nähe,« sagte er. »Oben am Gebirge steht ein Eisenhammer zu Verkauf. Diesen will ich, wenn meine Freunde damit einverstanden sind, mit der mir vorgestreckten Summe erwerben. Es bleibt noch genug davon übrig, um das Geschäft energisch angreifen zu können. Die Werke sind in gutem Stande – ich habe mich erkundigt – Eisen ist gegenwärtig ein sehr gesuchter Artikel, und da das Geschäft mir zu thun gibt, so gewährt es mir auch Zerstreung und zieht mich ab von trüben Gedanken. Das ist's, was ich wünsche und suche. Mit Papieren und Fonds will ich nichts mehr zu thun haben. Ich habe dazu wohl nicht genug kaufmännisches Genie.«

Alle stimmten Baumfahl bei. Der Kauf ward mit Hilfe des Herrn von Meldorf schnell in Ordnung gebracht, und bald war Baumfahl neu gekräftigt in voller Thätigkeit.

Friedrich concertirte mit großem Glück bald da, bald dort. Was sein meisterhaftes Spiel ihm einbrachte, sendete er an Felix Sonderling, um es von diesem in Banco verwandeln zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten wurden zwischen Clara und Recha stets lange Briefe gewechselt. Bisweilen ließ der greise Banquier sich herbei, ein paar weisheitsvolle Bemerkungen als Postscript dazu zu fügen. Solche Notizen löste dann Friedrich vorsichtig ab und hob sie sorgfältig auf.

»Es sind für mich Aussprüche eines prophetischen Geistes,« pflegte er zu Clara zu sagen, »und heut zu Tage, wo die Welt von Geistersehern, Charlatanen, Schwindlern und falschen Propheten wimmelt, ja wo man die heiligste Gabe des Schöpfers oft nur benutzt, um Banco damit zu

machen, muß man so seltene Münzen reinsten geistigen Gepräges als unersetzbare Kleinodien aufbewahren.«

Alljährlich trafen sich die Freunde auf Meldorf's Rittergute. Hier besuchte auch Recha die glückliche Clara, als sie Mutter geworden war. Baumfahl, den der Schmerz geläutert hatte, mußte das Kind aus der Taufe heben. Er that es gern, ein Pathengeschenk aber band er nicht ein.

»Ich will nicht Schuld sein,« sagte er, »daß der finstere Geist des Geldes von dem Herzen des kleinen schuldlosen Wesens Besitz nimmt. Das Leben hat mich gelehrt, daß Geld doch nicht das Höchste ist. Das Allerhöchste zu einem glücklichen Dasein sind Freunde, die uns in der Noth nicht verlassen und Herzen, in denen das Gesetz der Liebe nie erlischt! Sie überdauern jeden Wandel und sind mächtiger als Banco!«